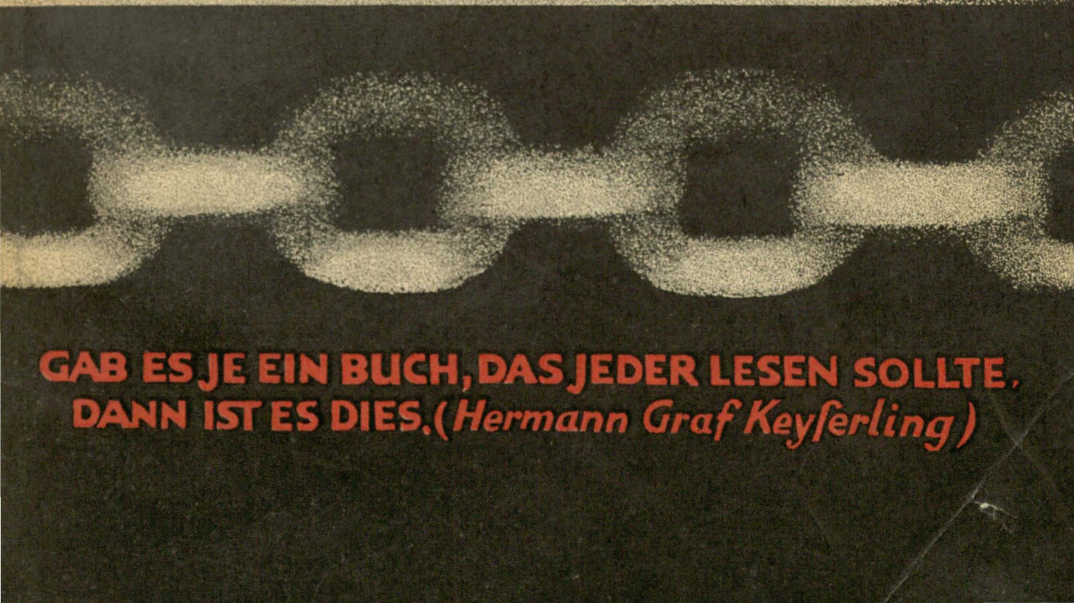
GEORG FUCHS

WIR ZUCHTHÄUSLER

ERINNERUNGEN DES ZELLEN-GEFANGENEN NR. 2911

IM ZUCHTHAUS GESCHRIEBEN



GAB ES JE EIN BUCH, DAS JEDER LESEN SOLLTE, DANN IST ES DIES. (*Hermann Graf Keyserling*)

WIR ZUCHTHÄUSLER

WIR ZUCHTHÄUSLER

Erinnerungen
des Zellengefangenen Nr. 2911

Im Zuchthause geschrieben

von

Georg Fuchs

ALBERT LANGEN, MÜNCHEN 1931

Fd 14929 a
40

Copyright 1931 by Albert Langen, Munich
Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung,
Dramatisierung, Verfilmung und Radiosendung,
vorbehalten.

Prof. Georg Fuchs Albert Langen

Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Einband von E. A. Enders, Leipzig

Inhalt

Seite

Geleitworte VII

Vorbemerkung 1

Erstes Buch: Auf dem Wege zum Zuchthaus 5

Der Schinderkarren und die Speckkiste 7
Klosterbrüder von damals und von heute 9
Untersuchungs-Haft 13
In der Gemeinschaftszelle 18
Das graue Elend und der Siebenfingerige 21
Der Maurer-Maxl 26
Allerhand Zug- und Strichvögel 32
Der Chef der Schmuggler 43
Der Radl-Toni 48
Laßt uns Räuber werden! 51
Abschied von der Welt 53

Zweites Buch: Das Zuchthaus von heute 61

Ankunft im Zuchthause 63
Der erste Tag im Zuchthaus 67
Der Humanitäts-Saustall 77
Narkose 79
Blick durchs Judasauge 83
Der Kerkermeister 91
Der Herr Ober 100
Kunstpflege im Zuchthaus 104
Unsere Maler 111
Das Meierlein, der Kantor, der Küster und der Tenor 115

Drittes Buch: Die gefährlichsten aller Zuchthäusler . . 121

Ein moderner Schinderhannes 123
Modernes Räuberleben 131
Exotische Freunde 137
Meuterei 140
Das Perpetuum mobile 149
Der Dicke Wilhelm 163
Der Clou der Anstalt 172
Er fordert seine Hinrichtung 178
Er feiert Geburtstag 184
Der Ausbruch Eugen Wincklers 189
Wie er unseren Herrgott bestrafte 194
Die Ungefährlichsten 197

Viertes Buch: Weihnachten im Zuchthaus 205

„Und Frieden auf Erden“ 207
Das Christbäumchen 211

Im Inflations-Venusberge 216
Blutschande 225

Fünftes Buch: Eros im Zuchthaus 239

Eine Tragödie rassigen Blutes 241
Ein Freundespaar 252
Der Karussell-Willy 256
Justizmord 266
„Liebchen“ 269
Der Diakon 275
Der Sexual-Fluch 280

Sechstes Buch: Das Zuchthaus der Zukunft 283

Die kriminal-pathologische Verwahrungsanstalt der Zukunft 285
Religion und Zuchthaus 297
Der Engel der Gefangenen 305

Epilog: Begnadigt! 311

Geleitworte

Der Text dieses Buches ist vor Fertigstellung der ersten Auflage einer Reihe von Persönlichkeiten des In- und Auslandes übersandt worden, deren Meinung in ethischen Kulturfragen mit besonderer Aufmerksamkeit gehört zu werden pflegt. Aus den Antworten, welche bis zum Abschlusse des Drucksatzes beim Verfasser eingetroffen waren, ergab sich mit Einstimmigkeit, daß alle diese Persönlichkeiten nicht nur eine Neugestaltung des Strafvollzuges für notwendig halten, sondern auch, daß das Zuchthaus-Problem und die Bekämpfung der Kriminalität bis in die tiefsten geistigen Untergründe der heutigen Weltkrise hinabreichen und zu einer sittlich-kulturellen Angelegenheit der ganzen zivilisierten Menschheit geworden sind. Einige dieser in der geistigen Bewegung der Gegenwart vielfach als führend angesehenen Persönlichkeiten haben dem Verfasser eingehendere Darlegungen über ihre Stellung zu dieser Frage in Aussicht gestellt. Leider war es nicht mehr möglich, das Eintreffen aller dieser Ausführungen vor Drucklegung der Auflage abzuwarten; doch wird sich wohl noch Gelegenheit geben, die durch dieses Buch schon vor dessen Erscheinen angeregten Äußerungen ebenfalls der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Daher seien aus den bei Abschluß des Drucksatzes bereits eingetroffenen Antworten zunächst nur folgende Auszüge wiedergegeben. Es schrieben:

Helene Böhlau:

„Wie ‚Onkel Toms Hütte', das Buch Harriet Beecher-Stowes, vor etwa hundert Jahren der ganzen zivilisierten Welt zum Erlebnis ward und wie dies Buch eine Bewegung auslöste, welche späterhin die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten zur Folge hatte und unsägliches Elend von der Menschheit genommen hat, so wird auch Ihr Buch einen völligen Wandel in der Auffassung und Behandlung der durch die Lieblosigkeit und Verderbtheit der menschlichen Gesellschaft zu Verbrechern gewordenen Mitmenschen zur Folge haben müssen! Es wird vielen dieser Gefangenen und Befangenen die geistige Freiheit und damit wahre Hilfe bringen. — Gott gebe, daß gute Menschen, gelehrte und ungelehrte, den Erlöserwillen in Ihrem erschütternden Werke und in den Jah-

ren der Marter, die Sie unter den Ärmsten der Armen mutvoll durchlitten, begreifen und wirkend miterleben!"

Ricarda Huch:

„Ich habe jetzt Ihr Buch gelesen mit größter Teilnahme und mit gespanntem Interesse. Es ist ein sehr gehaltvolles, sehr schönes Buch, und ich zweifle nicht, daß es großen Eindruck machen wird. — Ich halte die Zuchthausstrafe für ein durchaus verfehltes Strafmittel. So wie sie in den meisten Fällen gehandhabt wird, dient sie dazu, die davon Betroffenen geistig, seelisch und körperlich zu ruinieren. Im besten Falle, nämlich unter dem Einflusse eines sehr humanen und einsichtigen Leiters, können Zuchthäusler vielleicht gebessert werden; selbst in diesem Falle aber, der natürlicherweise immer eine Ausnahme bilden muß, wird der Zweck nicht erreicht, sie wieder dem Leben zuzuführen. — Zweitens halte ich es für eine verwerfliche Praxis, politische Verbrecher mit Zuchthaus zu bestrafen. Meines Wissens ist es eine erst in neuerer Zeit eingeführte Gepflogenheit, die vermutlich den Zweck hatte, den Gegner zu degradieren. Es ist selbstverständlich, daß eine Regierung solche, die es auf ihren Sturz abgesehen haben, der Möglichkeit beraubt, dies zu tun; aber sie hat kein Recht, sie in der Art des Strafvollzuges auf dieselbe Stufe mit gemeinen Verbrechern zu stellen."

Graf Hermann Keyserling, Darmstadt:

„Es war eine providentielle Fügung, daß mir gerade jetzt, wo ich mich besonders intensiv mit den Untergründen des Seelenlebens befasse, nach Lektüre von Heindls klassischem Werk ‚Der Berufsverbrecher' die Aushängebogen von Georg Fuchs' ‚Wir Zuchthäusler' in die Hände kamen. Dieses Buch halte ich für epochemachend in jeder Hinsicht. Dostojewski hat letztlich doch als Dichter geschrieben, dem das auf besonderer Ebene hervorgerufene geistige Erleben wichtiger war als die harte Tatsächlichkeit; Jakob Wassermann als außenstehender Beobachter. Oscar Wildes Persönlichkeit aber zerbrach an der Härte des Unvorhergesehenen. In Georg Fuchs nun findet sich die meines Wissens einzig dastehende Vereinigung dessen, der alles persönlich durchgekostet, der aber trotzdem seinem Schicksal nicht nur überlegen, sondern allen Tatsachen sinngemäß Rechnung tragender Kritiker blieb: des tiefen und warmen Verstehens der besonderen Persönlichkeit und zugleich des für die Allgemeinheit Erforderlichen; endlich des sach- und sinngemäßen Reformers. Kein Zweifel, der Strafvollzug muß ganz anders werden, als er heute ist. Aber nicht Humanisierung des Betriebes im heute üblichen Sinn führt zum Ziel: im Gegenteil, das Maschinelle und allzu Rationelle als solches wirkt

verderblicher und verderbender auf die Seelen als die schlimmste Willkür. Auch gilt es keinesfalls die Strenge auszuschalten; auch der Arzt, der eine Operation oder auch nur eine Entziehungskur verordnet, ist im gleichen Sinne streng. Strenge ist und bleibt ein bestes Erziehungsmittel. Der Sicherung der Allgemeinheit vor dem Berufsverbrecher muß unter allen Umständen Rechnung getragen werden. Aber nachdem der Richter durch die Freiheitsentziehung überhaupt dem für die Allgemeinheit Erforderlichen Rechnung getragen hat, muß es zur Aufgabe einer unter neuen Gesichtspunkten arbeitenden Gefängnisverwaltung werden, jeden einzelnen Fall individuell zu behandeln. Die allgemeine Folge dessen wird es sein, daß die Allgemeinheit vor dem Berufsverbrecher für immer — nicht nur, wie heute, zeitweilig — gesichert, und dem Nichtberufsmäßigen die Möglichkeit geboten würde, nicht zu verderben, sondern innerlich zu wachsen, wozu heute jede Vorbedingung fehlt.

Gab es je ein Buch, das jeder lesen sollte, dann ist es dies!"

Geheimrat Prof. Dr. Bumke,
Leiter der Psychiatrischen Klinik der Universität München:

„Die Fragen des Strafvollzugs und seiner Reform sind so wichtig und zugleich so schwierig, daß nach meiner Überzeugung nur der zu ihnen Stellung nehmen darf, der in der Lage ist, sich ganz in sie einzuarbeiten — und sich selbst ein wirklich erschöpfendes und nicht nur oberflächliches Bild von den Zuständen in Zuchthäusern und Gefängnissen zu machen."

Dr. med. Hans Carossa:

„Empfangen Sie meinen besten Dank! — Ohne Sie zu kennen, habe ich seinerzeit das Schicksal, das Sie betroffen hat, herzlich bedauert! — Möchte es Ihnen vergönnt sein, Ihre berechtigte Verbitterung zu überwinden und neuen Mut zu Ihrer Arbeit zu gewinnen, an der die Zeitgenossen nicht vorübergehen können!"

Dr. med. Alfred Döblin:

„Vielen Dank für Ihr Buch! — Es ist schrecklich, erschütternd und vollkommen zum Verzweifeln! Natürlich stellen diese Schilderungen, die nicht kalt objektiv oder mitleidig, sondern mit der Wut des Leidens gegeben sind, alles in Schatten, was bisher von bloßen Beobachtern berichtet wurde. Ein Material, über dreihundert Druckseiten: für den, der soziologisch, ethisch, menschlich simpel denkt, zum Verzweifeln, zum Ersticken! — — Ich drücke Ihre Hand!"

Derselbe im Literaturblatt der „Frankfurter Zeitung" Nr. 102 bis 104 vom 8. Februar 1931:

„Ich habe eben ein Buch von Professor Georg Fuchs gelesen, im Vordruck, Berichte aus seiner Zuchthauszeit in der bayrischen Strafanstalt Ebrach: ein ganz wichtiges, wahres, seltenes Buch, außerordentlich klare und plastische Bilder von dem Menschenmaterial, das er da neben sich fünf schwere Jahre lang studierte. Auch dabei wurde mir klar — welch kolossale Fortschritte wir im Verkehrswesen gemacht haben und wie unbekannt uns der Nebenmensch ist; das heißt aber auch: wir uns selber!"

Geheimrat Prof. Dr. Richard Graf Dumoulin-Eckart, Schloss Bertoldsheim:

„Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank, daß Sie bei der Herausgabe Ihres Buches an mich gedacht haben. — Gerade in unserer Zeit, wo man in den Zuchthäusern die Guten schlecht und die Schlechten gut behandelt, ist es nicht an der Zeit, aus irgendwelchen Gründen die Zuchthausbehandlung an sich anders als vom rein menschlichen Standpunkte aus zu betrachten — in einer Zeit, wo Tausende herumlaufen, über die man mit Recht mittelalterliche Strafen verhängen würde und die man am liebsten dem Henker im roten Wams überantworten möchte."

Prof. Dr. S. Freud, Wien:

„Die Welle stärksten Mitgefühls nach der Lesung Ihres Briefes brach sich alsbald an zwei Bedenken: einer innerlichen Schwierigkeit und einem äußerlichen Hindernis. Für die erstere gab mir — ein Satz Ihrer eigenen Vorrede den geeigneten Ausdruck: ‚Nun gibt es ja wohl Leute, welche eine so geringe Meinung von der heutigen Kulturmenschheit haben, daß sie die Existenz eines Weltgewissens bestreiten.' Ich glaube, daß ich zu diesen Leuten gehöre. Ich könnte zum Beispiel den Satz nicht unterschreiben, daß die Behandlung der Strafgefangenen eine Schande für unsere Kultur ist. Im Gegenteil, würde mir eine Stimme sagen: sie ist ganz in Einklang mit unserer Kultur, notwendige Äußerung der Brutalität und des Unverstandes, die die gegenwärtige Kulturmenschheit beherrschen. Und wenn durch ein Wunder plötzlich die Überzeugung auftauchte, daß die Reform des Strafwesens die nächste und dringlichste Aufgabe unserer Kultur ist — was würde sich anders herausstellen, als daß die kapitalistische Gesellschaft jetzt nicht die Mittel hat, den für diese Reform erforderlichen Aufwand zu bestreiten! — Die Erkenntnis der anderen, äußeren Schwierigkeit knüpft an die Stellen Ihres Briefes an, in denen Sie mich zum anerkannten geistigen Führer und kulturellen Bahnbrecher erheben

und mir ein Vorrecht auf das Ohr der Kulturwelt zuschreiben. Verehrter Herr, ich wollte, es wäre so; ich würde mich dann Ihrem Wunsche nicht verweigern. Aber mir scheint, ich bin persona ingrata, wenn nicht ingratissima, beim deutschen Volke — und zwar beim gelehrten ebenso wie beim ungelehrten. Ich hoffe mit Bestimmtheit, daß Sie nicht von mir glauben, ich sei durch diese Mißfallensbezeigungen schwer gekränkt worden. Ich bin schon seit Dezennien nicht mehr so kindisch; an Ihrem Beispiel gemessen, wäre es auch zu lächerlich. Ich erwähne diese Nichtigkeiten nur, um zu erhärten, daß ich kein wünschenswerter Fürsprech für ein Buch bin, das die Sympathien der Lesermassen für eine gute Sache entflammen will. — Ihr Buch ist übrigens ergreifend, schön, klug und gut!"

Universitäts-Prof. Dr. med. A. Gallinger, München:

Zweierlei ist mir aus Ihrem Buche, das wohl niemand ohne tiefe Erschütterung lesen kann, klar geworden:

1. daß die hinter Zuchthausmauern Gestoßenen, mit dem Auge einer an keine „Rechts"bestimmungen gebundenen Gerechtigkeit gesehen, im allgemeinen um nichts schlechter, im besonderen häufig besser sind als die meisten derer, denen die Gesellschaft einen sicheren Platz in ihrer Mitte gewährt;
2. daß die Sünden der Gesellschaft gegen die „Verbrecher" viel schwerer wiegen als die der Verbrecher gegen die Gesellschaft.

Zugleich tauchen schicksalsschwere Fragen auf: Wer wird bestraft? Wofür wird gestraft? Zu welchem Zweck wird gestraft? Der Mensch, wegen Mißachtung der vom Gesetz festgesetzten Gebote, antwortet man fast einmütig. Beim Zweck der Strafen jedoch gehen die Meinungen weit auseinander. Die einen erklären die Strafe als „Vergeltung" oder „Sühne" für „Missetaten", andere als „Schutz" der Gesellschaft, wieder andere als „Abschreckung" oder auch als ihren Zweck die „Besserung" des Betroffenen. Die „Gesellschaft" hält sich danach für befugt, Vergeltung zu üben, sich durch „Abschreckung" zu „schützen" und für befähigt, durch Strafen zu „bessern", und ihr Mittel dazu ist der Strafvollzug.

Aus Ihren Aufzeichnungen scheint mir hervorzugehen, daß der Strafvollzug in der heutigen Form den Sinn der Strafe nach keiner Richtung hin erfüllt. Weder ist er eine entsprechende Buße, noch schreckt er ab, und am wenigsten bessert er die Menschen. Die Männer und Frauen, in deren Händen die Ausführung liegt, tragen, wenn ich Sie richtig verstanden habe, die geringste Schuld an jener Sinnlosigkeit. Die eigentlichen Quellen liegen tiefer in einem gedankenarmen Formalismus, der notwendig Zustände im Gefolge hat, deren Schilderung dem gesitteten Menschen die Schamröte ins Gesicht treibt. Darum wünsche ich, der ich mich fern weiß von jeder schwächlichen Empfindsamkeit, Ihrem flammen-

den Mahnruf an die Gesellschaft den Erfolg, daß er die Wertvollen in ihr zur Besinnung weckt. So kann Ihr Buch der Anstoß werden, daß eine Neuordnung geschaffen wird, die erkennen läßt, daß ihre Urheber, trotz unvermeidbarer Härte, Strenge und Unerbittlichkeit, in jedem Menschen noch das Gottesgeschöpf achten.

Geh. Rat Professor D. Dr. W. Kahl, Vorsitzender des Strafrechtsausschusses des deutschen Reichstages:

„Ich bestätige dankend den Empfang Ihres Schreibens sowie des mir zugesandten Buches. Dienstlich bin ich so restlos in Anspruch genommen, daß ich beim besten Willen noch nicht dazu kommen konnte, mehr als einige flüchtige Blicke in das Werk über Ihre schweren Erlebnisse zu werfen. Schon daraus habe ich den Eindruck gewonnen, daß es sich um eine auf besonderer Höhe stehende Darstellung handelt. — Wir werden über die Fragen demnächst beim Strafvollzugsgesetze eingehend zu sprechen haben. — Grundsätzlich bin ich Anhänger eines zwar ernsten, aber in jedem Falle menschlichen Strafvollzuges."

Pater Friedrich Muckermann, S. J., Münster / Westf.:

„Dauernd bin ich jetzt auf Reisen gewesen und konnte leider nicht eher antworten. — Lassen Sie das Buch erscheinen und mir zugehen! Gerne nehme ich dazu Stellung, das auch nachher mit demselben Nachdruck geschehen kann als vorher. Freilich ist es mir bekannt, mit welchem Widerstand man da rechnen muß. Tatsachen sind Tatsachen, und für das Gute muß man kämpfen. — Herzlichen Gruß!"

Erzbischof Dr. N. Söderblom, Uppsala:

„Der gewaltige Ernst, die ungemein eindrucksvolle Kunst der Schilderung von Menschen und Ereignissen und der gesamte sittlich religiöse Gehalt Ihres Buches erinnert mich lebhaft an das, was Ivan Oljel vor mehreren Jahren bei uns über seine Zeit im Gefängnis schrieb. Auch andere Zeugnisse liegen ja vor, zum Beispiel das Bekenntnis des genialen späteren Missionars Skrefsrud über die für das ganze Leben umwälzende und bedeutungsvolle Zeit, die er im Strafgefängnis zugebracht hat. — Mit den besten Wünschen!"

Jakob Wassermann:

„Ich gestehe offen, daß ich an die Lektüre Ihres Buches nicht ohne Mißtrauen gegangen bin; es ist ja ein Gegenstand, dessen sich in den letzten Jahren neben berufenen allzuviele unberufene und

geschäftige Hände bemächtigt haben, als daß eine solche Hemmung nicht ihre Berechtigung hätte. Ihre Schrift jedoch hat meinen Widerstand völlig entwaffnet. Sie haben diese schauerliche Welt groß, rein und neu gesehen, das kann ich ohne Übertreibung sagen; und wenn irgendein Werk geeignet ist, das Gewissen der Zeitgenossen aufzurütteln, so ist es das Ihre. Und das wäre noch wenig; man ahnt auch den Weg der Wandlung und wo man Hand anlegen müßte, um die Dinge zu bessern. Da Sie nicht trocken argumentieren, sondern Schicksale und Gesichte vor uns hinstellen, wird auch dem Leser zum Erlebnis, was Ihnen so tiefes Erlebnis war."

Dr. Oswald Spengler, Verfasser von „Der Untergang des Abendlandes":

„Es muß meiner Meinung nach unterschieden werden zwischen dem Problem der Strafe überhaupt und der Tatsache der Bestrafung politischer Handlungen. Das letzte gehört zum politischen Kampf und kann deshalb in seinen Tendenzen und Formen überhaupt nicht für die Frage von Recht und Strafe geltend gemacht werden. Übrigens ist der politische Kampf eine Art von Krieg, bei welcher die Beteiligten die Folgen auf sich nehmen müssen wie bei jedem Kriege, bis zum Tode, ohne sich beklagen zu dürfen. — Was nun aber das sogenannte Problem des Strafrechts betrifft, das lediglich im revolutionären Deutschland ein Problem geworden ist, so gehört es zu den Erscheinungen jeder Revolution, ein sentimentales Mitgefühl nicht mit dem Ermordeten, sondern mit dem Mörder zu haben. Das ist eine Erscheinung, die wir gegenwärtig bis zum Ekel um uns herum wahrnehmen müssen, über deren Zuchtlosigkeit sich das Ausland mit Recht lustig macht und die im letzten Grunde darauf zurückführt, daß zwischen Revolutionären, Verbrechern und Literaten kein Wertunterschied besteht, von anderen Unterschieden ganz zu schweigen. Die deutsche Justiz, die vor dem Kriege an Unbestechlichkeit und Würde in der Welt unübertroffen dastand, ist heute untergraben, verächtlich gemacht, zur Angelegenheit von Parteien geworden, so daß das Vertrauen anständiger Menschen zu ihr im Begriff ist, zu verschwinden. Angesichts dieser Tatsache halte ich jeden Angriff auf den Rest von Strafen, die überhaupt noch Geltung haben, für ein Verbrechen und würde jede denkbare Verschärfung des Strafgesetzes unbesehen begrüßen und unterstützen. Wenn nach der Todesstrafe auch noch die Zuchthausstrafe fällt, so sind wir einer vollkommenen Anarchie ausgesetzt, und angesichts dieser Gefahr stehe ich, wie gesagt, auf dem Standpunkte, daß die Verschärfung der bestehenden Strafen rücksichtslos unterstützt werden müßte."

*

Hierzu wäre folgendes zu bemerken: In der Tat ist die Bewegung, die auf eine Neugestaltung des Strafrechtes und -vollzuges

abzielt, in Europa kaum irgendwo so lebhaft wie im revolutionären Deutschland und Österreich. Was aber die außer-europäische Kulturwelt betrifft, so ist, wie die in allen Staaten der Union tätige „American Prison Association" beweist, in den Vereinigten Staaten infolge der immer ungeheuerlicher anschwellenden Kriminalität das Bewußtsein noch viel stärker, daß die bisherigen Methoden der Bekämpfung des Verbrechens und also auch des Strafvollzuges völlig unzulänglich geworden sind, und daß daher ein Wandel des Systems ein dringendes Gebot der Stunde ist. — Und nun noch gar die ungeheure Woge von Kriminalität, welche sich aus der Weltkrise der Arbeitslosigkeit zu erheben beginnt! Fast gelähmt vor Entsetzen sieht man in den Vereinigten Staaten, in Deutschland, in Italien und anderwärts auch schon, wie es nicht nur die unbeschäftigt verwahrlosende Jugend, wie es vielfach gerade fleißige, ordentliche unter den gereiften Männern sind, die unter dem Fluche des Nicht-mehr-arbeiten-dürfens allen Halt verlieren, verlieren müssen und sich mit verzweifeltem Ingrimme dem ins Uferlose anwachsenden Millionenheere des Verbrechertums einreihen, meist wohl in der Hoffnung, sich wieder daraus erheben zu können, wenn „wieder vernünftige Verhältnisse eintreten" und es wieder Arbeit gibt. Will man auch sie alle von Amts wegen endgültig im Verbrechertum festhalten, indem man sie mit dem Brandmale des Zuchthäuslers zeichnet? Oder wird man Wege suchen, welche diesen, ohne ihre Schuld, nur durch die den Menschen ausschaltende maschinell-rationelle Mechanisierung aus ihrer Lebensbahn geschleuderten Unglücklichen wieder emporhilft? Wahrlich, wenn es überhaupt noch eine Rettung aus der allgemeinen Ratlosigkeit der Dauerweltkrise gibt, mit welcher heute die Menschheit der wankenden technischen Höchstzivilisation sich dem Chaos zutreiben sieht, dann wird das Problem der kriminellen Sanierung der Völker und damit die Zuchthaus-Frage mit an erster Stelle zu lösen sein!

Der Verfasser

WIR ZUCHTHÄUSLER

Vorbemerkung

Dieses Buch ist im Zuchthause geschrieben. — Ich habe meine in der Zelle gemachten Aufzeichnungen nach meiner Begnadigung, die bei der Reichs-Amnestie zu Hindenburgs 80. Geburtstage am 1. Oktober 1927 erfolgte, nur noch mit Ergänzungen versehen und so unmittelbar in die Maschine diktiert. —

Ich führte im Zuchthause die Grundbuch-Nummer 2911. — Warum ich im Zuchthause war, ist hier nicht weiter von Bedeutung; es genügt, wenn ich sage, daß ich bei den Nachkriegswirren in Bayern, wie so mancher andere, verurteilt worden bin; in jenen Tagen, als dies unglückliche Land wie eine südamerikanische Abenteurer-Republik oder wie ein afrikanischer Negerstaat zeitweise einem verbrecherischen Intrigantentum ausgeliefert und kein Mensch dort sicher war, nicht über Nacht einem skrupellosen Denunzianten, wenn nicht gar Geisel- und Fememördern zum Opfer zu fallen. Von mir soll aber hier gar nicht weiter die Rede sein. Ich bin nur der „Lautsprecher", durch den meine Schicksalsgenossen endlich einmal vernehmlich zu der Welt sprechen und sagen können, wie es im Zuchthause wirklich ist, und die Welt fragen, ob sie, die doch eine „Kulturwelt" sein möchte, das noch weiter verantworten will. — Ich habe alles ganz sachlich mit dokumentarischer Treue so dargestellt, wie ich es selbst gesehen, gelebt, gelitten habe. Nur die Namen meiner Mitgefangenen habe ich meistens durch andere ersetzt mit Rücksicht auf ihre Angehörigen oder auch auf sie selbst; denn manche von ihnen sind ja inzwischen ebenfalls aus der Strafanstalt entlassen worden oder werden es — so hoffe ich — recht bald werden!

Die Lebensgeschichten, die ich erzähle, sind so vorgetragen, wie ich sie aus dem Munde meiner Schicksalsgefährten vernahm. Ich weiß sehr wohl, daß vieles davon, namentlich was ihre Straftaten betrifft, erlogen ist. Trotzdem glaubte ich doch, mich ganz an die Darstellung der Leute selbst halten zu sollen; denn es kommt ja hier nicht darauf an, eine genau zutreffende Schilderung irgendwelcher äußerer Geschehnisse und verbrecherischer Taten zu erhalten — die sind ja etwas Alltägliches und man kann sie den Akten oder den Zeitungen entnehmen —, sondern es galt, an der Hand dieser Selbstdarstellungen in die innere Welt des Zuchthäuslers einzudringen. Da Erzählen und

Darstellen so viel heißt wie das Wesentliche, das Bezeichnende auswählen und das Unwesentliche, Nichtssagende weglassen, so habe ich in Gestalt von mancherlei Verkürzungen und Vereinfachungen auch hier nach diesem Gesetze gehandelt, nicht aber um die dokumentarische Tatsächlichkeit abzuschwächen, sondern um sie durch solch einprägsamere Zusammensicht zu verstärken. Daher muß alles fehlen, was der gemütvolle Leser vielleicht am liebsten finden möchte: alles Sensationelle, alles Romanhafte, alles Schwelgen in Greueln und Scheußlichkeiten, alles Sentimentale oder nach irgendeiner Richtung Zugespitzte. Es steht ganz einfach alles so da, wie es ist, und damit genug! Ich beraube mein Buch damit aller Knalleffekte. Aber ich kann nicht helfen: jedes Effektlicht müßte beleidigen, wo eine so furchtbar ernste Frage an das Weltgewissen gerichtet wird.

Nun gibt es ja wohl Leute, welche eine so geringe Meinung von der heutigen Kulturmenschheit haben, daß sie die Existenz eines „Weltgewissens" bestreiten. Für diese ist aber trotzdem das Zuchthaus ebenfalls, nächst dem Kriegsproblem, sicherlich die wichtigste aller Gewissensfragen dieses Zeitalters der Völkerumwandlung. Denn das Verbrechen bedroht jeden einzelnen Menschen, er sei auch, wer er sei; in jedem Augenblicke kann jeder Mensch, er sei auch, wer er sei, das Opfer eines furchtbaren Verbrechens werden. Jeder Mensch, er sei auch, wer er sei, ist daher im höchsten Maße interessiert an der Frage, ob diese, ihn stündlich an Leben, Gesundheit, Besitz, Ehre, Weib und Kind bedrohende Gefahr richtig bekämpft werde oder nicht. Falsche Behandlung des Verbrechers im Zuchthause erhöht diese Gefahr; richtige Behandlung kann sie zwar niemals ganz beseitigen, wohl aber in einem bisher kaum geahnten Maße verringern.

Wir sind in das Zeitalter einer Weltkrise eingetreten, ähnlich wie die antike Welt um das Jahr „Null" unserer gegenwärtigen Zeitrechnung. Die Stimmen mehren sich diesseits wie jenseits des Ozeans, welche die offensichtliche Unüberwindbarkeit dieser Weltkrise darin begründet sehen, daß das einseitig auf Technik und Finanz-Industrialismus errichtete Weltsystem sich erschöpft habe, daß die mit den ungeheueren Anfangserfolgen der Technik und Industrie im letzten Jahrhundert aufgekommene Annahme sich als irrig erweise, wonach Technik und Finanz-Industrialismus eine unbegrenzte Aufwärtsentwickelung nehmen und also auch eine unbegrenzte Besserung aller Lebensbedingungen der Menschheit herbeiführen müßten. Die Weltkrise nötigt uns dem gegenüber heute zu der Erkenntnis, daß, wie alles in der Natur und im Weltgeschehen, so auch Technik, Industrie, Mechanisierung der Daseinsformen ihre streng gesetzmäßigen Grenzen haben und, sobald diese Grenzen überschritten werden, verderblich wirken müssen. Statt steigender Wohlfahrt und Prosperität bringen sie

der Menschheit dann Weltkriege und Weltkrise; statt schöpferischem Sich-Auswirken Arbeitslosigkeit, statt sittlicher Veredelung zunehmende Kriminalität, statt lebendiger Kunst ein ödes Spekulationsgeschäft mit „Namen" und „Erfolgen", statt steigender Fruchtbarkeit Geburtenrückgang und damit statt erhöhter Kultur ein immer rascher näher rückendes Aussterben der Kulturvölker und deren Überwucherung durch ein entseeltes, entgeistetes, kulturunfähiges Menschheitschaos. Dementsprechend sehen wir heute, daß auch in der Bekämpfung der Kriminalität, welch letztere sich gerade in den Vereinigten Staaten letzthin erschreckend deutlich als eine Ausdrucksform und Sonderfall der allgemeinen Weltkrise erwiesen hat, mit technischen und organisatorischen Methoden nichts mehr zu machen ist, daß auch hier das seitherige Weltsystem sich erschöpft hat. Hier handelt es sich also nicht mehr um ein juristisches Fachproblem, sondern um ein Grundproblem der ganzen Menschheit! —

Krieg, Todesstrafe, Zuchthaus:

die drei Gewissensfragen der Gegenwart, mehr noch der Zukunft! Im Grunde aber ein und dasselbe Problem: darf die Allgemeinheit einen einzelnen Menschen des Lebens berauben? Gibt es irgendwelche Werte, um derentwillen das Gewissen der heutigen Kulturmenschheit das amtliche Töten von Mitmenschen als Recht, ja nur als ertragbar empfinden kann? Denn auch der lebenslänglich oder langfristig Eingekerkerte ist seines Lebens beraubt, kann sein Leben nicht leben, ist bei lebendigem Leibe begraben; und was dem im Kriege, dem auf dem Schafott, dem auf dem elektrischen Stuhle amtlich Getöteten erspart bleibt, das muß der in die Zuchthausgruft Vermauerte bewußt erleben: sein eigenes Tot- und Begrabensein.

Aber schon ist das Gewissen der Menschheit aufgeschreckt! Grauenvolle Ereignisse in den Zuchthäusern der Vereinigten Staaten haben es aufgerüttelt; vor allem aber auch die Bücher der berühmtesten Schriftsteller unserer Zeit, deren Wort mit Recht von der ganzen Kulturwelt mit Aufmerksamkeit gehört wird! Wer durch Dostojewskis Erinnerungen „Aus einem Totenhause", wer durch Paul Verlaines „Mes Prisons", wer durch Oscar Wildes „Zuchthaus-Ballade", wer durch das über alle Maßen ergreifende dänische Buch über Mathilda von Wrede in tiefster Seele aufgewühlt worden ist, wer Jakob Wassermanns Roman „Der Fall Mauritius", wer Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz", wer Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann", Thomas Manns „Tonio Kröger", Ferdinand Bruckners „Verbrecher" gelesen hat, der wird, vorausgesetzt, daß er ein Mensch und kein Unmensch sei, immer einen quälenden Stachel in seiner Seele spüren, wenn er vom Zuchthause hört. Er will, er

muß sich darüber klar werden, ob hier nicht tagtäglich Hunderttausende von Mitmenschen einer, heutzutage zwar „human" verschleierten, aber damit für den, der sie ausübt, wie für den, der sie nicht hindert, um so schimpflicheren Grausamkeit ausgesetzt werden. Deshalb muß die Kulturmenschheit erfahren, wie es eigentlich im Zuchthause ist. Das kann ihr aber niemand sagen als einer, der im Zuchthause war; und zwar nicht bloß als Besucher, Beamter, Arzt, Geistlicher, sondern als „Zuchthäusler", und zwar nicht bloß als ein nur kurzfristiger, auf baldige Befreiung hoffender, sondern als „langfristiger", hoffnungsloser.

Wie die Stimme der Pallas Athene die Vertreter des Volksgewissens zur Abstimmung darüber berief, ob der durch ererbte Blutschuld, ob der durch den Fluchgeist seines Geschlechtes, d. h. durch die dunklen Mächte des Unterbewußtseins zum Mörder an der eigenen Mutter gewordene Orestes von den Furien, von den Rachegeistern, von den dämonischen Vergeltungstrieben der Menschheit sinn- und erbarmungslos weiter gehetzt und gemartert werden soll oder nicht: so soll die durch dieses Buch unverfälscht laut werdende Stimme meiner Schicksalsgenossen, jener Hunderttausende von lebenden Leichnamen, die in Kerkern vermodern, den Vertretern des Weltgewissens die Frage zur Entscheidung unterbreiten und, vielleicht durch den Völkerbund, eine Weltabstimmung darüber herbeiführen, ob es so bleiben soll, wie es jetzt ist, oder ob auch in unserer heutigen Kulturwelt die Erinnyen, die Rachegeister, in „Eumeniden", in zwar streng gerechte, aber auch heilbringende Geister der seelischen Volksgesundung gewandelt werden sollen.

Erstes Buch

Auf dem Wege zum Zuchthaus

Der Schinderkarren und die Speckkiste

Wenn der D-Zug München—Berlin auf dem Bahnhofe Bamberg etwas gar zu lange liegen bleibt und der ungeduldige Reisende den Kopf aus dem Fenster streckt, um einmal nachzusehen, was denn eigentlich los ist, da wird er auf dem Nebengeleise die kleinen, altmodischen, schmutziggrünen Wagen einer Nebenbahn geringster Ordnung stehen sehen, vielleicht auch ein aufgeregt pustendes Maschinchen vorzeitlichster Konstruktion davor; und wenn er dann neugierig nachschaut, in welch weltvergessene Jammergegend dieses Eisenbähnchen rumpeln könnte, da wird er auf dem weißen Blechschilde lesen: „Nach Ebrach." — Und wenn ihm dann noch nicht bewußt geworden ist, was das für eine Bedeutung hat, dann wird ihm das sehr schnell klar werden, wenn er sieht, wie ein ganz anders konstruierter, höchst moderner, geradezu eleganter Wagen an die alten grünen Karren heranrangiert wird: ein Wagen, der alle „Errungenschaften" modernster Technik und Hygiene in sich zu vereinigen scheint, und der in seiner blitzblanken, braunen Lackierung fast einladend komfortabel wirken würde, wenn nicht die Fenster so merkwürdig klein und außerdem so sonderbar hoch angebracht und überdies — vergittert wären! Es ist der Sonderwagen für Gefangenentransporte, auch „Lumpensammler" genannt, weil er aus den Gerichtsgefängnissen ganz Bayerns alle „Lumpen" — so nennen sich die Zuchthäusler untereinander selbst — sammelt und, soweit sie männlichen Geschlechtes und protestantischer Konfession sind, nach Ebrach bringt. Denn das alte, einst reichsunmittelbare und wohlhäbige Kloster der Fürstäbte von Ebrach ist jetzt Zuchthaus, und zwar, seiner fast tausendjährigen katholischen Herkunft zum Trotze, für „Büßer" evangelischen Bekenntnisses. Der elegante Wagen aber, den der D-Zugs-Reisende auf dem Bamberger Bahnhofe bewundern kann, ist doch nicht ganz der feudale Pullman-Car, wie man hoffen möchte. Er enthält ein kleineres Abteil für die begleitenden Beamten und ein größeres für die Gefangenen, die nie wissen, wo sie sind, da sie nicht aus den kleinen Gitterfensterchen hinausblicken können. Viele Tage lang rollt der Kasten kreuz und quer durchs Land und holt sich seinen Sammeltransport an frisch Verurteilten aus den verschiedenen Gerichtsgefängnissen zusammen. Allabendlich wird die ganze Reisegesellschaft, die in der Zwangsläufigkeit ihrer Bewegungen manches mit Cookschen Reisegesellschaften gemein hat, paarweise ge-

fesselt in irgendeinen Polizeiarrest geführt, wo es Suppe und Brot und Nachtquartier gibt. Polizeigefängnisse sind gefürchtet, überhaupt alle Arrestlokale mit unbeständigem Publikum; denn das hier nacht- oder tageweise verwahrte Landstreichertum, die bei Streifen aus Kaschemmen, aus Strohhaufen und hinter Vorstadtzäunen hervorgeholten Vagabunden, Zuhälter, Dirnen, Gewohnheitsverbrecher und sonstiges „Ganeffen"-Volk wimmelt von Ungeziefer. Es ist durchaus kein Grand-Hotel-Stil, in dem hier genächtigt, oft auch gefroren und gehungert werden muß, bis der Morgen graut. Dann geht es wieder in paarweiser Fesselung an den Bahnhof und in den aussichtslosen Transportwagen. Eine Ration Brot und Wurst gibt's mit auf die Fahrt, die muß langen bis zum Abend. Und dann rumpelt der Kasten weiter. Man fühlt, daß er Weichen passiert, daß er in Stationen stehen bleibt und wieder weiter rollt, daß er abgekoppelt, umrangiert und wieder irgendwo angekoppelt wird, und daß er weiterrumpelt — immer weiter. —

Man unterhält sich, so gut man kann; und diese Unterhaltungen im Transportwagen spielen in der Welt des Verbrechertums eine sehr, sehr große Rolle. Es sind immer ein paar erfahrene Brüder darunter, die Neulingen scheinwerferhaft die finstere Sphäre durchleuchten können, in die sie nun verstoßen sind, und die Auskünfte erteilen können über die Intimitäten der verschiedenen Anstalten und ihrer Beamten. Alles das selbstverständlich in jene bald blutrote, bald himmelblaue Schmierenromantik getaucht, die mit ihrem bizarren Humor auch dem Scheußlichsten noch so etwas wie Poesie einzuhauchen weiß, die alles Tatsächliche grotesk verschnörkelt und mit den kühnsten Lügen ausschmückt, die aber diese Unseligen über vieles Unerträgliche und Niederschmetternde wegtäuscht. Man fängt bei alledem an, sich als Zuchthäusler „interessant" vorzukommen, ja, man muß lachen, oftmals Tränen lachen; und damit steht man für Augenblicke über der vernichtend-trostlosen Situation. Wenn's auch keine Galgen mehr gibt, jene von Krähenschwärmen umrauschten dreibeinigen Gestelle, die einst zu Tausenden die deutsche Landschaft zierten, eifersüchtig als kostbares Symbol eigener Gerichtshoheit von jedem Städtlein gehütet und meist von einem zerfaserten, ausgedörrten, gewindbeutelten armen Schächer bewohnt — der Galgen ist verschwunden, aber der Galgenhumor ist deshalb nicht ausgestorben; auch jener modernste, hygienischste Transportwagen ist letzten Endes doch auch nur ein Schinderkarren für den „Auswurf der Menschheit", ein „Schüdderump", dessen Tragik in Wilhelm Raabes schönster Dichtung uns so erschütternd ans Herz greift. Er führt uns an den Ort der Verdammnis, des bürgerlichen und oft auch des leiblichen Todes. Denn das ist der große Unterschied zwischen der Fahrt zum Grabe, die man im Sarge, und der Fahrt ins Zuchthaus, die man in einem hochmodernen Eisenbahnwaggon zurücklegt: man ist selbst mit vollem Bewußtsein dabei bei seinem Be-

grabenwerden. — Und so humpelt denn also das Züglein aus dem Bamberger Bahnhof hinaus. Wer nicht im Schinderkarren, sondern in der ehrsamen „Holzklasse" sitzt, der sieht nun die Türme der herrlichen alten Bischofsstadt verschwinden; das gesegnete Frankenland breitet sich rechts und links nach blauen, gebirgigen Fernen hin, und dann geht's gen Westen durch die anmutigen Wiesentäler des Steigerwaldes, dessen Holzreichtum auf all den kleinen Zwischenstationen auffällig vor Augen tritt in Gestalt der mit Langhölzern befrachteten Wagen, die das Züglein auf seinem Rückwege mit nach Bamberg zu schleppen hat, von wo sie als Flöße main- und rheinabwärts treiben sollen. Für uns aber gibt es keinen Rückweg! Wir sollen bleiben, wo wir hingeschleppt werden — wer weiß wie lange —, wer weiß, ob nicht für immer als neuer Schlafkamerad in jener trostlosen Ecke des Dorffriedhofes, wo die im Zuchthaus Verstorbenen in langen Reihen unter ihren vermorschenden Holzkreuzen schlummern; vorausgesetzt, daß jemand da war, der ihre Leichname durch Erlegung einer Bestattungsgebühr der Würzburger Anatomie gleichsam vor der Nase wegschnappte. Ja, die berüchtigte „Speckkiste" ist auch so ein Stück Galgenhumor von heute: der lange, schmale Holzkasten, in den die Leichen verstorbener Zuchthäusler auf unserem rumpeligen Bähnchen nach Würzburg verschickt zu werden pflegen, und der dann von dort leer wieder zurückkommt und hungrig darauf wartet, mit neuem „Speck" für die wißbegierigen Universitätsmediziner gefüllt zu werden. Diese — Jean Paul, der aus dieser Gegend stammte, würde sagen: Pendel- oder Retourkutsche des Todes — ist dafür aber auch geziert mit manchen tiefsinnigen Inschriften, die an gräßlichem Hohne so ziemlich nichts mehr zu wünschen übriglassen. Könnte auch die Verhöhnung des Lebens durch den Tod grimmiger zutage treten als in dieser „Speckkiste"? Nein, der Münchener sagt in solchem Falle: „Höher geht's nimmer!" Höchstens noch auf dem Schafott — aber auch das ist gewöhnlich doch nur eine Durchgangsstation zur „Speckkiste". —

Klosterbrüder von damals und von heute

Wenn nun das Bähnchen nach mehr als zweistündiger, durch endlose Rangieraufenthalte unterbrochener Aufwärtsfahrt, an dem Amtsstädtchen Burg-Ebrach vorbei, mit erbärmlichem Geschnaufe sich seinem Endziele nähert, dann weiten sich die mit prächtig grünenden Buchen- und Fichtenbeständen beforsteten Hügel des Steigerwaldes zu einer Wiesenmulde, die ein von Erlen, Hasel- und Schlehengebüschen umsäumter Bach durchschlängelt: die Eberach. Wie oft habe ich diese Auen sich begrünen, wie oft sie wieder unterm weißen Leichentuche des Winterschnees verschwinden sehen! — Wie oft mit Entzücken über sie hingeblickt, wenn

sie sich im Frühling mit unzähligen Löwenzahnblüten in einen unendlich weit dahinflutenden Goldstrom wandelten, um im Mai, wenn sie den weißen Schaum ihrer Samendolden angesetzt, in eine Silberflut verzaubert zu werden! Wie hat mich ihr Heuduft in Sommernächten erquickt, und wie hat es mich heimatlich getröstet, wenn ich Mäher und hochbeladene Heuwagen im seligen Abendlichte darüber verstreut sah!

Und mitten aus diesem Wiesentale erhebt sich, unerwartet für den Wanderer, der die uralte Bamberg-Würzburger Straße dahergepilgert kommt, die prachtvolle, frühgotische Kathedrale aus dem vielgestaltigen Komplex der monumentalen Klosterbauten und der dörflichen Ansiedelung darum herum. Das vergoldete Strahlenkreuz auf dem Dachturme blitzt in der Abendsonne durch Tal und Waldung, und seine Glocken brausen in vollen Schwüngen weit ins Land hinaus, als ob hier noch fromme Beter sich zur Verehrung der Allerbarmerin in Lobgesängen vereinten. Aber die Zisterziensermönche sind längst verschwunden. Andere Büßer schmachten nun in den Zellen, moderne Büßer, die gar nichts von Buße wissen wollen, und die auch nichts von der hochgebenedeiten Allerbarmerin mehr erhoffen noch erflehen, die einst an dieser wundertätigen Stätte von langen Wallfahrerzügen um Rettung, Heilung, Tröstung angefleht wurde, ja, zu der jetzt noch an gewissen Tagen aus abgelegenen Bauernschaften die Bittgänge mit Bannern, Musik, Litaneiengemurmel und Gesang von den Bergen heruntersteigen, grimmig bewitzelt und verlästert von den heutigen Zelleninsassen dieses Klosters. Diese geht die Mutter Gottes nichts an; sie sind amtlich als „Protestanten" eingetragen und zum allergrößten Teil als „moderne Menschen" über alles Katholische und Protestantische wie über alles Religiöse längst hinaus. „Denn," sagen sie jeden Tag hundertmal, „wenn's einen Gott gäbe, einen gerechten Gott, so wäre ich nicht hier, sondern die anderen wären hier, die da draußen, die Schufte, die mich mit ihrer Ungerechtigkeit, Hartherzigkeit und Niedertracht zum Äußersten getrieben haben — die wären hier! Aber es gibt keinen Gott!" —

Der imposante Komplex dieser Bauanlage würde weit eher den Eindruck einer fürstlichen Sommerresidenz des Barockzeitalters als den eines Klosters machen, wenn nicht gleich zur Linken die wundervolle Doppelkirche emporragte: neben der älteren, noch romanischen Michaelskapelle und diese in sich zu einer Baueinheit aufnehmend, erhebt sich die spätere gotische Hauptkirche. Die Gefangenen dürfen zwar diese Doppelkirche nicht betreten, da diese der katholischen Ortsgemeinde als Pfarrkirche dient; aber der prächtige Kreuzgang, der dies Gotteshaus mit den Klosteranlagen verbindet, und durch den ehemals die Mönche in ihren weißen, wallenden Kutten paarweise und feierlich zur Mette, zum Hochamt, zur Vesper, zu den nächtlichen Horen zogen, ist in den abgeschlossenen Bereich der Strafanstalt mit einbezogen und dient

als Speisehalle für die in Gemeinschaftsräumen untergebrachten Häftlinge, während den in Einzelhaft abgesonderten Gefangenen die Kost in ihre Zellen gebracht wird. Rohgezimmerte Tische und Bänke, an denen Hunderte von Männern unter Schwatzen, Lachen, Schimpfen und Schüsselklappern ihre Blechnäpfe auslöffeln, erfüllen jetzt diese von edel geschwungenen Bogen getragenen hohen Hallen, in denen einst meditierende Klosterbrüder, das Brevier in der Hand und heiliges Latein murmelnd, auf und nieder schritten; und uniformierte Aufseher, den scharfgeladenen Karabiner in der Hand, überblicken von erhöhtem, kathederartigem Podium aus die hastige Vertilgung des Kostschüsselinhalts, den die Leute nebst zugehörigem Schwarzbrot an der Anstaltsküche in Empfang genommen haben.

Solch ein rundes Brot wird gewöhnlich gevierteilt verausgabt. Jedes solches Viertel, das im inneren Tauschverkehr der Gefangenen das Hauptzahlungsmittel und gleichsam die Valutaeinheit der Zuchthauswährung darstellt, nennt man einen „Fuchsen". Woher diese alteingebürgerte Bezeichnung stammen möchte, ist nicht recht aufzuklären; doch ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie von einer adligen Familie derer von Fuchs stammt, die in mittelalterlichen Zeiten in der Nähe ein Anwesen besaß und auf deren Grundstück später eine Bäckerei errichtet wurde. Der Backofen soll an Stelle einer von der Adelsfamilie Fuchs gestifteten und später abgebrochenen Kapelle gestanden haben, welche also das dritte Gotteshaus innerhalb dieses, einst mit Wall und Graben umgebenen und beim Ein- und Austritt der Bamberg-Würzburger Straße mit hochgetürmten Toren gesicherten Klosterbezirkes gewesen ist.

Die noch erhaltene große Doppelkirche steht an der Ostflanke und mit ihrer Prunkfassade im rechten Winkel zu der langgestreckten Schauseite des Klosters, das sich hier ganz als fürstäbtliche Residenz präsentiert. Terrassenanlagen und barocke Skulpturengruppen führen hinab zu den Portalen. Der westliche Eckpavillon wird von der ehemaligen Klosterökonomie flankiert, in der jetzt ein Gasthof mit Brauerei untergebracht ist, der allsommerlich zahlreiche Sommerfrischler aus den umliegenden Städten beherbergt. Überhaupt ist paradoxerweise dieses Ebrach, das so vielen unglücklichen Menschen ein Ort der Qual ist, an den sie nur der unerbittlichste Zwang führen konnte, für andere Menschen ein sehr beliebter Vergnügungs- und Erholungsaufenthalt, wo sie sich bei der kräftigen fränkischen Küche äußerst wohlfühlen. Es stört sie nicht im mindesten in ihrer Sommerseligkeit, bei ihren Ausflügen in die kühlen Buchenwälder, bei Tanz, Musik und Tafelfreuden, daß sie jederzeit die grausigen Quadermauern und die vergitterten Fenster der Strafanstalt vor Augen haben und allenthalben den in braunen Sträflingskitteln daherschlürfenden „Zuchthäuslern" begegnen, die unter scharfbewaffneter Bewachung auf den ausgedehnten Äckern und Wiesen, die zum Öko-

nomiebetriebe der Anstalt gehören, arbeiten müssen und wohl auch vielfach an Private zu landwirtschaftlichen Verrichtungen vermietet werden. In den heißen Sommernächten dringt Tanzmusik, Lachen und Kichern in ihre Schlafräume, wo sich die armen Schächer in schwülen Träumen wälzen; und wenn ein Zellengefangener davon aufwacht und durch sein Gitterfenster in die Vollmondnacht hinausstarrt, so bleiben seine fiebernden Blicke an flirtenden Paaren haften, die dort draußen unter den Bäumen lustwandeln und seine verhungernde Seele mit höllischen Sexualphantasien foltern.

Zum Glück für die Sommergäste sind die Gebäulichkeiten, welche die düstersten Eindrücke hervorrufen müßten, auf der dem Gasthofe entgegengesetzten Seite der Gesamtanlage angeordnet. Aus den Fenstern der Fremdenzimmer sieht man vornehmlich die pompöse Schloßfassade der fürstäbtlichen Residenz, deren berühmtes Treppenhaus als eine Meisterleistung Balthasar Neumanns gilt, des größten deutschen Barockarchitekten, der auch die Würzburger Residenz und das Bruchsaler Markgrafenschloß geschaffen hat, welch letzteres merkwürdigerweise auch teilweise als Strafanstalt dient. Viele auf der Würzburg-Bamberger Straße vorbeirollende Autofahrer machen hier halt, um dies Treppenhaus zu besichtigen, namentlich im Spätsommer, wenn die Wagner-Festspiele in dem nahen Bayreuth zahlreiche Kunstfreunde auch aus dem Auslande in diese Gegend ziehen. Die imposanten Repräsentationsgemächer ehemaliger Reichsunmittelbarkeit, zu denen dieses königliche Treppenhaus den Auftakt bildete, sind heute ihrer weltlichen wie ihrer geistlichen Würde völlig entkleidet; sie enthalten heute die Büros der Verwaltung und die Dienstwohnungen des Vorstandes, der höheren Beamten, des Anstalts-Arztes, des Pfarrers und des Lehrers; denn die noch nicht dreißigjährigen Gefangenen erhalten in der Anstalt regelmäßigen Fortbildungsunterricht.

Nur ein einziger der fürstäbtlichen Repräsentationssäle ist erhalten geblieben: die große Banketthalle, welche heute protestantische Gefängniskirche ist: auch eins der sonderbaren Paradoxa, an denen dies Ebrach so reich ist! Hier, wo sich allsonntäglich die nüchternen Bankreihen mit den in braunen Kitteln steckenden, kurzgeschorenen „Lumpen" füllen, die den tiefernsten Mahnungen des in eintöniges Schwarz gekleideten Predigers zuhören oder auch nicht zuhören, der von einer nachträglich in die Rokokoüppigkeit armselig hineingeflickten Kanzel oder auch von einem ebenso stilwidrigen Altargerüst aus zu ihnen hinredet, — hier fanden einst jene Bankette stand, zu denen die Fürstbischöfe von Würzburg und Bamberg und andere hohe Herren der mit so viel Dynastien gesegneten fränkischen Lande mit ihren Hofstaaten von seidenstrümpfigen Kavalieren und eleganten Abbés in vergoldeten vier- und sechsspännigen Karossen eintrafen, um mit kapriziösen Damen in weitgebauschten Toiletten und hochgetürmten, weißgepu-

derten Frisuren, mit Schönheitspflästerchen auf den Wangen und funkelnden Juwelen am entblößten Busen, süß duftende Schokolade zu schlürfen, die in dünnstem Meißner à la chinois von perückentragenden Lakaien serviert wurde. Dazu schmetterten die bombastischen Orchester- und Chorkompositionen des Abbé Vogler von der Tribüne, und der berühmte Silberschatz des Klosters blinkte auf den damastgedeckten Tafeln, die sich unter der köstlichen Last der Leckerbissen, der Obst- und Blumenaufsätze bogen. Durch die hohen Fenster, über welchen noch eine zweite Reihe kleinerer Fenster das Licht von Westen her hereinsaugt, gingen die Blicke über den stilvoll gezirkelten und beschnittenen Promeniergarten à la Versailles, wo kolossale Neptune, umgaukelt von üppigen Nymphen und Delphinen, feenhafte Wasserkünste spielen ließen. — So war es damals. Jetzt ist es anders. — Wie man normalerweise nach diesem merkwürdigen Ebrach kommt, das haben wir nun erfahren. Ich aber bin durchaus nicht auf normale Weise mit dem „Schinderkarren" dorthin gelangt.

Untersuchungs-Haft

Am Tage meiner Verhaftung — 28. Februar 1923 — wurde ich zunächst in den Münchner Polizeiarrest gebracht. An dem Gitter des Gewölbes, von welchem aus der Fahrstuhl zu den nach Art der „Bleidächer" Venedigs unter dem Dache angeordneten Arrestzellen hinanführt, mußte ich zunächst meine Garderobe abgeben, so ähnlich wie man's im Theater tut, nur daß man hier auch noch Kragen und Binde, Brieftasche, Portemonnaie, Uhr, Messer usw. abzulegen hat. Nachdem man mir das alles abgenommen, beförderte man mich im Fahrstuhle hinauf in eine Einzelzelle, die nichts enthielt als eine Klosetteinrichtung mit Wasserspülung und eine Pritsche mit zwei alten Decken. Auf diese setzte ich mich und rührte mit dem Blechlöffel in der übelduftenden Erbsensuppe, die man mir zu Mittag durch die Türklappe hereinschob; und dann streckte ich mich auf die Pritsche und horchte auf die Donnerschläge vom Doppelturm der Frauenkirche, der wie ein unsichtbares Riesenpaar unmittelbar hinter meiner Zellenwand gen Himmel ragte, umschwirrt von Taubenschwärmen, welche nun gurrend, trippelnd und pickend an der Zinkverschalung meines Gitterfensterchens ihre Anwesenheit kundtaten. Irgendeiner meiner Vorgänger in diesem Reiche der Trübsal hatte sie wohl hergewöhnt. Ich folgte seinem Vorbilde und warf die Brosamen des Backwerkes hinaus, das dort als „Brot" gereicht wurde. Die Tauben wurden mir, obgleich ich nur ihre Schatten an der Wand sah, die freundlichsten Gefährten. — Und dann lag ich Tage, Nächte — —

„Du darfst nicht vergessen, liebes Kind, daß ein Angeklagter noch kein Verurteilter ist", sagt ein trefflicher Ehemann zu

seiner Gattin in Ricarda Huch's Roman „Der Fall Deruga". Dort wird nämlich ein des Mordes angeklagter Arzt auf freiem Fuße belassen, darf als Mensch unter Menschen leben, kommt und geht zu der gegen ihn geführten Verhandlung wie ein Zeuge oder Sachverständiger oder ein anderer gebildeter Herr auch. Ich weiß nicht, welches Landes prozessuale Bräuche der Dichterin hierbei vorschwebten; vielleicht die der Schweiz, in der sie so lange gelebt hat. In Bayern könnte sie das offenbar nicht so gefunden haben: denn ich z. B. wurde vom ersten Tage an wie ein Abgeurteilter behandelt. Oder ist das nicht eine furchtbare Strafe, wenn man von Weib und Kind, Haus und Beruf, von allem, was einem lieb und wert ist, weggerissen wird und seine Angehörigen, wie es damals in der katastrophalen Inflationsperiode unausbleiblich war, dem nackten Elend preisgegeben sieht? Wenn man auf alles verzichten muß, was das Dasein in dieser Welt einigermaßen erträglich macht; wenn man in einem düsteren Loche hinter Gittern auf einer Pritsche unter stinkenden alten Decken liegt und nichts sieht als ein Streifchen grauen Regenhimmels über der blechernen Fensterverschalung? Wenn man eine Kost gereicht bekommt, — doch genug: für einen Menschen mit kultivierten Gewohnheiten ist solch ein Aufenthalt eine Hölle, und für einen Mann in schon vorgerücktem und dementsprechend etwas pflegebedürftigem Alter kann er tödlich sein. — Diese Art von Untersuchungshaft ist doch tatsächlich nichts als eine ohne Richterspruch verhängte Strafe.

Als nach einiger Zeit — es können Tage, es können Wochen gewesen sein, denn schon fing das Zeitbewußtsein in mir an zu schwinden — die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen mich erhob, wurde ich nach dem Gerichtsgefängnisse am Neudeck überführt.

Der Spaziergang im Gefängnishofe war das neue Erlebnis, das mir dieser Umzug aus der inneren Stadt über die Isar hinüber zunächst brachte. Dort, am Fuße des Nockherberges, hatte gerade jene mittelalterlich-urtümliche Bierorgie wieder ausgetobt: der Ausschank des „Salvators". Es duftete denn auch oftmals recht würzig und süßlich nach dem Sude der nahen Großbrauereien, wenn wir, in Gruppen von etwa 20 Mann, in den Hof hinuntergeführt wurden, mit zwei Schritten Abstand von Mann zu Mann, um jede Unterhaltung zu verhindern. Zwei Aufseher mit umgeschnallten Säbeln wachten scharf über das absolute Schweigen, und ich hatte Muße, mich nun einmal darüber zu verlässigen, in welche Gesellschaft ich denn eigentlich hier in diesem ehemaligen Kloster geraten wäre. Alte und Junge, Elende und Kräftige, tief Gebeugte und Leichtsinnige, Zerlumpte und Elegante, Hochintelligente und Tierisch-Blöde — und alle ohne Kragen: so bewegte sich dies Menschensammelsurium in Schlappschuhen auf einer Zementbahn um das grüne Rasenviereck in der Mitte. Und so entstand das erste Gedicht meiner Zuchthaus-Gesänge „Aus der Zelle":

Grauer Hof in grauen Mauern,
Grauer Himmel, graues Schauern,
Grau und Grauen alles hier;
Und darinnen trotten wir
Weltverworfne, Ausgestoßne,
Hinter Gittern Eingeschloßne,
Tappen, trappen, schlappen, schlurfen
Immerfort dieselben Kurven,

Immer einer hinterm andern,
Um und um: eintönig Wandern;
Kein Geplauder, kein Geflüster,
Stumm und stumm, gebückt und düster:
Ruhlos kreisende Gespenster.
Tausend blinde Kerkerfenster
Starren auf uns schwanke Puppen;
Dünste schaler Wassersuppen
Rücheln durch das Nebelrieseln;
Jeder bohrt in Stein und Kieseln
Fest die hoffnungslosen Blicke,
Grollt sich selbst und dem Geschicke.
Und wir tappen, schlappen, schlurfen
Immerfort dieselben Kurven.

Hier hatte der Verwalter Brutkästen aufgestellt, in welchen zwei Glucken ihre Küchlein hüteten und aus welchen sie diese ausführten. Fast jeder von uns brachte eine Handvoll Brotkrumen mit herunter und streute sie dem pickenden Völklein hin. Mit wahrer Sportsleidenschaft wurden dann aber später die Kämpfe der rasch heranwachsenden jungen Hahnen verfolgt, die zuweilen solche Beifallsstimmung hervorriefen, daß die Aufsichtsbeamten Miene machten, einzuschreiten. —

Dieses Idyll wurde aber jäh unterbrochen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni schied mein mitverhafteter, genialer junger Freund, der Komponist Hugo Machhaus, freiwillig aus dem Leben. Die Aufseher fanden ihn erhängt in der Zelle. Das Martyrium eines Künstlerhelden hatte seinen tieftragischen Abschluß gefunden! Seine hinterlassenen Aufzeichnungen, die Machhaus hier in der Zelle niedergeschrieben und die eines der merkwürdigsten Dokumente für die seelische Struktur dieses Zeitalters der Weltumwälzung darstellen, zeigen in einer tief erschütternden Weise, wie die geistige Kraftquelle im Inneren eines schöpferischen Menschen diesem jene erstaunliche Souveränität verleiht, mit der er dann über seine körperliche Existenz in der Außenwelt frei verfügen kann. Hier handelt sich's nicht um „Selbstmord"! Hier handelt es sich um Einen, für den das Abscheiden eine Notwendigkeit war, weil er die Außenwelt nicht mehr mit seiner Innenwelt in Einklang zu bringen vermochte; eine Außenwelt, in der er „nichts mehr

verloren haben" will, nicht einmal seinen in tausend Kämpfen für die Heimat preisgegebenen und von Narben zerrissenen Körper. Selbst seine Asche hieß er in seinem letzten Willen in die Abgründe des Hochgebirges ausstreuen, mit einer Souveränität der äußeren Welt gegenüber, welche nur die absolute Gewißheit schöpferischen Fortlebens im Geiste zu geben vermag. Es war geradezu etwas im höheren Sinne Musikalisches, was ihn hinaustrieb: sein Gehör vernahm nur noch falsche Töne; und die Möglichkeit, diese hämmernden Dissonanzen schöpferisch in eine Harmonie aufzulösen, war ihm genommen. Seine letzten Briefe aus der Untersuchungshaft klagen über nichts so sehr als darüber, daß ihm kein Klavier, kein Instrument mehr zur Verfügung stehe, auf dem, mit dem er die schrillen Dissonanzen und falschen Töne, die ihn folterten, auflösen und sich schöpferisch erlösen könnte. Ein Künstlermartyrium, das an geistig heldenhafter Tragik wenig seinesgleichen in der neueren Geschichte haben wird!

Sein Leitstern in der heiligen Geistwelt war der große Meister Anton Bruckner, der tief fromme Organist von St. Florian. Wie diesem war auch ihm die äußere Welt immer mehr zu einer Traumsymbolik geworden, in der sich eine unsichtbare innere Welt darstellte. In seinen letzten, meist an seine Braut gerichteten Aufzeichnungen heißt es u. a.: „Wenn man mich irgendwo einsperren würde, schlecht behandeln — alles wäre mir recht —, nur ein Instrument brauchte ich! Alles — sogar die Symphonie — wäre bald fertig! — Dann könnte kommen, was wollte! Aber so — so gehe ich langsam drauf!! Im übrigen — habe ich innerlich seit Monaten einen Entschluß gefaßt —, daran ist nichts mehr zu ändern. Es kostete mich große Kämpfe in den letzten Wochen, denn ich stand oft wankend vor meinem Entschlusse; das wäre das erstemal in meinem Leben, wenn ich mir selbst ausweichen wollte! — Die Synthese war vermessen zwischen dem Revolutionär und dem Gläubigen! — Meine Weltanschauung gipfelt in Beethovens und Bruckners 9. Symphonie. — Innerlich habe ich die Synthese — was noch zu tun ist, wird ruhig getan. — Ich durfte im Gebirge nicht, nicht im Kriege fallen, sondern durch mich selbst muß es geschehen. — Ich gehe mit Bruckners Adagio der ‚Neunten' aus der Zelle — ins Gebirge! — Im ‚Wilden Kaiser' bin ich all dem nahe. — Zur lieben Mutter gehe ich gern. — Künstlerisch glaube ich nun reif zu sein — ich skizzierte heute etwas — — es darf nicht mehr sein! — Ich muß ohne Werk scheiden!" — Und in seiner letztwilligen Verfügung heißt es: „Ich will verbrannt werden, und zwar so, wie ich gefunden werde, mit der Bekleidung, die ich in der letzten Zeit trug; ohne jede Änderung und Hinzutat. Der Riemen, der mir zur letzten Tat diente, soll als Leibriemen mit mir verbrennen. Meine Kletterschuhe bleiben an meinen Füßen. — Das Verbrennen hat ohne jedes Zeremoniell zu geschehen, ohne Priester, ohne Kranz — ohne jede Feierlichkeit.

Einige Alpenrosen und Legföhren wird mir die Mädi (seine Braut) mitgeben. — Jedes andere muß unterlassen werden. Mein Recht auf meine letztwilligen Verfügungen beanspruche ich voll und ganz. — Die übrigbleibende Asche soll in einem einfachen Tongefäß gesammelt werden; das Gefäß muß leicht zerbrechlich sein. Vielleicht darf ich Dich bitten um ein antikes Öllämpchen (Ausgrabungen). — Mädi wird meine Asche in den ‚Wilden Kaiser' mitnehmen und auf der Höhe des Stripsenjoches den Felsen übergeben, entweder in einer Felsennische verbauen oder, was mir viel lieber ist, das Gefäß in eine Felsenschlucht werfen, so daß es zerspringt.

Warum ich im ‚Wilden Kaiser' ruhen will, wird Dir selbstverständlich erscheinen. Aus sonnenbeschienenem Fels strahlte mir höchstes Erleben entgegen. Im Hochgebirge, in steiler Felswand, auf schärfstem Grat und trotzigstem Gipfel habe ich die Weihe der Unendlichkeit erlebt.

Dort erschauerte und erbebte ich bis ins Tiefste. — Dort will ich auch ruhen. — Sonne und Gebirge rufen mich und deshalb muß ich sterben, denn nur so kann ich zu den Dingen. — Merkwürdig!" — Dieses „merkwürdig", im letzten Augenblicke ausgerufen, zeigt uns noch einmal den gottbegnadeten Künstler-Menschen, der mit weit aufgerissenen Augen im Momente des Scheidens das ganze Weltall noch einmal in sich saugt samt aller Lust und allem Schmerz, mit jenem heiligen Staunen, das da spricht: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut!" —

Etliche Wochen nach seinem Abscheiden fällte das bayerische Volksgericht sein Urteil in unserer Sache. Darin wird ausgesprochen, daß Machhaus, wenn er sich der durch dieses Revolutionstribunal vergegenwärtigten „irdischen Gerechtigkeit" hätte anheimfallen lassen, zu 15 Jahren Zuchthaus nebst entsprechendem Ehrverluste verurteilt worden wäre. An diesem Beispiele mag ersehen werden, wen die Gerichte ins Zuchthaus zu schicken gelegentlich imstande sind! — Doch will ich den deutschen Gerichten nicht unrecht tun! Es wäre doch höchst unbillig, sie ohne weiteres mit den bayerischen „Volksgerichten" gleich zu setzen, die ja in erster Reihe als Werkzeug der Politik, der sogenannten „Ordnungspolitik" wirken sollten und in dem Bewußtsein walten durften, daß es über sie hinaus keine Berufung an eine höhere Instanz gab. Sie sind ja dann auch im Jahre 1925 durch einen Entrüstungssturm weggefegt worden, nachdem viele ihrer Urteile von der öffentlichen Meinung, vor allem aber auch von den Autoritäten der juristischen Welt selbst als unerhört und schmachvoll gebrandmarkt worden waren. Wir werden im Zuchthause noch ihren Opfern begegnen. Jedenfalls bleibt uns „Zuchthäuslern" das stolze Bewußtsein, einen Hugo Machhaus zu den Unseren zählen zu dürfen.

Sein letzter Wille, wie er ihn am Abend vor seinem Tode aufge-

zeichnet, ist genau erfüllt worden. Seine Braut hatte die geradezu heldenmütige Kraft, die Asche des geliebten Mannes in einer antiken Urne, die ein befreundeter Sammler für diesen Zweck geweiht, in das wilde Kaisergebirge hinanzutragen und dort in einen Abgrund zu versenken, den nie eines Menschen Fuß betreten wird.

In der Gemeinschaftszelle

Für mich hatte das Hinscheiden meines jungen Freundes aber gleich eine sehr einschneidende Änderung in meinem Gefängnisleben zur Folge. Die den damaligen Staatsgrößen Bayerns und ihrer sogenannten „Ordnungszelle" gegnerisch gesinnte Presse, die ja von vornherein immer mit lauter Stimme auf die nicht mit angeklagten bayrischen „Prominenten" hingewiesen hatte, die ihrer Auffassung nach die eigentlichen Schuldigen wären, während wir Angeklagten nur die mißbrauchten Mitläufer seien, die nun als Sühneopfer für die hohen Herren bluten sollten: diese Presse und mit ihr in weitem Umfange die öffentliche Meinung glaubte nicht daran, daß Machhaus den Tod freiwillig gesucht und gefunden habe. Es war ja die Blütezeit der politischen Meuchelmorde, wo auch in München und Umgegend mancher Mund plötzlich verstummte, den man vielleicht da oder dort gefürchtet hatte. In der Tat befanden sich auch gleichzeitig mit mir mehrere junge Männer, darunter Studenten, im Gefängnisse am Neudeck, die des Mordes an einem „Verräter" beschuldigt wurden. Man zitierte daher auch in bezug auf Machhaus das Schillerwort: „Dieser Mortimer starb euch sehr gelegen" und ließ ziemlich unverblümt durchblicken, daß er erdrosselt worden sei, weil man seine Mitwisserschaft um die angeblich hochverräterischen Pläne und Intrigen hoher Staatspersonen fürchtete.

Diese Vermutungen waren natürlich ganz irrig — schon weil der noch gefunden werden müßte, der sich an einen Hugo Machhaus, diesen prachtvoll trainierten Sportsmann und heldenmütigen Frontkämpfer, herangetraut hätte —, aber es bestand trotzdem bei der Oberstaatsanwaltschaft offenbar die Befürchtung, daß ich mich auch noch auf gleiche Weise den Verhandlungen entziehen und damit den Nachweis unmöglich machen könnte, daß jene hohen und höchsten Personen nicht im entferntesten je auch nur daran gedacht hätten, an hochverräterischen Plänen irgendwie Anteil zu nehmen — wie sich ja dann im November desselben Jahres 1923 beim Hitlerputsche und den anschließenden Verhandlungen so eigenartig herausgestellt hat! Und so wurde denn verfügt, daß ich aus der Einzelhaft in eine Gemeinschaftszelle zu überführen sei, wo ich mit anderen Männern zusammenhauste und also immer unter Kontrolle war. Damit war nun also die letzte Schranke gefallen, die mich bisher immer noch von meinesgleichen getrennt hatte: von den Schuldbeladenen oder doch Beschuldigten, von den

Ausgestoßenen, Ärmsten, Elenden, Verfolgten, von Angst oder von Haß Gequälten, von den Heimatlosen und dem Verbrechen rettungslos Ausgelieferten, von denen, welchen das Leben immer nur seine Schattenseite zugekehrt und die sich mit Recht oder Unrecht von ihren Mitmenschen verabscheut wissen, da sie sich ja an diesen ihren Mitmenschen oder deren Eigentum vergreifen mußten, weil — je nun, man sagt: weil sie „schlechte Kerle" sind. Aber wie kommt's, daß sie das sind, und die anderen, von denen sie „schlechte Kerle" geheißen werden, daß die alle so gut sind, so furchtbar gut — nicht wahr? —

Das Gemach, das ich nun mit solchen Leidensgefährten bewohnte — die Gefängnisverwaltung war so anständig, daß sie sich bemühte, saubere Leute herauszusuchen —, diese große Stube also war früher einmal Krankenzimmer gewesen und hatte richtige, wenn auch vergitterte Fenster, deren untere Hälfte allerdings verschalt war. Immerhin sah man durch das eine hinab in den Hof. Das war in jenen verrückten Tagen gelegentlich recht interessant. Denn hier wurde morgens und abends der „Zeiserlwagen" abgefertigt, d. h. der zeisig-grüne Polizeiomnibus, der neue Angeklagte brachte und alte Verurteilte holte, darunter zuweilen auch todschicke junge oder doch jüngere Damen und Dämchen mit ebensolchen Kavalieren, denn es waren ja die Blütetage des Devisenschwindels, des Inflationsspekulantentums, der Hoch- und Höchststapler und der Großschmuggler! Manch zierliches, goldledern beschuhtes, hochgestökkeltes Füßchen wippte da über das Trittbrett, und die Schöne, die auf diesem Füßchen herausstelzte, war manchmal so „hochherrschaftlich" in Haltung und Aufmachung, daß man's schier unerzogen fand, wenn der Verwalter, der sie in Empfang nahm, ihr nicht huldigend das Händchen küßte. Dank dieses Fensters war unsere Stube aber hell und luftig. Vier Betten standen darin, eiserne Soldatenbetten, wie man sie früher auch in den Kasernen hatte; und zwar stand eines davon an der Schmalwand gleich links vom Eingang; und hier war auch der Verschlag, der den jeden Morgen auszuleerenden Klosettkübel enthielt. Die übrigen drei Betten standen mit geringen Abständen an der rechten Schmalwand, und eins davon, das in der inneren Ecke, wurde mir zugewiesen.

Die Mitte des Raumes nahm ein großer, hölzerner Tisch nebst vier Schemeln ein, und außerdem war für jeden Mann ein Wandbord da, auf dem er seine sieben Sachen oder, wie der Münchner sagt, „seine sieben Zwetschgen" verstauen konnte. Auf den Wandbrettern der anderen sah ich nur ein Stückchen Seife, eine Zahnbürste, vielleicht auch noch ein Buch aus der Hausbibliothek und ein am Nagel hängendes kurzes Handtuch. Um so berechtigteres Aufsehen erregte es nun, als ich mit meinem Kulturaufwande einzog, für den das eine, mir zustehende Wandbord längst nicht genügte, so daß einer der hier schon eingewohnten Häftlinge mir — und das mit sehr gefälliger und heiterer Art — das seine mit zur

Verfügung stellte; und die Aufseher, die mich aus meiner seitherigen Einsiedlerklause hierher geleitet, hatten sich, nicht minder freundlich, mit meinen Büchern, Heften und Liebesgaben schwer beladen und halfen mir nun das alles hier ordentlich unterzubringen.

Als sie wieder gegangen und die Türe mit der Futterklappe wieder klirrend verschlossen und krachend verriegelt war, begann man nun, sich gegenseitig vorzustellen. In dieser Umgebung keine so einfache Sache! Mir wurde sofort klar, daß man dabei mit größtem Takte vorzugehen hätte; einesteils um nicht allzusehr den Vertreter der sogenannten „höheren" oder „gebildeten" Kreise durch stark betonte Höflichkeitsformen herauszukehren; anderseits aber auch, um nicht durch ein Zuwenig in diesem Punkte überheblich zu erscheinen. Überdies war ich von dem Vorstande in wohlwollender Weise dahin belehrt worden, daß ich meinen Schlafkumpanen niemals verraten dürfte, wer ich sei und warum ich hier sei; denn es wäre immerhin zu besorgen, daß der eine oder andere später einmal die Bekanntschaft mit meiner Person oder mit meinen Verhältnissen in unangenehmer Weise ausbeuten würde. Ich dachte mir's ungeheuer schwer, mich Menschen gegenüber, mit denen ich nun vielleicht wochenlang Tag und Nacht aufs engste zusammenleben sollte, derart zu verleugnen. Aber siehe da: es machte sich ganz von selbst. Niemand frug mich nach Persönlichem; und wenn Lohengrin an meiner Statt gewesen wäre, hätte er ganz und gar keinen Anlaß gehabt, wieder mit dem Schwane davonzufahren. Später, auch im Zuchthause, stellte ich fest, daß diese Diskretion in bezug auf „Wer" und „Warum" im Ehrenkodex der „Lumpen" einer der wichtigsten Paragraphen ist, den der Knigge der Gefängnisse an die Spitze seines „Umgang mit Zuchthäuslern" zu stellen hätte. Grüne Neulinge, freche Bengel, die ich gelegentlich mit indiskreten Fragen gegen diesen Paragraphen freveln hörte, wurden meist sehr energisch niedergebügelt: „Halt's Maul! — Geht dich einen Dreck an!" — Nichtvorbestrafte, die zum ersten Male hinter die Mauer geraten, warten aber meist gar nicht ab, ob man sie fragt. Sie schütten sofort ihr ganzes Herz mit einem Schwalle aus unter Schimpfen auf die bösen Menschen, die ihrer „Unschuld" das alles angetan, namentlich auf die Polizei und den Staatsanwalt. Schon nach einer halben Stunde haben die Zellengenossen viel mehr erfahren, als sie wissen wollen; denn das einzige, was sie interessiert, ist doch nur, ob „der Neue" irgendeinen Trick weiß, mit dem man sich heraushelfen kann. Alterfahrene, gewürfelte Burschen, die in dieser Welt schon heimisch sind, forschen sich wohl auch gegenseitig — und das oft auf äußerst diplomatische Weise — nach Kunstgriffen aus, mit denen man dies oder jenes besonders ergiebige „Ding drehen" könne. Was aber ihre Persönlichkeit betrifft, so haben sie in der Untersuchungshaft oft allen Grund, damit äußerst zurückhaltend zu sein; denn nicht selten ist der Be-

treffende gar nicht der, als welcher er sich der Polizei oder dem Untersuchungsrichter gegenüber ausgegeben hat. Überdies befürchten die Alterfahrenen meist, daß man ihre Zellengenossen zum Ausspionieren gegen sie verwenden wolle, oder daß diese sich selbst dazu anbieten, um für sich dadurch eine milde Stimmung bei der Behörde zu erschmeicheln. Denn hier hält sich so ziemlich ein jeder für einen Verratenen und glaubt es daher durchaus in der Ordnung, wenn er selbst auch zum Verräter wird.

Das graue Elend und der Siebenfingerige

Bei den beiden Menschenkindern, die ich hier vorfand, traf nun das alles in keiner Weise zu. Es waren ein Alter und ein Junger. Der Alte, ein Graukopf mit grauem, struppig über den fast zahnlosen Mund hängendem Schnurrbarte und tief eingegrabenen Furchen in dem von grauen Stoppeln wie mit einem Schimmel überzogenen Wangen, ein echter oberbayrischer Kleingütler- oder Tagelöhnertyp, lag meist auf dem alleinstehenden Bette, schlief oder döste. Er war sichtlich erschöpft von Hunger, Frieren, Langeweile, Hoffnungslosigkeit. Er hatte schon eine kleine Gefängnisstrafe weg und wartete auf den Abtransport nach einer Vollzugsanstalt. Aber was dann, wenn die anderthalb oder zwei Jahre gesicherter Versorgung herum waren? — Was konnte aus dem alten, brüchigen Menschen noch werden, dem kein Arbeitgeber je wieder trauen wird? Das Weib ist krank, fällt der öffentlichen Fürsorge zur Last; die Kinder sind alle selbständige Menschen, in alle Winde zerstreut, man kennt einander kaum noch. Der graue alte Mensch war, wie wenn er ganz zu Asche geworden wäre, zu völlig ausgebrannter, hoffnungslos erloschener Asche, und ich habe kaum wieder einen gesehen, der mir die Wahrheit des Bibelwortes so handgreiflich vor Augen gestellt hätte: „Herr, wir sind Asche und Staub." — Die Bibel! Ja, die hatte ich mit, und sie gewann diesem Häuflein Asche erstaunlicherweise noch ein paar Fünklein ab. Ich bot sie ihm nicht an; er bat, als er mich drin lesen sah, selbst drum. Und so saß er denn auf seinem Bette und las, während ich vormittags und nachmittags zur Verhandlung in das mit dem Gefängnisse verbundene Gerichtsgebäude am Mariahilfs-Platze hinübergeführt ward. Nach einigen Tagen fing er auf einmal an zusammenhängend zu sprechen. Er war katholisch und hatte nie eine unverkürzte Bibel in der Hand gehabt. Er fand einige Geschichten, die ihm völlig unbekannt waren, und erging sich zunächst in Fragen, warum man die denn wohl in der katholischen Bibel nicht mit drinnen habe? — Dieses Problem verlieh ihm dem ganzen Buche gegenüber die Einstellung eines Forschers nach bisher Entgangenem, nach Vorenthaltenem, das vielleicht gerade für ihn das Wichtigste, das Aufschlußreichste gewesen sein konnte, das diesem gan-

zen grauen Elend des Daseins einen Sinn geben könne! Als er nach einigen Wochen abgeholt wurde und wir herzlich Abschied nahmen, da hatte er, der ganz ohne alles gewesen war, doch wieder etwas: er hatte ein Problem!

Der Junge hingegen war von Anfang an selbst das verkörperte Problem; als solches schon sinnbildlich gekennzeichnet durch den Mangel der drei Mittelfinger der rechten Hand, ein Stigma, dem wir noch mehr begegnen werden. Melchior — so hieß mein junger Freund — war einmal als Kind mit seinem Händchen in den Stahlrachen irgendeiner Häcksel- oder Dreschmaschine hineingeraten, und das war symbolisch für sein ganzes Schicksal, für die ganze Art und Weise, wie er in den Höllenrachen dieses Erdendaseins hineingetaumelt war und wie er darin mit unbarmherzigen Zähnen hin und her gemalmt wurde. Er saß hier eine Strafe von mehrmonatlicher Dauer ab, die ihm wegen Bettelns, Landstreicherei und kleinen Unterschlagungen zuerkannt worden war — die übliche Art und Weise, wie solche Menschen sich durch den Winter bringen. Aber auch er war körperlich recht heruntergekommen infolge von Hunger und Kälte, denn die Gefängnisleitung kam mit den überwiesenen Geldmitteln dem jähen Absturze der Mark beim besten Willen nicht nach. Vor allem fehlte es dem Körper an der nötigen Fettzufuhr. Das machte alle diese Menschen so schattenhaft. Da konnte ich helfen und hatte die Genugtuung, diese beiden, fast erloschenen Mitkreaturen wieder Körper gewinnen zu sehen dank der mir zuströmenden Würste, Schinken, Eier, Butter und Feiertagskuchen. Für die beiden anderen kam nie etwas, nicht einmal Briefe, nicht einmal eine Postkarte, höchstens eine amtliche Zustellung. Sonst kümmerte sich in der ganzen weiten Welt da draußen offenbar niemand mehr um sie. — Der Junge war das ledige Kind einer Dirne, die sich überhaupt vom ersten Tage an nie um ihn angenommen hatte. Die Gemeindeverwaltung des Marktfleckens, wo sie „zuständig" war, hatte ihn einer katholischen Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder übergeben, wo es bis zu seiner Firmung verblieb. Er war, trotzdem er schon nah an dreißig, niemals auch nur entfernt so etwas Ähnliches gewesen wie eine „bürgerliche Existenz". Immer war er eine der Millionen Flocken in dem Menschheitsgestöber, das, von allen Winden durcheinandergewirbelt, über diese Erde hinfährt und nur auf ihr Fuß faßt, um auf ihr zu zerschmelzen, um an ihr zugrunde zu gehen. Aus der Frömmigkeitsdisziplin der Fürsorgeerziehung hatte er nur ein Gut mit hinausgenommen, das seinem Dasein einen Anhalt und Gehalt geben konnte, und das waren die Heiligenbilder und die Fertigkeit im Zeichnen, zu der man an diesen Vorbildern seine linke Hand geschult hatte. Es war eine natürliche Veranlagung dazu bei ihm vorhanden, die sich rasch entfaltete, als die geistlichen Herren und die Klosterfrauen in dem armen Jungen eine Art von Wunderkind entdeckt zu haben glaubten, das alle

frommen Darstellungen flink und geschickt zu kopieren imstande war. Als man ihn entließ, vergaß man denn auch nicht, ihm eine kleine Mappe mit seinen besten Zeichnungen und Kopien mitzugeben in dem Bündelchen mit zerflickter Wäsche, das außer seinem Firmlings-Anzuge alles war, was er mitnahm auf die Lebensreise.

Man hatte festgestellt, daß seine Mutter sich inzwischen verheiratet hätte in irgendeinem kleinen Städtchen da droben in der Oberpfalz. Dort also schickte man den siebenfingerigen Buben hin, wohl versehen mit allen Ausweispapieren über seine Herkunft. Er kam auch in das alte Städtchen, fand das alte Gäßchen, fand das alte Häuschen, an das man ihn gewiesen, und betrat durch einen dunklen Flur ein düsteres Höfchen. In der offenstehenden Waschküche bemerkte er ein rüstiges Weib mit seifebeschmierten roten Armen am Waschtroge. Die frug er, ob hier Frau Soundso wohne? — Ja; die wäre sie selbst. — Ja, und er, der Knirps, wäre ihr Sohn. — Gellendes Hohngelächter schrillt durch das Höfchen: da könnte jeder kommen! Sie hätte gar keinen Sohn, könnte sich wenigstens nicht an so was erinnern; sie hätte überhaupt keine Kinder. — Vorzeigung der Ausweispapiere — ein Knabenfinger haftet an der Stelle des Geburtszeugnisses: „— ein Kind männlichen Geschlechtes geboren —," und das wäre er! — „So! Und weiter gar niemand! — Paß einmal auf, du Lauser! Wenn du jetzt nicht eins, zwei, drei, machst, daß du zum Tempel hinauskommst, dann ..." Und damit zieht die robuste Frau mit dem Wäschestücke, das sie gerade ausgewunden, derart bedrohlich aus, daß der Knirps Hals über Kopf durch den dunklen Flur wieder auf das Gäßchen hinauspoltert. —

Was nun? — Man hat ihm gesagt, sich in Notfällen an den Herrn Pfarrer zu wenden. Er fragt sich also durch nach dem Pfarrhofe. Dort war er von der Anstalt aus angekündigt, wird aufgepackt und gleich wieder zum Hause der Mutter mitgenommen. Er muß auf der Gasse warten. Der Herr Pfarrer hält es für zweckmäßig, zunächst einmal allein vorzusprechen; kommt aber schon sehr bald wieder in sichtlicher Bestürzung. Oben wird ein Fenster aufgerissen, und ein rotes Männergesicht erscheint und schimpft herunter auf das „Pfaffengesindel", das man endlich einmal mitsamt den Polizisten und Militaristen und der „ganzen verdammten Kapitalisten-Schutztruppe" an die Mauer stellen sollte; und die Nachbarschaft, die jetzt auch die Fenster aufreißt, läßt's an zustimmenden Kraftausdrücken auch nicht fehlen. — Der Pfarrer hat einen guten Freund, der gerade wieder einmal bei ihm zu Besuche ist. Der ist „akademischer Maler" und grast regelmäßig all die prächtigen alten Städtchen des fränkischen, schwäbischen und oberpfälzischen Landes ab nach „malerischen Winkeln" und „romantischen Durchblicken", wie sie die Fremden so gerne kaufen, wenn sie billig sind. Er hat wirklich in München auf der Akademie

einen Preis bekommen und malt jetzt seine Veduten das Stück zu 40 bis 80 Mark — mit Rahmen natürlich. Der hat inzwischen die Mappe des Jungen durchgesehen. Er brauchte schon längst einen Laufburschen, der auch die Hausarbeit tut, denn er ist Junggeselle. Der „akademische Maler" nimmt also den Knirps mit nach der wundervollen alten Donaustadt, wo er in einem Turme haust: die Fremden lieben es, sein „unglaublich originelles" Atelier zu knipsen — und dabei wird dann und wann auch etwas verkauft. Auch gab's Kirchenbilder zu restaurieren, die die Pfarrer aus den umliegenden Dörfern und Klöstern brachten; daran lernte der Knirps das Malen mit Öl- und Temperafarben, was ihm dann später ein wenig weiterhalf, nachdem der „akademische Maler" verstorben war. Denn wie es mit der normalen Erwerbstätigkeit eines Siebenfingerigen aussah in einer Zeit, wo viele Zehnfingerige erwerbslos dastanden, das läßt sich denken. Es blieb da wohl nicht viel anderes übrig, als gelegentlich bei der ehrenwerten Zunft der Langfingerigen einen Versuch zu machen, weniger um Schätze zu erlangen, als um etwas zu essen zu haben und für einen Winter auf Staatskosten Unterkunft zu finden.

Im Sommer dagegen gab's auf den reichen Bauerngütern Niederbayerns immer irgendeine Aushilfsbeschäftigung bei dickgeschmalzener Kost; und da fand sich auch Gelegenheit, die bei dem „akademischen Maler" erlernte Kunst erfolgreich zu üben. Da war ein altes Mütterchen, das nicht mehr in die Kirche „hatschen" konnte und sich ihren Lieblingsheiligen nach der Holzfigur neben dem Altare abmalen ließ für seine Hausandacht. Und dort war ein Bauernkönig, der sich hoch zu Roß auf seinem selbstgezogenen, preisgekrönten Hengste dargestellt sehen wollte; oder eine trostlose Bäuerin, deren Sohn „in Flandern drent" gefallen war und von dem sie gern ein schönes großes Bild in der Stube hängen gehabt hätte. — Endlich lernte er einen Friseur kennen, der hatte seinen Laden im Münchner Bahnhofs- und Hotelviertel und verkaufte darin auch unter der Hand kleine Bilder und Studien Münchner Maler, die er links und rechts von den großen Spiegeln aufhängte, so daß sie die Kunden unbedingt recht lange und genau vor Augen haben und recht große Lust danach bekommen mußten. Nur waren diese Bildchen dem Durchschnittsfremden meist etwas zu teuer. Melchior konnte billiger liefern und hatte nichts dagegen, daß der Friseur einen „gangbaren Namen" druntersetzte. Aber recht etwas „Herzigs" mußte es sein: „lebfrische Dirndln" und „taufrische Buam", Jager, weinselige Klosterbrüder, Wurzelmännlein, die im Gewitterregen kreuzfidel unter einem Fliegenschwamme hocken und Skat spielen, und was so der Durchschnittsfremde, allen Bußpredigten gegen den „Kitsch" zum Trotze, heute noch gerade so liebt wie ehedem. So ein Bildchen brachte immerhin seine 30 M., wovon aber nur etwa ein Fünftel auf den Maler kam, denn der Friseur trug ja die hohen Spesen für den Rahmen.

Damit kam man aber auch nicht weiter als wie eben — hierher, wo wir nun beisammen saßen.

Er las in meinen Büchern und hatte tausend Dinge zu fragen, über die er, wie er versicherte, längst schon gern einmal Zuverlässiges erfahren hätte, ohne daß aber jemand sich finden ließ, der einem abgerissenen Landfahrer Belehrung erteilen mochte. Trotzdem lernte ich mehr von ihm wie er von mir. Ich sah da nämlich den Typ des fraglos von Natur für künstlerische Darstellung beanlagten Menschen vor mir, der unvermittelt aus den unerforschbaren, dunklen Tiefen des Volkstumes selbst immer wieder geboren wird und den in Zeiten wirklicher, noch im Volkstume wurzelnder Kultur die zünftigen Meister als Lehrbuben aufzunehmen pflegten, der als Handlanger bei ihrem Schaffen selbst zum Künstler sich entwickelte. Und ich sah auch, wie das jetzt abgerissen ist, nachdem die Kunst durch den Intellektualismus von ihren Wurzeln im Volkstume gelöst und „akademisch" geworden; jetzt, wo die Kunst eine Allerweltssensation für wenige Wohlhabende, für die snobistischen Intellektualisten, für die ihrem Volkstume längst Entfremdeten war, und man das Volk dem Kitsch anheimfallen ließ. Ich konnte mich von da ab nicht mehr erstaunen, daß das Volk dabei selbst zum Kitsch wird an Seel' und Leib und eine kitschige Kopie des Großstädtertums — also aufhört, Volk zu sein, und „Masse" wird.

Das alles und viel anderes erlebte ich in den Pausen der Gerichtsverhandlungen, die mich mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe bedrohten. Dort drüben, im Gerichtssaal, war alles schrillste Disharmonie, Lug und Trug, Haß, Tücke und Grausamkeit; hier, beim „grauen Elend" und beim siebenfingerigen Melchior war alles Eintracht, Friede, Wahrhaftigkeit und brüderliches Einanderstützen im Leide. Nur eine kleine Etikettfrage blieb ungelöst. Wenn es nämlich in der Frühe nach dem Wecken an das Reinigen der Zelle, an das Ausleeren des Abortkübels und ähnliche Haushaltungsgeschäfte ging, griff ich natürlich auch nach dem Besen, um das auf mich entfallende Drittel dieser Arbeit zu leisten. Das wollten aber die beiden anderen — die, notabene, noch immer nicht wußten, wer ich eigentlich sei! — unter gar keinen Umständen zulassen. Sie wüßten auch, was sich gehört; und einen Herrn wie mich solche Arbeit tun lassen, das sei einfach unanständig. Und da die Beamten sie in dieser Auffassung noch bestärkten, so kam ich nie dazu, mit anzupacken. Und dann führte mich ein behelmter Wachtmeister hinauf in den Gerichtssaal, wo der Staatsanwalt und, ganz allein nur den Denunzianten folgend, bald auch der Richter selbst mich als einen Auswurf der Menschheit hinmalten, der erbarmungsloser abgestraft werden müsse als selbst ein Totschläger, Räuber und Kinderschänder!

Da, eines Mittags, sollte mein Inkognito plötzlich auf eine abenteuerliche Art gelüftet werden! — Ich kam wieder einmal sehr erschöpft aus der Verhandlung zurück und hinter mir her der Aufseher mit einem Eßnapfe; denn die Beamten waren meist auch so rücksichtsvoll, mich die Kost nicht selber aus der Küche hinauftragen zu lassen. Die Zellentür springt auf, und vor mir an unserem großen Tische sitzen nicht zwei, sondern — drei! Und der Dritte, Neue, springt sofort auf, reckt beide Arme nach mir und ruft: „Da ist er ja! Herrschaft-Saxen, da ist er ja!" — „Wer ist da?" frug ich, als der Beamte sich entfernt hatte. — „Sie san da!" erwiderte der Neue. „Sie, der Professor Fuchs!" — Nun war's also aus mit der Heimlichtuerei; und während ich meine Haferflockensuppe auslöffelte, gab der Ankömmling unaufgefordert und in bester Laune gleich alles von sich, was er von mir wußte; und das war ganz erstaunlich viel. Er hatte den ganzen Verhandlungen gegen mich als „Gerichtssaalstudent" vom ersten Tage ab beigewohnt und war heute vormittag bei einer politischen Razzia in dem Sitzungssaale nebst einigen anderen längst Gesuchten verhaftet und hierherüber gebracht worden. Er gab auch gleich seiner fachmännischen, auf reicher persönlicher Erfahrung beruhenden Anschauung über den Stand meiner Sache freimütigen Ausdruck: in den Wirtshäusern schließe man Wetten ab, ob ich freigesprochen oder mit Festung bestraft würde. Seiner Ansicht nach käme ich mit ein paar Jahren Festung davon, die ich aber selbstverständlich nicht würde abzusitzen brauchen. Was ich denn selbst erwartete? — „Lebenslängliches Zuchthaus!" antwortete ich ruhig, indessen meine drei Tischgenossen erstarrten. — Endlich brach der Neue in ein Gelächter aus: das wäre doch nicht mein Ernst! — O doch, erwiderte ich, ich hätte meine Gründe für diese Annahme und hätte mich auch längst damit abgefunden. Das „graue Elend" schüttelte immerfort murmelnd den Kopf: ich hätte doch „keiner lebenden Seele nie nix to'". — Er konnte gar nicht fertig werden mit Kopfschütteln.

Ich lenkte ab. Der Neue interessierte mich. Er hatte einen Rasseschädel mit einem Schopf aschblonder Wirrhaare; aber bei näherem Zusehen zeigte sich etwas Brüchiges darin, etwas Verzerrtes, etwas „Verknautschtes", wie der Volksmund sagt: ein Typus, wie ihn die altbayerischen und altschwäbischen Meister auf ihren Kreuzigungsbildern in dem „Schächer zur Linken" oftmals wiedergegeben. Die beiden Gesichtshälften waren auffallend ungleich, der Augenausdruck manchmal schielend, manchmal starr, die Haltung zuweilen krampfhaft herausfordernd, zuweilen erbärmlich und hinfällig, die Gebärden oft ausfallend und unbeherrscht. Dazu kamen Operationsnarben am Halse. Wenn er mit den Händen in den Taschen herumschlenderte, bot er ganz den Anblick eines

„Strizzi von der Schwantaler Höh'"; wenn er hingegen ruhig beim Schachspiel saß, wirkte er wie ein äußerst zuverlässiger, tüchtiger Mann aus der Kleinstadt. Er war ein geborener Giesinger, anfangs der Dreißig, Sohn eines Maurers und selbst gelernter Maurer, außerdem aber noch sonst in allerhand Künsten erfahren. Insbesondere exzellierte er als Stubenmaler in phantasievoller, farbenfroher Ornamentik; eine Begabung, der er manchen Vorteil im Leben verdankte, namentlich auch bei der Verbüßung seiner letzten Strafe, wo ihn der Gefängnisdirektor zum Ausmalen seiner Dienstwohnung kommandiert hatte, was ihm allerhand Wohltaten aus der Küche eingetragen und sogar Zigaretten von der zarten Hand des direktoralen „Kocherls". Deshalb wäre es ihm, wo er nun denn doch einmal wieder eingefangen worden, an sich weiter so kein unerträglicher Gedanke, wieder dorthin zu müssen; denn er wäre bloß „auf Strafurlaub", den er freilich aus eigener Machtvollkommenheit um einige Wochen verlängert hätte. Das war der Grund, warum man ihn da drüben aus dem Gerichtssaal herausgeholt hatte.

Es war ein Genuß, seiner Erzählung zuzuhören. Sie geschah in der unverfälschten Giesinger Mundart; und da diese selbst den Münchnern der inneren Stadt wenig geläufig ist, geschweige denn von anderen Deutschen verstanden werden kann, so muß ich sie leider auf Hochdeutsch resumieren. Könnte ich doch nicht die urtümliche, wahrhaft epische Gebärdensprache mit in Erscheinung treten lassen, mit der so ein Rest echten alten Volkstumes all seine Berichterstattung illustriert, und durch welche er oft gerade die entscheidenden Akzente gibt. Seine Familie genoß in seinem Vorstadtviertel da drüben ein gewisses Ansehen. Der Vater war Vorarbeiter beim Städtischen Tiefbauamt gewesen und bezog noch eine kleine Pension. Die sieben oder acht Geschwister waren alle ordentliche Menschen in leidlich auskömmlichen Verhältnissen; nur er allein, der Jüngste, der Maxl, nur er war entgleist und entgleiste immer wieder: „da kannst nix macha," seufzte er mit halb schmerzlichem, halb schelmischem Augenaufschlag, wie er denn immerzu jenes besondere schauspielerische Talent und Temperament verriet, das der bayrisch-österreichischen Rasse ja in so ausgesprochener Weise eigen ist, insbesondere jene Komik der Hilflosigkeit vor dem die Menschen mit maschineller Präzision unbarmherzig verbrauchenden modernen Dasein, die durch Karl Valentin berühmt geworden ist. Jede Epoche seines Lebens schloß mit einem Verschwinden in einer Strafanstalt ab, und jedesmal servierte er diesen Abschluß äußerst tragikomisch mit einer Geste fatalistisch-treuherziger Hilflosigkeit: „No ja! Da hast es wieder! Alleweil das gleiche! Armer Maurer-Maxl! Was wird's noch mit dir werden!" — Und so auch bei Darstellung seiner Familienverhältnisse: „Alle san's feine Leit — bloß der arme Maxl — o mei, o mei, wie's im Leben zugeht! Ma möcht's net glaub'n!" — Um-

gekehrt wie Abu Hassan Ali Ebn Bekar im „Barbier von Bagdad", dessen Geschwister alle Lumpen geworden: „Bukbuk der Einäugige" und „Bakbarak der Weinschläuchige" usw. — nur er, Jusuf, „allein von allen sieben ist rein und unschuldsvoll geblieben" — umgekehrt wie dieser Philosoph unter den Bartkratzern, konnte Maxl, der Philosoph unter den Giesinger Steinsetzern und Lukis, immer wieder wehmutsvoll, aber nie ohne Schelmerei von sich sagen: Ich allein von allen sieben bin immer ein Nichtsnutz gewesen und geblieben. Aber einer, dem man nicht böse sein konnte. Er war allenthalben beliebt, sogar bei den Beamten der hohen Kriminalpolizei und der Strafanstalten, in denen er seine Gastrollen gegeben hatte. Dabei nie ein Versuch, sich als verfolgte Unschuld oder als verkannten Tugendbold hinstellen zu wollen; er ließ nicht den mindesten Zweifel darüber, daß er sich aufrichtig für einen ausgemachten Hallodri, Spitzbuben, Gauner und Raufbold hielt: „Jetzt habts schon amol an solchenen Bazi gesehn, an solchenen ganz elendigen? Aber a arm's Luder halt, a recht a arm's Luder — o mei!"

Das Eintreten des Maurer-Maxl in unseren Kreis war ein Ereignis. Er war eine Persönlichkeit! — Eine Persönlichkeit, welche, von rassigem Temperament getrieben, in jedem Augenblick ihr ganz besonderes Wesen in Geste und Wort restlos darleben mußte. Und wo eine solche Persönlichkeit in einen Kreis von Menschen tritt, da zwingt sie unwillkürlich auch die anderen, mehr mit dem Persönlichen aus sich herauszugehen, was sie in sich haben oder auch nicht in sich haben, d. h. ihre innere Leere beschämt offenbar werden zu lassen. Er hätte das „graue Elend" ganz ausgelöscht, und auch der siebenfingerige Melchior wäre als Schatten an der Wand verhuscht, wenn ich nicht schließlich auch noch dagewesen wäre und dem Maxl das Gegengewicht gehalten hätte — nicht etwa durch meine „überlegene Persönlichkeit" — beileibe nicht! — sondern — und das war auch echt Maurer-Maxl — sondern weil er nun einmal vor mir einen grenzenlosen Respekt haben wollte! Es paßte ihm nun einmal so: mit einer Persönlichkeit an einem Tische sitzen, die gleiche Kost aus gleichartiger Schüssel mit dem gleichen Blechlöffel schmausen zu dürfen, die für ihn so etwas wie eine historische Glorie, ja geradezu wie eine Märtyrerkrone hatte und überhaupt einer Sphäre angehörte, die ihm und seinesgleichen so unerreichbar schien wie der Himmel droben. Er duldete unter gar keinen Umständen, daß ich mich gegen diese Idolisierung verwahrte; und als ich ihn bat, mich in dem mir bis dahin unbekannten Schachspiel zu unterrichten, da tat er verschämt wie ein Schulmädchen: „A so a saudumms Luder wie er könnt' doch an solchenen Herrn nix lernen!" — Aber der Schüler erwies sich dann durchaus nicht als so überlegen im Begreifen dieses tiefsinnigsten aller Spiele, so daß es öfters hieß: „Himmiherrgott-Bluetszakkerament-über-anand-noch-amol! Das ha'm ja die g'scheerten Ram-

mel im Schützengraben draußt schneller begriffen!" Aber seine Geduld war unerschöpflich. Wenn ich nicht da war oder ermüdet auf dem Bette lag, spielte er mit einem von den anderen. Da war es denn ein Hochgenuß, seinen Spielerkraftausdrücken zuzuhören und der „Leichenrede" mit ihrer grandiosen Symbolik, die er jeder beendeten Partie widmete. Trotz des „lebenslänglichen Zuchthauses", das in all der Zeit über mir drohte, mußte ich Tränen lachen. Und dann hätte ich bald wieder Tränen weinen müssen — nicht über mich, sondern bei dem Gedanken, daß ein Volkstum, das selbst in seinen verunglückten Typen sich solche urplastische Kraft des Ausdrucks und solches Temperament der Geste bewahrte, nun rettungslos vor die Hunde gehen und auch in dem Allerweltsproletariat aufgeschmolzen werden sollte!

Manchmal jedoch lag es wie ein düsteres Gewölk über seiner unregelmäßigen, zerfurchten Stirne. Er war ein schwerer Psychopath, wohl manisch-depressiv, und wußte das selbst ganz genau, denn er war wiederholt zur Beobachtung in der psychiatrischen Abteilung des Zuchthauses gewesen, in welchem er seine letzte Strafe verbüßt. Im Feld draußen wär's so schlimm geworden, meinte er, obgleich 's ihm im Kriege gut gegangen war. Er war als Landwehrmann eingerückt und sogar bis zum Sergeanten befördert worden, hatte auch mehrere Auszeichnungen erhalten. „Is dös a narrete Welt, a ganz narrete!" pflegte er zu sagen. „Draußt, wann's ahm so a Platschari am Rock aufibatzt ham, da hams die gschwollensten Reden an ein hing'redt von Heldentum und vorbildlichem Verhalten und lauter so Schmarren überanand; und da herin in der Heimat, sperrens ahm eini unter Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte! O mei, o mei, Maxl: baldst bloß wieder mit 'm Herrn von Mackénsen in Rumänien drent wärst! Da war's zinfti!" — Vornehmlich schwärmte er von der Damenwelt in Bukarest! So gut wie bei denen hätte er's in seinem ganzen Leben nicht gehabt, damals, als er „mit dem Herrn von Mackénsen in Rumänien drent" gewesen war. Diese letzte Formel kehrte jedesmal wieder wie ein wahrhaft „epischer Tropus", so wie Homer etwa „die hauptbaarumwallten Achaier" unter Führung der Atriden immer mit denselben Formeln nach der „heiligen Ilios" ziehen läßt. An dieser urtümlichen Art, das Formelhafte noch wirklich zu erleben, konnte man geradezu das Entstehen von Volksliedern und -sagen studieren: „Wie wir mit dem Herrn von Mackénsen drent in Rumänien waren" — von da ist es nicht mehr weit bis zum „Prinz Eugen, der edle Ritter, der ließ schlagen einen Brucken".

Wenn er aber nun so seine trüben Stunden hatte, dann kam er gewöhnlich auf den Roman seines Lebens, der ihn zu uns hierhergeführt hatte. Nämlich: als er jetzt wieder im Gefängnis saß, war sein junges Weib gestorben, das Linerl — „a so a viel guts Tier'l — grad a Haserl war's, a liebs und a sanfts!" — Und da war er um

Strafurlaub eingekommen, um an dem Begräbnisse teilzunehmen. Er hatte auch die allerbeste Absicht, gleich nach der Bestattung in die Anstalt zurückzukehren. Als er dann aber vor das Friedhofstor trat, da lagen die Gärten und Felder so schön im herrlichsten Sonnenscheine vor ihm, und das Hochgebirge mit seinen zackigen Gipfeln leuchtete so blau und weiß herüber, daß ihm der Gang zur Strafanstalt zurück mit jedem Schritte saurer wurde. Und als nun gar das greuliche Gebäude am Horizonte heraufkam, da war ihm, als ob die ganze Natur „an Dreckhaufen" geworden wäre; er konnte und konnte es nicht über sich bringen, sich gewissermaßen selbst dort wieder abzuliefern. Obgleich er sich über die Konsequenzen durchaus nicht unklar war, machte er kehrt und rannte spornstreichs mitten in die Stadt hinein. Er hatte einen „Spezi" in Haidhausen; bei dem fand er Unterschlupf. Aber natürlich nicht umsonst. Er mußte mit verdienen: heute nacht eine Serie Gummireifen aus einer Bogenhauser Garage stehlen helfen und morgen ein Motorrad in Schwabing, übermorgen den scheinbar unbeteiligten Ratgeber machen bei einem Handel in einer Wirtschaft des Schlachthausviertels, wo einem Kälberpraxer, der gerade eine vollgestopfte Brieftasche hatte, eine Uhr mit gefälschtem Goldstempel als echt aufgeschwatzt werden sollte, und was so kleine Freundschaftsdienste mehr sind, die man doch anstandshalber nicht gut ablehnen kann, wenn man bei einem „Spezi" so liebevoll aufgenommen wurde, daß dieser sogar nicht einmal etwas dagegen hatte, wenn sein „Gschpusi" auch mit dem Maxl schöntat.

Das war nun der dunkelste Punkt im Charakterbilde dieses Menschen: die Weiber! Er prahlte keineswegs mit seinen Weiberaffären in jener ekelerregenden und obendrein verlogenen Weise, wie ich das später im Zuchthause so oft über mich ergehen lassen mußte — ohne freilich zu vergessen, daß man ja auch sonst „in Herrengesellschaft" in diesem Punkte ein Übermaß von prahlerischer Verlogenheit muß ertragen können. Seine Beziehungen zu den Schönen der proletarischen Vorstadtsphäre hatten ja wohl alle mehr oder weniger einen zuhälterhaften Einschlag. Er hatte etwas von dem undefinierbaren Zauber kraftvoll-wüster, aber auch sentimental-romantischer und dabei humorvoll-amüsanter Männlichkeit, wie ihn etwa der ungarische Dichter Molnar in seinem „Liliom" gezeichnet, und wie er von jeher bei Frauen, mehr noch bei den kleinen Mädchen der Apachengegenden wie der Hinterhäuser, ja zuweilen noch viel höher hinauf besonders faszinierend gewirkt hat und immer der Mittelpunkt oft blutiger Eifersuchtskämpfe gewesen ist. Das Zuhältertum solcher Vorstadt-Don-Juans steht daher — und das traf auch auf den Maxl zu — auf einem anderen Blatt als der hundsgemeine Handel mit hungrigem Weiberfleisch und zugehöriges Erpressertum, wie ihn das kriminelle Strizzitum im allgemeinen treibt. Der Maxl kam dazu — er weiß selbst nicht wie. Die Weiber drängen sich ihm auf, denn eine jede will ihn der

anderen wegschnappen, will ihn für sich allein haben, und so überbietet jede die andere mit Geschenken, und jede sucht ihn mehr zu verwöhnen wie die andere, bis er es schließlich gar nicht mehr anders weiß, es für selbstverständlich ihm zukommend ansieht und auch endlich brutal fordert. Dazu kommt die Mitwisserschaft so mancher Liebchen bei allerhand sonstigen Verfehlungen, kurz, er ist dem Weibe verfallen, ehe er's recht merkt. Jeder Versuch, aus dieser Atmosphäre wieder herauszukommen, wird in der ebenso leidenschaftlich-zärtlichen als mörderischen Umklammerung der Weiberarme erstickt. Der Maurer-Maxl hätte öfters wieder auf die Höhe seiner guten kleinbürgerlichen Herkunft hinaufgelangen können: er war ein guter Arbeiter, hat sich als Soldat im Kriege famos gehalten — dank allerdings der volkstümlicheren Art von Manneszucht bei den Bayern, die kleine Disziplinwidrigkeiten und Inkorrektheiten draußen im Feld nicht so furchtbar tragisch nahm — und war voll des besten Willens, namentlich seit er das bildsaubere, blutjunge, aber wie es scheint sehr tüchtige „Linerl" kennengelernt, geheiratet, ein Kindchen mit ihr gehabt — er hatte jetzt noch Tränen in den Augen, wenn er an all das schöne, kurze Glück zurückdachte — aber man ließ ihn halt nicht in Ruhe.

Er klagte sich der niederträchtigsten Untreue an, die er an dem Linerl immer wieder begangen; und sie wäre doch so ein nettes, gutes, kleines Tier gewesen! Nie hätte sie Eifersucht gezeigt, nie ihn zur Rede gestellt, und hätte von ihrem Verdienst als Einlegerin in einer Druckerei sich und das Kind durch den ganzen Krieg durch erhalten und ihm noch immer Pakete hinausgeschickt — und doch! — Und nun war sie gestorben, an der Schwindsucht, so ganz allein und verlassen! Und er im Gefängnis! Und das Kind — ja, das wird halt wohl die Großmutter zu sich genommen haben! — Und er jetzt wieder mit neuen Anklagen belastet, darunter Beihilfe zum Münzverbrechen wegen des gefälschten Goldstempels: „Herrschaft, Herrschaft, Maxl! Balst bloß wieder mit dem Herrn von Mackénsen drent in Rumänien warst! — Und überhaupts: so an Menschen wie mich, den sollt's überhaupts gar net geben!" —

Wenn mich dann des Nachts der hereinfallende Mondschein weckte, sah ich ihn mitunter barfuß im Hemde mit heftig ausfallenden Gebärden und dumpfe Selbstanklagen murmelnd in der Lichtbahn hin und her schlurfen. Dann und wann blieb er stehen und hielt Zwiesprache mit einem unsichtbaren Begleiter — vielleicht mit dem toten Linerl. Und dann wanderte er wieder weiter mit qualvoll verzerrtem, todbleichem Gesicht, oder er glaubte sich im Kampfe vor Verdun oder an der Loretto-Höhe und rief: „Sprung! Auf! Marsch, marsch!" und sauste mit flatterndem Hemde in der Mondscheinbahn herum: die eine Hand hochgereckt, als ob er eine Handgranate werfen wollte, den anderen Arm vor die Augen gekrümmt, als ob er diese schützen müsse. Manchmal stand

er auch wie ein Säulenheiliger lange auf dem Tisch, starrte durch den oberen Teil des Fensters auf die Stadt hinaus und hielt, mit ausgestrecktem Zeigefinger dozierend, einen unverständlichen Vortrag, bis er plötzlich in ein fast lautloses Gelächter ausbrach, pfiff und summte, vom Tische hüpfte und im Mondschein herumtanzte: eine Gespenstersonate aus der Welt Alfred Kubins. Wenn er dann an mein Bett streifte und ich ihn mit freundlichem Zuspruche anhielt, dann blieb er wohl mit einem traurigen Gesichte stehen: „Hab' ich wieder amal a Viecherei ang'stellt? — O mei! Der Maxl is halt a spinneter Tropf! A meschuggenes Mannsbild is er, a ganz meschuggenes! Das Linerl hat immer g'sagt, 's Vaterunserbeten wär gut dafür; beten ma halt!" — Und dann streckte er sich pfeilgerad auf seinen Schragen, faltete die Hände — und schlief sofort ein.

Eines Tages kommen zwei Beamte, sagen gar nichts, winken bloß, und der Maurer-Maxl hebt den Kopf von seinem Schach, schaut recht blöd geradeaus, dann nach rechts, dann nach links, steht auf, gibt mir die Hand und schluckt ein paarmal wie ein Kind, das seine Tränen hinterwürgt — und fort ist er auch schon — —

Allerhand Zug- und Strichvögel

Es wäre wohl nicht gar so schwierig, aus den Gestalten, die unsereinem aus der Unterwelt der Ausgestoßenen im Laufe langer Kerkerjahre entgegentraten, effektvolle Figuren zu formen, wie sie der Modegeschmack im Kriminalroman, im Film, im sozialen Tendenzschauspiel immer wieder so gern sieht, und die sich deshalb so großer Gunst erfreuen, weil man bei ihnen meist so das Gefühl hat: das ist ja also alles gar nicht so schlimm mit den Verbrechern und mit den Verbrechen, aber es ist spannend, fieberhaft spannend. In Wirklichkeit ist es jedoch gar nicht spannend, sondern ganz im Gegenteil: nirgends ist die Langeweile, die endlos gleichförmige, trostlose Langeweile so zermalmend aufgehäuft wie im Dasein des Verbrechers, das, insoweit es nicht im Gefängnis, angstzitternd und scheu in irgendwelchen öden Schlupfwinkeln hingebracht wird. Auch der hochelegante Hochstapler und Millionendefraudant ist nur ein jammervoll gehetztes Wild und langweilt sich kläglich, sobald die Todesangst einmal für einige Augenblicke ihn nicht betäubt. Deshalb hat sich ja auch die Unterhaltungsliteratur immer mehr vom eigentlichen Verbrechertum abgewendet und den sogenannten „Amateurverbrecher" zum Helden ihrer „wahnsinnig spannenden" Geschichten erkoren: den Rekordeinbrecher, der eigentlich ein amerikanischer Milliardär ist und nur wegen einer Wette das Kassengewölbe der Großbank sprengt; oder ein reicher Graf, der nur einsteigt, um die leidenschaftlich geliebte Frau zu gewinnen und dann den Raub reichlich ersetzt;

oder ein englischer Lord, der auf diesem phantastischen Umwege nur aus Spleen eine Tat edelster Menschlichkeit zu vollbringen gedenkt; ganz zu schweigen von dem prächtigen Wilderer, wie er früher Mode war, der im Grunde eine Seele von einem Menschen ist; oder von dem hochromantischen Räuberhauptmann, wie er noch früher Mode war, der alle bürgerlich eingeordneten Menschen an Edelmut und Kavaliersehre unendlich überragt. Und was nun gar die „Verbrecher aus Leidenschaft" betrifft, die Opfer eines Liebeswahnes, einer erotischen Besessenheit, die in den Spalten der Presse von Zeit zu Zeit so großes Furore machen, so würde wohl auch ihr Schicksal längst nicht so angenehm unterhaltend oder sensationell erregend empfunden werden, wenn die Berichterstatter nicht vermieden, den Leser endlose Nächte der Qual mit durchleben zu lassen, und wenn sie nicht immer rechtzeitig die Tür zumachten, wenn die Gerichtsärzte den Schädel aufsägen, das Gehirn herauswühlen und darin die Anzeichen der schweren Psychose erforschen, welche diese ganze Tragödie verschuldet hat.

Im allgemeinen erscheint das „Verbrechen" als ein mit falschen Mitteln unternommener Versuch, das grauenvolle Elend, in dem ungezählte Menschen ohne die geringste Möglichkeit, an den Errungenschaften der Zivilisation und Kultur teilnehmen zu können, hilf- und hoffnungslos dahinvegetieren müssen, irgendwie und irgendwo und irgendwann einmal zu durchbrechen, um auch einmal „etwas vom Leben haben" zu dürfen. Sie gleichen der Brummfliege, die sich in ein Zimmer verirrt hat, und die nun immer und immer wieder gegen die Fensterscheiben saust, in der Hoffnung, doch endlich das Freie zu gewinnen, das grüne Land der herrlichen Düfte, des süßen Honigs, der üppigen Nahrung, und die sich so lange immer wieder knallend den Kopf anrennt, bis sie erledigt herunterfällt und am Boden verzappelt, verdorrt, verwest. Millionen von Menschen geht es so; und die das immer wieder einmal mit unzulänglichen Mitteln probiert haben, das sind so die Durchschnittstypen, mit denen man in so einem Hause zusammenkommt wie einst im Mittelalter auf der „Elenden-Kirchweih". —

Da war z. B. der Johann Pitschek, der, nachdem der Maxl von uns geschieden, das vierte Bett unserer Stube bezog: ein schmaler, blasser, zur Schwindsucht neigender Mensch mit dunklen, langen Haaren, mit großen, melancholischen, ratlos in die Welt starrenden Augen; sichtlich halb verhungert, und doch ließ er sich nicht ohne Ziererei erst lange nötigen, bis er das erste belegte Brot von mir annahm. Er war von Haus aus gelernter Schuster und schon soundso viele Male rückfällig, weil man ihn nach seiner ersten Verurteilung nirgends mehr nehmen wollte. Er erzählte in einem Strome lauter Geschichten, die vor Augen führen sollten, wie völlig hoffnungslos das Dasein dessen wäre, der einmal von Geburt dem Elend angehört oder ihm später durch eine Verurtei-

lung verfällt, um nie mehr herauszukommen. Das verläuft ganz automatisch so; und selbst die gerichtliche Verarbeitung dieses Massentyps des Durchschnittsverbrechertums ist ein ganz automatisch abrollendes Ramschverfahren geworden. Die Gerichtshöfe würden ja sonst gar nie damit zu Ende kommen. Verteidiger-Stars, medizinische Sachverständige, welche diese Verurteilungsmaschinerie aufhalten und umlenken, können sich diese Leute nicht leisten; die ihnen auf Staatskosten zugeteilten Offizialverteidiger haben meist wenig Zeit und noch weniger Interesse für solche uneinträgliche Fälle, und so taktet denn die Verurteilungsmaschinerie tagaus, tagein ungefähr so wie einst die Guillotine auf der Place de la Concorde zu Paris, nur daß sie keine kopflosen Toten, sondern lebende Leichname in die Abfallgruben der Menschheit versinken läßt.

„Und so wird's diesmal bei mir auch wieder gehen: zehn Minuten wird der Staatsanwalt quatschen, fünf Minuten der Verteidiger, irgend so ein kleiner Assessor mit Schmissen im Gesicht, und dann wird das Gericht sich zur Beratung zurückziehen und nach weiteren fünf Minuten mit ungefähr dreieinhalb Jahren Zuchthaus herauskommen — und alles hat sich wieder einmal gehoben! Lieb Vaterland, magst ruhig sein: der Pitschek sitzt wieder hinter der Mauer! — Und dann kommt der nächste dran, und dann der übernächste und noch ein paar, und dann schaut der Vorsitzende auf die Uhr und meint: es wäre Zeit zur Mittagspause." — Johann Pitschek hat sich übrigens recht erheblich zu seinem Nachteile verschätzt. Er bekam, wenn ich mich recht erinnere, zwei Jahre und acht Monate und schien, als er von der Verhandlung zurückkam, sehr erleichtert, befriedigt und fast heiter. Er mochte wohl noch einiges mehr „ausgefressen" haben, als ihm nachgewiesen werden konnte. Er war vor ein paar Wochen erst nach zweijähriger Strafverbüßung entlassen worden — absolut mittellos, denn die paar Mark Arbeitsverdienst, die er sich in der Anstalt erschustert, waren durch die Inflation zunichte geworden. — Was beginnen? Ein paar kleine Diebstähle helfen ihm nur kümmerlich über die nächsten Wochen — der Erlös aus gestohlenen Sachen ist ja immer lächerlich klein — und da wird er aufmerksam auf den großen Wert, den das Leder in jenen Tagen erlangt hatte. Sein altes Fach kommt ihm in Erinnerung, und ein rettender Gedanke leuchtet in seinem armen, trüben Hirn auf: der Schuhmachermeister, bei dem er gelernt hat, verwaltet in der kleinen Stadt an der böhmischen Grenze als Vorstand der Innung den dieser vom Versorgungsamt zugewiesenen Ledervorrat. Von seiner Lehrbubenzeit her kennt er die Kellerräume, in denen das Leder aufgestapelt ist, samt allen Zugängen und Luken ganz genau. Er schleicht sich ein, läßt sich des Nachts einschließen und ist am Morgen mit einer mächtigen Rolle besten Leders über alle Berge — nämlich im Münchner Hauptbahnhof.

Er weiß natürlich ganz genau, wo er hinzugehen hat, um seine Last loszuwerden. Aber als er die Bahnsteigsperre passiert hat, spricht ihn ein wohlbeleibter älterer Herr an und macht ihn freundlich darauf aufmerksam, daß die Ausgänge des Bahnhofs bewacht wären, namentlich auf Leder „hätten sie's scharf". Wenn er keine amtliche Bescheinigung hätte... Wie sollte er eine haben! Er glaubt in die Erde einsinken zu müssen! Sein erster Gedanke ist, sich in den Abort zu begeben und dort die Rolle stehen zu lassen. Allein der nette Herr lächelt verständnisinnig: „Macht nichts! Die Hauptsache ist, daß Leder in die Stadt hereinkommt. Bin selbst von der Branche. Wenn Sie mich an dem Geschäft beteiligen, bin ich gern erbötig, das Leder hinauszubringen. Ich habe so meine Beziehungen, wissen Sie, und Beziehungen — Sie wissen ja, das ist heutzutage alles!" Im Wartesaal kommt also eine Art von ungeschriebenem Beteiligungsvertrag zustande, laut dessen der freundliche Kollege dann die Rolle aufpackt und selbst aus dem Bahnhof hinausträgt, ohne daß ihn jemand anhielte — er hat eben seine Verbindungen. Man hat auch gar nicht weit zu gehen, nur in eine der Seitengassen bei der Arnulfstraße; dann in ein vierstöckiges Mietshaus voll kleiner Leute; im Rückgebäude wird an einer Wohnungstür geklingelt. Einen Augenblick nur soll Pitschek auf der Treppe warten — sagt der Freund — er wolle erst allein mit seinem Kunden reden, damit der nicht etwa gar denke, es sei etwas Unrechtes dabei. Und da ist er auch schon in der Wohnung drinnen. — Der Pitschek wartet geduldig, wartet lange, wartet schließlich ungeduldig, und endlich doch klingelt auch er. Eine Frau öffnet, schlägt aber die Tür gleich wieder heftig zu: „Wir geben nichts!" — Johann Pitschek fängt es an zu dämmern. Er schellt zaghaft und hoffnungslos noch einmal. — Es wird überhaupt nicht geöffnet. — Noch einmal! — „Ein Herr mit einer Lederrolle soll da herein sein? Ach, das hat Ihnen geträumt — Sie spinneter Tropf!" Und „bums" ist die Tür wieder zu, und Johann Pitschek schleicht die Treppe hinab im vollen Bewußtsein der Tatsache, daß er ein bestohlener Dieb ist. — „So was kann auch nur mir passieren!" sagt er sich und schlottert trübsinnig durch die Straßen Münchens, auf irgendeine Gelegenheit hoffend.

Als er vom Tal ins Küchlbäckergaßl einbiegt, spricht ihn ein anderer, sehr netter und freundlicher Herr an: „No, Pitschek, alleweil wohlauf? Sehn wir uns auch wieder mal?" Und da hält der Herr hinter seinem Mantel auch schon verstohlen die Ausweiskarte hin: Kriminalpolizei! — „Machens keine langen Geschichten, Pitschek! Kommens gleich mit! Es ist das Einfachste. — Haben Sie schon die letzte Nummer des Fahndungsblattes gesehen?" — Indem sie mitsammen weitergehen, hält ihm der Kommissar das Blatt hin: „Gut 'troffen, Pitschek, he?" — Allerdings: sein wohlgetroffenes Bildnis in tadelloser Klischierung! — „Grad heut herausgekommen!" sagt der Herr Kommissar, indem er Pitschek eine

Zigarette anbietet, die auch angenommen wird: „Wegen der Geschichte in Passau — Sie wissen schon. Habens ka Feuer?“ —

Und solchermaßen behaglich plaudernd und rauchend nähert man sich durch das Schafflergaßl der Polizeidirektion. Als aber dies Gebäude in den Gesichtskreis tritt, da hat es den Pitschek, wie er sich ausdrückt, „ganz damisch g'rissen“. Plötzlich macht er kehrt und rennt die Gasse wieder hinunter, um die Ecke, in die Weinstraße. Bin ich nur erst im Rathaus, so denkt er, dann können sie mich lange suchen in dem Labyrinth von Korridoren; und bis sie die zahlreichen Ausgänge abgesperrt haben, bin ich längst wieder irgendwo hinausgewischt. — Doch ehe der arme Pitschek das Rathaus noch erreicht, hat der Kriminale auch schon durch Signalpfiffe die diensthabenden Schutzleute aufmerksam gemacht, auf deren Zurufe hin eine gerade Brotzeit machende Gruppe von Trambahnarbeitern eine Kette quer über die Straße bildet, in der unser bedauernswerter Pitschek hängen bleibt wie der Fisch im Netz. — So, und nun saß er hier und erzählt mir das alles mit gleichmütig klagender Ergebung und nicht ohne sich anerkennend über den Kriminalbeamten auszusprechen, der sich so nett gegen ihn benommen hätte; fast tat's ihm jetzt leid, daß er ihm die Zigarette mit so viel unnötigen Aufregungen vergolten habe.

„Ja, so ist's!“ meinte Pitschek. „Stehlen ist leicht — aber das Gestohlene anbringen — verkaufen — das ist schwer, und dabei werden die meisten erwischt — ich auch. — Aber was will denn unsereiner anders anfangen?“

Als Pitschek von uns geschieden war, erschien ein anderer Zugvogel. Diesmal war's ein Hamburger, und wirklich ein netter Kerl: ein junger, hübscher Mensch mit schmalem, feinem, bleichem Gesicht, dunklen, kindlich-traurigen Augen und welligem Haar, groß, schlank, feingliedrig und durchaus kultiviert in seinem ganzen Wesen. Aber er hatte im Felde das eine Bein verloren und trug eine Prothese. In Flandern, als er gerade aus dem Graben abgelöst worden war und in den Unterstand hinuntergehen wollte, war er plötzlich bewußtlos umgefallen. Als er wieder zu sich kam, lag er im Feldlazarett in einem sauberen Bett und war bereits amputiert. Fast das ganze rechte Bein hatte wegmüssen; ein rasiermesserscharfer Granatsplitter hatte den Knochen glatt durchgeschnitten. Er hat niemals irgendwelche Schmerzen verspürt, so erzählte er uns, als er, nachdem er einen Tag und eine Nacht lang, immerzu still vor sich hin weinend, ziemlich stumm gewesen war. Er war Architekt und im Atelier eines der größten Hamburger Baugeschäfte angestellt. Eines Samstags kam der Chef herein und fragte ihn, ob er nicht die Gefälligkeit haben wolle, eine große Summe noch vor Wochenende bei der Bank einzuzahlen, weil der Kassenbote krank und die Herren der Geschäftsführung schon zu Tisch gegangen seien. Er übernahm die Summe in einer eleganten Mappe und machte sich zu Fuß auf den Weg zur Bank.

Bekanntlich war der Teufel von jeher geradezu genial im Erfassen solcher Situationen. Auch hier war er à tempo zur Stelle: „Hör doch, mein Junge," flüsterte er, „es war doch immer dein sehnlichster Wunsch, einmal mit deinem Herzensmädel auf Reisen zu gehen: nach München, nach Italien, überall hin, wo es herrliche Meisterwerke der Architektur und der Kunst zu schauen gibt, wo man sich als freier Künstler fühlen und ein angeregtes Dasein führen kann. Meinst du nicht, daß jetzt der Moment da wäre, wo alle diese Träume in Erfüllung gehen sollen?" — Mephisto konnte in diesem Falle zu viele Verlockungen geltend machen, als daß dieser verliebte junge Mann nicht hätte unterliegen sollen. Also er ging nicht zur Bank, sondern holte seine kleine Braut unter der Vorgabe, ein Preisausschreiben gewonnen zu haben, und fuhr mit ihr auf Umwegen nach München. Als das Pärchen aber hier angelangt, war, dank der Inflation, die Kaufkraft der veruntreuten Summe derart zusammengeschmolzen, daß nichts mehr anderes übrigblieb, als das Mädel, ehe der Restbetrag auch noch wertlos wurde, schleunigst seiner Mama nach Hamburg zurückzuschicken. Er selbst blieb hier unter der Vorspiegelung: er wolle sich in München eine Stellung suchen und sie dann wieder kommen lassen. Ein paar Tage lang versuchte er das auch, aber erfolglos. Da beglich er mit seinem letzten Barbestande die Hotelrechnung, begab sich in jene düstere Gasse, welche „die Löwengrube" heißt, und stellte sich der Polizei.

Aber welche Überraschung! Man führte ihn zu einem Beamten, der, als er den Namen erfuhr, sofort sehr freundlich lächelte, ihn bat, Platz zu nehmen, dann eine Depesche vom Tisch nahm und sagte: „Es ist nur gut, daß Sie endlich da sind. Machen Sie sich nur keine Kopfschmerzen! Es wird schon nicht so gefährlich ablaufen. Ihr Chef hat uns vor ein paar Tagen bereits diese lange Depesche da geschickt: es stünde zu vermuten, daß Sie sich nach München gewandt hätten; im Betretungsfalle sollten wir ihn verständigen; er käme für alle Auslagen auf, würde Sie auch nach Erledigung des Zwischenfalles wieder bei sich einstellen. Er hat Ihnen auch bereits einen tüchtigen Rechtsanwalt bestellt, den wir jetzt gleich anrufen wollen." — Der nette Junge schluchzte laut auf, als er uns das erzählte, und stöhnte: er schäme sich zu Tode, einen so vornehm denkenden Chef derartig hintergangen zu haben. — Nach ein paar Tagen kam er aber aus dem Vernehmungszimmer mit aufgeheiterter Miene zurück: Der von seinem Chef bestellte Anwalt hatte ihm dort mitgeteilt, daß er in den nächsten Tagen nach Hamburg zurückgebracht und dort wahrscheinlich gleich auf freien Fuß gesetzt würde, da infolge des Verhaltens seines Chefs kein Fluchtverdacht vorliege. Bestraft würde er ja wohl werden, aber aller Voraussicht nach mit sofortigem Strafaufschub, so daß er die Strafe nur abzusitzen hätte, wenn er sich innerhalb einer gewissen Frist noch einmal gegen das Gesetz vergehe.

So blieb er denn bei uns und unterhielt sich mit mir lebhaft über alle möglichen künstlerischen Probleme. Sein Bett stand neben dem meinen, und wenn er sich abends entkleidete, mußte ich ihm die Prothese abschnallen helfen, weil es verboten war, dieselbe über Nacht in der Zelle zu behalten. Eines Tages sagte ich zu ihm: „In Ihrem Schicksale stimmt mir etwas nicht zusammen. Ich verstehe nicht, wie ein Mann von Ihrer Intelligenz und Bildung, von Ihrer gesellschaftlichen Stellung und Ihren Aussichten einer Versuchung unterliegen konnte, die doch unfehlbar zum Mißerfolge führen mußte; denn auch wenn der Streich geglückt wäre, so würde doch das Geld durch die Inflation sowieso alsbald entwertet gewesen sein." — Darauf er: „Das glaube ich selbst, daß das für jeden unverständlich sein muß, der nicht, wie ich, jahrelang im Schützengraben gesteckt hat und dann noch monatelang in allen möglichen Lazaretten und Kliniken als Krüppel. Und nun weiß man doch in all diesen schrecklichen Jahren als gebildeter Mensch, als Großstädter und vor allem als junger Mensch, was das Dasein alles zu bieten hätte. Man ist ja doch ganz und gar darauf eingestellt gewesen und von seiner Umgebung in der Großstadt einzig und allein darauf hingedrängt worden, mit allen Kräften um Erfolg zu ringen, um dadurch Mitgenießer all der Herrlichkeiten zu werden, welche die moderne Welt zu gewähren hat; wobei ich bemerken möchte, daß bei mir keineswegs die ungeistigen und minderwertigen Lebensgenüsse im Vordergrunde standen, sondern vielmehr die verfeinerten, geistigen und künstlerischen. Freilich kämpfte man draußen diese Regungen nieder; aber sie steigen immer und immer gewaltsamer im Herzen auf, und immer brutaler müssen sie niedergezwungen werden, aber ausrotten kann man sie nicht; man kann sie nur mit zusammengebissenen Zähnen aus dem Oberbewußtsein verdrängen. Im Unterbewußtsein aber lagern sie sich ab, häufen sich an, Schicht auf Schicht, stauen sich darin bis zur Überspannung wie in einem überheizten Dampfkessel ohne Ventil — und dann genügt es, daß ein Eindruck von außen daran rührt, und der Mensch geht in die Luft. So wenig, wie man bei einer äußeren Explosion, wenn man mit einem Dampfkessel hochfliegt, den Kopf klar und seine fünf Sinne beisammen halten kann, so wenig bei einer solchen Explosion überspannter Gewalten des Unterbewußtseins. Und so wenig wie einer, der bei einer Kesselexplosion hochfliegt, wissen kann, wohin es ihn treibt und wo er landet, so wenig vermag er es bei diesem Ausbruche der im Schützengraben und im Kriege überhaupt verdrängten und aufgestauten Komplexe."

„Sie haben Freud gelesen," sagte ich. — „Nein, das nicht; aber natürlich viel über ihn. Es ist ja auch gewiß nicht zu leugnen, daß gerade die sexuellen Verdrängungen bei uns Feldzugssoldaten, weil wir doch alle junge Männer waren, sehr stark zu dieser Anhäufung von kriminellem Explosionsstoff im Unterbewußtsein bei-

getragen haben; aber doch nicht so ausschließlich, wie das die Freudsche Schule anzunehmen scheint. Bei uns draußen in der greulichen Öde des Grabens, bei uns lebendig Begrabenen ging's ums Ganze, um die ganze Fülle des im modernen Dasein Gebotenen, Möglichen, denn wir entbehrten ja das alles und waren dazu noch in den genußfähigsten, noch gar nicht abgestumpften Jahren und überdies jeden Augenblick vom qualvollsten Sterben durch Giftgase und Geschosse bedroht. Wehe dem, der dann im sogenannten „Frieden" nicht in der Lage war, diese Überladung seines Unterbewußtseins durch jahrelange Verdrängungen nun auf normale Weise allmählich abzuspannen! Der mußte zum Verbrecher werden, wenn auch nicht immer im juristischen Sinne, wie ich es auch geworden wäre, wenn mein Chef sich anders verhalten hätte. Es wäre mir ja gar nichts anderes übriggeblieben, als auf der Verbrecherlaufbahn, auf die ich unbewußt geraten war, nunmehr bewußt und immer bewußter fortzuschreiten, mindestens wäre ich zum Selbstmörder geworden, und das soll doch auch ein Verbrechen sein; und dann wohl auch zum Mörder, denn ich hätte das arme Mädel doch nicht allein zurücklassen dürfen." —

Er würgte wieder an seinen Tränen; und um ihm darüber wegzuhelfen, bemerkte ich rasch: „So wird es allerdings verständlich; aber Sie müssen doch auch zugeben, daß diese Prädisponierung zum Verbrechen nicht bloß im Schützengraben eintreten muß, sondern mindestens ebensosehr bei langjähriger Einkerkerung; ja, hier noch viel stärker, weil hier oft noch der Druck der Ehrlosigkeit und absoluten Hoffnungslosigkeit hinzukommt, während der Mann im Schützengraben immerhin im Bewußtsein höchster Pflichterfüllung und höchster Selbstüberwindung eine mächtige seelische Entlastung findet. Sie haben ja jetzt auch ein wenig ins Gefängnis hineingeschmeckt. Finden Sie nicht auch, daß diese Anstalten, wie sie jetzt sind, notwendig Verbrecher züchten müssen? Denken Sie doch, wenn so ein Mensch, der, wie mir's jetzt todsicher bevorsteht, jahre-, jahrzehntelang alle diese Leidenschaften, alle diese elementar in der tierischen Natur des Menschen begründeten Wallungen nach Lebenserfassung, -genuß, -freude in sich verdrängt und in seinem Unterbewußtsein aufgestaut hat — wenn der nun wieder in die sogenannte „Freiheit" hinauskommt, wenn plötzlich dieser fürchterliche Druck aufgehoben ist, wenn er plötzlich hunderttausend Möglichkeiten vor sich sieht..." „Ganz genau so wird's ihm gehen wie mir!" rief der Hamburger. „Wie eine jähe Bezauberung wird's über ihn kommen! Wie ein Berauschter, der nicht weiß, was er tut, oder der etwas ganz anderes zu tun glaubt, als er wirklich tut, so wird er auf die erste beste Möglichkeit zutaumeln, hingerissen von einer Gewalt, die nicht er selbst ist, sondern eben dieser in ihm aus Millionen von Verdrängungen aufgewachsene und ange-

schwollene Dämon, dieser Golem von lauter wilden Begierden! — Ja, ja, so ist's! Glauben Sie mir: ich war es nicht, der unterschlagen hat. Ich war dazu gar nicht fähig; ich war gar nicht imstande, auch nur einen solchen Gedanken zu fassen. Aber dieser innere Doppelgänger, diese Spottgeburt aus Dreck und Feuer, die da im Dreck des Schützengrabens aus dem Feuer allgemeinen Mordens gezeugt und geboren und gemästet worden war, und von deren Vorhandensein in mir ich bis zu dem Augenblick, wo ich vom Wege nach der Bank abbog, nicht das geringste wußte — der war stärker als ich und wird auch in dem jedenfalls immer plötzlich der Stärkere sein, der seinen Schützengraben hinter der Zuchthausmauer durchgemacht hat. Diese Tatsache ist ja wohl auch der Grund, warum mein Chef, der sonst durchaus kein sehr rücksichtsvoller Herr ist, mich aber genau kennt, jetzt so an mir handelt: er kann sich's eben mit dem besten Willen nicht vorstellen, daß ich das gewesen sein soll! Sehen Sie: ich könnte Ihnen in Hamburg heute noch die Straßenecke und das Schaufenster der Zigarrenhandlung zeigen, wo mein Bewußtsein plötzlich ausgeschaltet und ein anderes Bewußtsein, nämlich das des begehrlichen Schützengraben-Golems, in mir ausgeschaltet wurde. Bis an diesen Fleck hatte ich nicht die Spur eines Gedankens an Derartiges, wie ich mein ganzes Leben von Kindsbeinen an auch niemals an so etwas gedacht hatte: und dann plötzlich war ich schon um die falsche Ecke! Und zwar mußte ich laufen, wie wenn ich's schon getan hätte, oder wie wenn ich vor meinem besseren Ich davonlaufen müßte, damit's mich nicht vom falschen Wege auf den rechten zurückholt. Und weil mir's auch so noch nicht schnell genug ging, winkte ich den ersten besten Taxi her und sagte ihm auch noch ganz atemlos: höchste Geschwindigkeit! — Aber Sie dürfen nun nicht denken, daß ich mich deshalb für schuldlos oder auch nur für entschuldbar halte. Ich fühle mich durchaus schuldig. Das merke ich schon an der Scham, die mich jedesmal fast erwürgt, wenn ich an meinen Chef oder an meine Eltern oder an meine Braut denke, die ich doch auch belogen und betrogen habe. Es gibt doch bei Goethe irgendwo so ein Gedicht — Sie werden vielleicht wissen, wo es steht —, da heißt's von den Dämonen in der Menschenbrust: ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein. — Ganz genau so ist's! Der das gesagt hat, war sich auch deutlich bewußt, daß er gar nicht der Täter seiner Missetaten war, sondern daß er in diesem Augenblicke nur das Opfer und Werkzeug einer stärkeren, einer in ihm doppelgängerisch hochgezüchteten Macht gewesen ist, — und doch weiß er sich schuldig!"

„Die Ergebnisse der modernsten psychoanalytischen Forschung" — so fügte ich hinzu — „bestätigen das durchaus. Es ist ja auch statistisch nachgewiesen, wie sehr nach dem Kriege die Kriminalität gestiegen war. Und was die gleichartigen Vorgänge

bei den lange im Kerker Gewesenen anlangt, so darf man ruhig sagen: das Zuchthaus züchtet Zuchthäusler!" Es ist erstaunlich, aber es ist wahr: der moderne Mensch, der sonst so entschieden darauf aus ist, die Errungenschaften der Wissenschaft zur Besserung der allgemeinen Daseinsbedingungen in Praxis umzusetzen, ist bei diesem Punkte an den Ergebnissen der Forschung blind vorbeigegangen, obgleich, wie Sie ja selbst aus dem Modegerede und -geschreibe über Freud und seine Theorie entnommen haben, die Forschungsergebnisse der Psychoanalyse allgemein bekannt, ja fast populär sind. Wir wissen heute ganz genau, daß der Strafvollzug, wie wir ihn jetzt haben, mit tödlicher Sicherheit in den lang oder oft Bestraften verdrängte Komplexe heranzüchtet, welche dieselben nach ihrer Freilassung fast unfehlbar wieder zu verbrecherischen Handlungen blindlings hintreiben müssen — und doch bleiben wir dabei! Und doch bilden wir uns ein, es wäre etwas geholfen, wenn wir diesen, aller modernen Seelenforschung Hohn sprechenden Strafvollzug mit ein paar humanen Schönheitspflästerchen bekleben!

Die Alten handelten zwar viel inhumaner, aber auch viel richtiger: sie ließen sich nicht auf lange Kerkerstrafen ein — die langjährig Eingekerkerten der früheren Zeiten waren meist politische Gefangene, die man aus machtpolitischen Absichten in der Hand behalten und evtl. im dynastischen, diplomatischen oder parteipolitischen Schachspiel ausspielen wollte. Wer eine verbrecherische Tat begangen, wurde beseitigt; entweder getötet — selbst der Dieb wurde gehängt — oder verbannt; oder er konnte sich mit einem Teil seines Vermögens oder seines Körpers loskaufen: man hieb ihm eine Hand ab, schnitt ihm Nase und Ohren vom Kopfe, stach ihm die Augen aus. Aber auf die methodische Hochzüchtung explosionsgefährlicher Komplexe in Hunderttausenden von Menschen, wie sie die heutige Strafjustiz betreibt, ließen sie sich klugerweise nicht ein."

„Aber wir können doch unmöglich zu der blutigen Hinrichtungs- und Verstümmelungsjustiz der Vorzeit zurückkehren! Dagegen bäumt sich doch unser ganzes heutiges Empfinden auf!" — „Und das mit Recht! Aber wir sollen auch die zweifellos staunenswerten Errungenschaften moderner Forschung und Technik nicht immer nur prahlerisch im Maule führen, nicht immer nur zu unserem geschäftlichen Vorteile und selbstsüchtigen Wohlergehen ausnützen, sondern auch zur Sanierung eines innermenschlichen Seuchenherdes, wie er in den langfristigen Gefangenen immer wieder neu entstehen muß und immer wieder neue furchtbare Gefahren für die ganze Menschheit ausbrütet — nur weil man in diesem einen Punkte wie verblendet an den offenkundigen wissenschaftlichen Tatsachen vorübergeht!"

Aber noch ein anderer Besuch war inzwischen bei uns eingetroffen: ein kaum zwanzigjähriger Junge, der gerade sein Abiturium gemacht hatte, ein bildhübscher blonder Bursche, Sohn einer sehr angesehenen Familie, durch und durch unverdorben, noch ganz kindlich in seinem Wesen und die Liebenswürdigkeit in Person. Aber er kam in einem bejammernswürdigen Zustande an. Der Verwalter sagte mir, daß der Junge schon einige Zeit hätte in Einzelhaft gehalten werden müssen, weil es aus homosexuellen Gründen undenkbar wäre, so einen Jüngling in eine Gemeinschaftszelle zu legen. Sein fröhliches, an einen großen Geschwisterkreis gewöhntes Kinderherz vertrug aber die qualvolle Einsiedelei nicht. Er wurde immer trübsinniger und verzweifelter; weinte Tag und Nacht und war mit Sicherheit dem Selbstmorde verfallen, wenn er nicht Gesellschaft erhielt. Da erschien nun ich dem Verwalter als der Retter aus der Not. Er meinte, in einem Raume, in dem ich zugegen wäre, würden die Mithäftlinge wohl keine unsittlichen Angriffe wagen. Wie ein echtes Kind brüllte sich der Junge zunächst einmal gründlich bei uns aus. Aber sein Gesicht war noch triefend naß von herzbrechenden Tränen, als er auch schon lächeln mußte, da er aus unserem Gespräche vernahm, daß er in eine ganz unterhaltliche, ja sogar humorvolle Gesellschaft geraten sei. Schon nach ein paar Stunden hatte sein gesunder Kinderleichtsinn schon alle ausgestandene Pein vergessen. Er lachte und sang mit heller Stimme ein Volks- und Studentenlied nach dem anderen von der Herrlichkeit seiner Heimat und des Rheins. Er ist selbstverständlich unser verwöhntes Nestkücken geworden; und was mich persönlich betrifft, so widmete er sich meiner Pflege bis zuletzt in so rührend aufmerksamer Weise, wie es kein leiblicher Sohn besser hätte tun können.

„Du darfst nicht vergessen, liebes Kind, daß ein Angeklagter noch kein Verurteilter ist," an diese Worte Ricarda Huchs müssen wir uns hier wieder entsinnen, denn es hatte wirklich ganz den Anschein, als hätte man vergessen, daß dieser prächtige Junge kein Verurteilter war; und so stak er hier unter Verbrechern und Zuhältern im Kerker und war in den Höllenqualen wochenlanger Einsamkeit dem Wahnsinne nahe gebracht worden! Kurz, er hatte eine Strafe ausgestanden, die nur in einer rohen oder gemeinen Verfehlung hätte ihre Begründung finden können. Was aber hatte er getan? — Einige Pennäler und andere nationalistisch fanatisierte Jünglinge seiner Bekanntschaft hatten sich dazu hinreißen lassen, in das Offizierskasino ihrer Heimatstadt an der Ruhr während einer dort gefeierten Festlichkeit hineinzuschießen, wobei französische Offiziere verletzt wurden. Eckart — so hieß unser Junge — war bei dieser Schießerei selbst nicht zugegen; aber er hatte einem seiner Freunde, der wohl als Rädelsführer zu gelten hatte, seinen Paß überlassen, mit welchem derselbe über die holländische Grenze den französischen Häschern entfliehen konnte. Aber auch von dieser Beihilfe

schienen die französischen Behörden Wind bekommen zu haben; denn während Eckart mit einem Freunde sich zum Bergsport in Oberbayern befand, kam an die bayrische Polizei eine Aufforderung der preußischen Staatsanwaltschaft, ihn zu verhaften, da die französische Anklagebehörde seine Auslieferung fordere, und zwar wegen Beihilfe zum Morde. Es ist rühmend anzuerkennen, daß die bayrische Polizei sich keineswegs mit der Ausführung dieses demütigenden Auftrages übereilte. Allein da wollte es ein tückischer Dämon, daß ihr Eckart ungesucht und ungewollt in die Hände fiel. Bei einer Fremdenkontrolle in einem bescheidenen Gasthofe der inneren Stadt war er ohne genügende Ausweise betroffen, und da man nicht wußte, mit wem man es zu tun hatte, zunächst einmal in Haft genommen worden.

Erst durch telephonische Rückfragen in seiner Heimat stellte sich heraus, wer er war; und nun sah die Münchner Polizei sich in einer recht fatalen Situation. Den guten deutschen Jungen der Rachsucht der französischen Bedrücker ausliefern, konnte und wollte sie nicht; und ihn wieder laufen lassen, durfte sie nicht, weil das die peinlichsten diplomatischen Schritte von seiten Frankreichs und wohl auch des Reiches nach sich gezogen hätte. Was tun? — Zunächst einmal: ihn keinesfalls ausliefern! Unter irgendwelchen Ausflüchten, wie als ob er sich auch hier in Verdacht ungesetzlicher Handlungen gebracht habe und deshalb auch hier gegen ihn eine Untersuchung eingeleitet werden müsse, wurde er in unser Gefängnis überführt. Hier sollte er abwarten, ob sich irgendeine Möglichkeit ergebe, ihn den Franzosen zu entziehen, z. B. die, damals unmittelbar naheliegende, daß er durch einen Putsch gewaltsam befreit würde. Das konnte freilich noch Monate dauern. Aber nun, wo er sympathische Gesellschaft und von Muttern gute Nachrichten hatte, war ihm das nur noch ein abenteuerlicher Spaß, und er sang mit unverwüstlicher Fröhlichkeit von rheinischen Mädchen und rheinischem Wein. Jeden Abend, wenn er sich in dem Bette neben mir schlafen legte, sagte er: „Heute nacht kommen sie sicher!" nämlich die Befreier.

Der Chef der Schmuggler

Ein großes Glück für Eckart war nun die fast gleichzeitige Ankunft eines weiteren Insassen unserer Zelle, dessen Persönlichkeit wie kaum eine andere geeignet war, seine, wie bei allen gesunden Jungen, auf das Abenteuerliche gerichtete Phantasie zu fesseln. Das war ein Tiroler, mit Vornamen Bartholomäus, und daher zwischen Brenner und Karwendel, zwischen Karawanken und Ortler als der „Bartl" weit bekannt. Er war der fast berühmt gewordene Hauptmann einer Schmugglerbande; ja, die Behörde glaubte in ihm den gefährlichsten und großzügigsten all der Schmuggler dingfest gemacht zu haben, die damals zwischen der bayrischen und italieni-

schen Grenze Millionenwerte hin und her schleppten. Seiner offiziellen bürgerlichen Existenz nach war er ein wohlhabender Kaufmann, Besitzer des größten Ladengeschäftes in einer der besuchtesten Sommerfrischen an der bayrischen Grenze, jung verheiratet mit einer Frau aus sehr guter Familie und gerade glücklicher Vater geworden. Er hatte sich im Gebirgskriege als Scharfschütze in den erbitterten Kleinkämpfen des Ortlergebietes ausgezeichnet gehalten, und vielleicht war es dies gefährliche, fast brigantenhafte Leben in den Schlupfwinkeln des Hochgebirges, was ihn an abenteuerliche Wagnisse so sehr gewöhnt hatte, daß er auch nach Friedensschluß nicht mehr davon lassen mochte. Es war ja auch wahrhaftig kein großer Schritt aus dem Tohuwabohu der sich auflösenden österreichischen Armeen und aus der damit verbundenen Verschleppung ungeheurer Heereswerte zum Räuber- und Schmugglerhauptmanne. Das eine war eigentlich nur die logische Fortsetzung des anderen; und so erlebte es unser Freund Bartl auch. Er war keineswegs nur aus materieller Erwerbssucht zum Schmuggler geworden, sondern das Schmugglertum war ihm Erlebnis, er war ihm gewissermaßen verfallen wie ein Bergsteiger dem Gipfeldämon, der ihn immer wieder zwingt, gefährliche Besteigungen zu unternehmen, obgleich er es doch gar nicht nötig hat. Und auch Bartl hatte es längst nicht mehr nötig, denn er war ein wohlhabender Mann. Äußerlich hatte er mit dem dichten, breiten, blonden Vollbarte, der ihm in der Untersuchungshaft gewachsen war, etwas vom Andreas-Hofer-Typ. Er war ungewöhnlich breitschultrig, untersetzt, baumstark, verschlagen und doch gutherzig, unerschrocken in den gefährlichsten Unternehmungen, auch, wenn es darauf ankam, zum Äußersten bereit, und doch sofort weich und tränenreich, wenn er an daheim, an seine Frau, vor allem aber an seinen kleinen Jungen erinnert wurde, den er zärtlich liebte und nach dem er sich fast zu Tode sehnte, wenn er seinen Heimatsträumen überlassen blieb.

Wie war der nun zu uns gekommen? — Schon seit Monaten hatten die Beamten des bayrischen Grenzschutzes Spuren eines Großschmuggels verfolgt, dessen Urheber sich aber rätselhafterweise nie feststellen ließen. Man wußte ganz gut, daß Millionenwerte, namentlich teure Medikamente und Fahrräder über die Grenze nach Tirol und von dort nochmals über die Grenze nach Italien, ja sogar über italienische Häfen nach dem infolge des Krieges völlig ausgepowerten Orient gingen, ohne daß man aufklären konnte, durch wen und wieso. Endlich wurde man durch einen österreichischen Grenzgendarmen auf Bartl aufmerksam gemacht, an dem man in diesem Zusammenhange zuletzt gedacht hätte, der es aber allerdings in jüngster Zeit unverhältnismäßig schnell zu großem Wohlstande gebracht hatte, doch viel zu angesehen war, als daß man in ihm einen Schmuggler hätte vermuten wollen. Trotzdem hielt man es für angezeigt, ihn und seine häufi-

gen Reisen nach München und weiter hinein ins Reich einerseits sowie nach Italien andrerseits ein wenig im Auge zu behalten.

Eines Abends im Spätherbste war Bartl wieder einmal von einer solchen Reise in Garmisch-Partenkirchen mit zwei gewaltigen Überseekoffern eingetroffen, die er an der Gepäckaufbewahrung im Depot ließ mit der Angabe, sie würden von seinem Auto abgeholt. Dann begab er sich in das Gasthaus, in dem er zu verkehren pflegte, und traf dort einige gute Bekannte, darunter auch Zollbeamte, die ihm lachend erzählten, daß es Leute gäbe, die ihn des Schmuggels verdächtigen möchten. Bartl lachte natürlich aus vollem Halse mit und machte einige Witze über neidische Kreaturen, denen keine Dummheit zu groß wäre und die nicht sehen könnten, wenn andere Menschen, die sich dafür Tag und Nacht geplagt, ein wenig vorankämen usw. Er ahnte sofort, daß etwas im Werke sei und wer ihm den Streich gespielt hatte: eben jener Gendarm, der mit den Schmiergeldern, die er schon erhalten hatte, nicht zufrieden und kürzlich bei einem erneuten Erpressungsversuch abgeblitzt war. Ungeachtet seiner guten Freundschaft mit einigen bayrischen Beamten hielt Bartl es doch für geraten, nunmehr schleunigst mit seinen Koffern, die einen enormen Wert an Salvarsan, Chloroform und anderen pharmazeutischen Präparaten enthielten, zu verdufften. Er wußte, daß außer dem ständigen Ortspersonale auch geheime Zolldetektivs von München aus unterwegs waren, denen die riesigen Koffer vielleicht aufgefallen sein konnten.

Und richtig: als er, nachdem er seine Handtasche nebst Mantel in dem inzwischen eingetroffenen Auto verstaut hatte, an den Gepäckschalter kam, zeigte sich dort ein zweiter Herr, der um Öffnung der Koffer bat. Bartl kramte in seinen Taschen, bemerkte mit einiger „Bestürzung", daß er die Schlüssel im Auto habe liegen lassen, bat, ihn einen Augenblick zu entschuldigen und war, ehe der Beamte es hindern konnte, schon draußen und im Wagen. „Fahr, was der Motor hergibt!" flüsterte er seinem Chauffeur zu, der auch sofort wußte, was das zu bedeuten hatte, und nun ein wahnsinniges Tempo vorlegte durch Partenkirchen und hinaus auf die Straße nach Mittenwald. Hier war das Grenzzollamt, aber hier, in Mittenwald, waren auch Wege und Stege, wo Bartl, ohne die Grenzwache zu passieren, nach Tirol hinüberkommen oder zu einem Unterschlupfe gelangen konnte, zumal die frühe Winternacht sich zwischen den Bergen herabgesenkt hatte.

Während der Wagen also die Mittenwalder Straße hinaufrast, haben die Beamten auf dem Bahnhofe die Koffer erbrochen und gefunden, was sie nach der eingelaufenen Denunziation erwartet hatten. Sofort spielte das Telephon, und es ging nun ganz genau so zu, wie bei einer aufregenden Verfolgungshetze im Film. Als sich die Flüchtlinge in ihrem leichten Fiatwagen Mittenwald näherten, hörten sie schon das Heulen des schweren Verfolgerwagens dicht hinter sich, und jeden Augenblick mußte der Scheinwerfer der

Grenzpolizei sie mit seinen Strahlen erreichen. Da schlug der Chauffeur vor, Stopp zu machen, den Wagen quer über die Straße zu stellen und seitwärts zu verschwinden. Waren ja hier herum überall Gehöfte, in denen heimliche männliche und weibliche Mitglieder der Bande hausten. Aber Bartl lehnte das entschieden ab: „Fahr zu! Rücksichtslos! Schau nicht rechts und nicht links! Ganz Mittenwald kennt unseren Wagen, niemand wird uns aufhalten. Nur zu!" — So flog denn der Wagen wie ein Pfeil an den Gendarmen vorbei, die am Eingange des Marktfleckens mit einer roten Laterne standen und „halt!" schrien. Schon glaubte Bartl das Rennen gewonnen, als mitten in der Hauptstraße eine neue rote Laterne auftauchte und der dunkle Strich eines Drahtseils, das die Straße völlig sperrte. Stopp! Aus! Im Nu war der Chauffeur verschwunden, als ob er sich wie ein Spirit dematerialisiert hätte; Bartl selbst aber wurde festgehalten und in Polizeigewahrsam verbracht.

Das Mittenwalder Arresthaus war aber damals nur für gelegentliche Nächtigung von Landstreichern und nicht für so große Herren des internationalen Freibeutertumes eingerichtet, wie ihm jetzt einer die Ehre antat. Es war nicht viel mehr als ein Fachwerksschuppen mit hölzernen Tür- und Fensterrahmen. Und wenn die Luke auch vergittert war, so waren die Gitterstäbe doch in vermorschendem Holz befestigt und daher ohne große Schwierigkeiten auszubrechen. Bartl saß auch noch nicht lange darin in völliger Finsternis, nachsinnend, was nun klugerweise zu geschehen hätte, als sich auch schon ein Geräusch an dem Gitter vernehmen ließ. Er horcht auf, schleicht näher, tastet und erhascht eine Frauenhand, und in der Frauenhand ein griffestes Messer. Das nahm er. — Als er's aber in der Hand hielt und überlegte, ob er nun das Gitter ausbrechen und hinausklettern sollte — er durfte ja mit Sicherheit darauf rechnen, daß sein Chauffeur samt dem Mädel draußen bereit stünde, ihm zu helfen und ihn zu einem Unterschlupf zu bringen —, da gewann doch der kühle Rechner in ihm das Übergewicht. Er kalkulierte so: die Strafe, die er, da die Behörde ja nur wenig weiß, im schlimmsten Falle zu erwarten habe, werde in ein paar Monaten vorbei sein und, insoweit sie Geldstrafe ist, auch schnell verwunden werden, wenn nachher das so sehr lukrative internationale Schmugglergeschäft fortgesetzt werden könne. Wenn ich aber flüchte, so erwog er weiter, kann ich nie wieder über die bayrische Grenze nach Deutschland kommen, wo meine Lieferanten ansässig sind, muß überdies darauf gefaßt sein, daß die deutschen Behörden sich mit den österreichischen in Verbindung setzen und daß ich auch von diesen in Untersuchung gezogen werde. Zu fliehen hätte also nur dann einen Sinn, wenn man ins ferne Ausland verschwände und die ganze Organisation, die sich so großartig rentiert hat, im Stiche ließe, was dem völligen wirtschaftlichen Ruine gleichkäme. Er beschloß also im festen Vertrauen darauf, daß ihm nur wenige Schmuggelgeschäfte wirk-

lich nachgewiesen werden könnten, alles über sich ergehen zu lassen, um im Lande bleiben und sich mit seinem glänzend funktionierenden „Gangster", wie man in Amerika sagt, d. h. Geheimbunde, wieder zu Wohlstand emporarbeiten zu können.

Die Voruntersuchung wurde in Garmisch geführt und Bartl also zunächst nach dem dortigen Arresthaus gebracht. Natürlich bissen sich die Vertreter der Staatsanwaltschaft an ihm die Zähne aus. Es gelang ihnen nicht, ihm einzelne Fälle konkret nachzuweisen; vor allem aber gelang es nicht, irgendwelche Anhaltspunkte über seine Hintermänner zu gewinnen: jene großen deutschen Firmen, die ihn ständig mit Medikamenten, Fahrrädern, Feinmechanik usw. in Millionenbeträgen belieferten. Auf die aber wäre es dem Fiskus vor allem angekommen; denn von ihnen konnte er mit Sicherheit durch riesige Geldstrafen wieder hereinholen, was ihm durch nichtbezahlte Zölle entgangen war. So beschloß man denn, diesen undurchdringlichen Tiroler durch lange Haft und nervenzerrüttende Inquirierung allmählich aufzulockern und ihn zu diesem Zwecke nach München zu bringen.

Beinahe wäre aber auch das mißglückt, und zwar gerade weil Bartl tatsächlich in der sich weit über seine schlimmsten Erwartungen hinaus dehnenden Untersuchungshaft mürbe geworden war; die Sehnsucht nach seinem Weibe und vor allem nach seinem Kindchen brach ihm schier das Herz. Drum ließ er sich dazu herbei, an einem Komplott seiner Mithäftlinge teilzunehmen. Sie wollten gemeinsam entfliehen, und zwar durch das Fenster, dessen Gitter sie schon so weit gelockert hatten, daß es im Laufe einer Nacht völlig herausgenommen werden konnte. Einer von ihnen, ein alter Landstreicher, der keine erhebliche Strafe zu erwarten hatte, auch als armer Kerl nicht recht wußte, was er mit der wiedergewonnenen Freiheit anfangen sollte, wollte sie an den zu einem Seile zusammengewundenen Handtüchern und Hemden herunterlassen, sich dann selbst den vorbereiteten Knebel in den Mund stecken, die Hände in die bereitgelegte Schleife schieben und so scheinbar fesseln und anderen Morgens beim Zellenöffnen erklären: man habe ihn überwältigt, weil er den Ausbruch hindern wollte. Das hätte ihm ja wohl niemand geglaubt, aber man hätte ihm auch nicht gut das Gegenteil nachweisen können. Auch für das Übersteigen der Außenmauer hatte man bei Gelegenheit von Hofarbeiten schon Vorbereitungen getroffen, und was das weitere Fortkommen betraf, so rechnete man eben auf Bartl, bei dessen Bande, die alle Wege und Stege des Grenzgebirges beherrschte, man zunächt Aufnahme finden konnte.

Endlich kam die Nacht heran, wo der sorgfältig ausgetüftelte Plan ausgeführt werden sollte. Nachdem die Abendkost ausgegeben und die Zelle wie gewöhnlich für die Dauer der Nacht abgeschlossen worden war, machte man sich daran, die Handtücher zu einem Seile zusammenzuwinden. Da, ganz gegen alle Gepflogenheit, wurde

die Türe wieder aufgesperrt! Ein paar Gendarmen, die von irgendwelcher anderen Amtshandlung in der Nacht nach München zurückfuhren, sollten bei dieser Gelegenheit unseren Bartl mitnehmen. Er wurde sofort gefesselt an die Bahn gebracht; die anderen gaben den Fluchtplan verloren, da sie sich nicht vorstellen konnten, was sie ohne Bartl mit ihrer wiedergewonnenen Freiheit beginnen sollten, die unter diesen Umständen nur von sehr kurzer Dauer sein konnte.

Der Radl-Toni

Nun kam aber ziemlich gleichzeitig mit Eckart und Bartl noch ein Dritter an, so daß wir nun wieder vier Mann hoch komplett und alle Betten belegt waren. Dieser Dritte war aber nur für uns ein Neuer; für das Gefängnis aber war er nichts weniger als ein Neuling wie wir drei übrigen Insassen dieses Raumes, sondern ganz im Gegenteil: er war ein altgewohnter und altbekannter Stammgast der Gefängnisse und Zuchthäuser. Sein Äußeres verriet auf den ersten Blick den Potator im fortgeschrittensten Stadium: die Nase glühte wie ein Karfunkel und war, wie das ganze krebsrote Gesicht, mit Finnen übersät. Er mochte ein Vierziger sein, machte aber mit seiner abgezehrten, gebeugten, klapperigen Gestalt und mit seinem haarlosen Schädel einen viel älteren Eindruck. Seine Montur war sehr abgetragen und ließ auf eine äußerst unordentliche Lebensführung schließen. Er stellte es zwar ganz anders dar, wollte Inhaber einer Installations- und Reparaturwerkstatt für Fahrräder und nur durch momentanes Mißgeschick zur Arbeitslosigkeit gezwungen sein; allein wir merkten bald, daß das, wie überhaupt fast alles, was er auskramte, gelogen war. Da er sich im übrigen aber ganz erträglich verhielt, so ließen wir ihn gewähren, wenn wir uns auch mit unseren Äußerungen sehr vor ihm in acht nahmen. Andererseits machte er uns auch wieder Spaß, da er sich in der Welt der Unterirdischen, des Verbrecher- und Strizzitums, der Kriminalität und Gefängnisse gründlich auskannte und namentlich den zuerst so drollig anmutenden Jargon dieser Kreise virtuos beherrschte: die Kunden- oder Ganeffensprache, ein groteskes, aber oft fabelhaft plastisches und symbolhaftes Gemengsel von Jiddisch und deutschen Dialektbrocken. Seine kleinen Rattenäuglein streiften fortgesetzt an uns und unseren Effekten herum. Er hatte gleich heraus, daß wir allesamt „fein in der Schale", d. h. gut gekleidete „besserne Leit" waren, und es trieb ihn, jedes Stück an uns und bei unseren Sachen wenigstens einmal in die Finger zu nehmen, was Bartl und Eckart veranlaßte, meine verhältnismäßig „reichlichen" Besitztümer und Eßwaren sorgsam im Auge zu behalten, wenn ich zur Verhandlung abwesend war.

Der „Radl-Toni" — so wurde er in seinen Fachkreisen genannt, weil seine Spezialität der Fahrraddiebstahl war oder doch gewesen

war, denn nun war ihm dieser, große Fixigkeit heischende Sport doch zu unbequem geworden, und er hatte sich neuerdings mehr auf die Entwendung von Bleiröhren geworfen.

So war er denn nun unser Zellengenosse und, nächst Bartl, wohl derjenige, der am meisten zu intimen Aussprachen ins Verhörzimmer gebeten wurde, denn die Kriminalbehörde glaubte in ihm auch den Täter noch vieler anderer Taten ähnlichen Charakters in die Hand bekommen zu haben, der nun so nach und nach mit steigendem Drucke überführt werden sollte. Allein es ist bei einem so routinierten Virtuosen nicht so einfach, ihn zu überrumpeln. Unser Toni entwickelte eine staunenswerte Schlagfertigkeit und hatte sogar offensichtlich selbst ein großes Vergnügen daran, sich mit den ebenfalls in allen Wassern gekochten Kommissaren bald auf witzige, bald auf durchtriebene Weise herumzunecken. Man mußte es bei dem einen Bleirohre bewenden lassen: 18 Monate Gefängnis, mehr trug ihm das nicht, worüber er sich noch schadenfroh amüsierte, denn sein Hauptarbeitsgebiet, auf das er sich gewissermaßen in seinen alten Tagen zurückgezogen, weil es ihm erlaubte, gleichzeitig seiner Neigung zum Alkohol ausgiebigst zu frönen, das Falschspiel, war der Polizei wie der Anklagebehörde entgangen. Er hielt sich für geradezu prädestiniert zum Spieler im Sinne des „corriger la fortune", weil er von Jugend auf so unheimlich saufen konnte und den Kopf noch klar behielt, wenn das Bewußtsein der anderen schon schwere Trübungen aufwies. Sein durchschnittliches Tagesquantum waren — nach seiner Angabe, die in seinem Aussehen volle Bestätigung fand — 10 Maß Hofbräu, ungerechnet die Weinschoppen, die allnächtlich in den verschiedenen Spielhöllen gewissermaßen berufsmäßig konsumiert werden mußten. Als junger Kerl hatte er's auch mit der Zuhälterei probiert, d. h. er hatte geheiratet, das junge Weib auf die Straße geschickt und sie, wie er mit sichtlichem Stolz und Wohlbehagen erzählte, gehörig verprügelt, wenn sie ihm nicht genügend Biergroschen nach Hause brachte. Als sie krank geworden und auch nicht mehr hübsch genug war, hatte er sie als nicht weiter verwendbar verlassen und war der Beschützer einer Jüngeren geworden, die er ebenfalls durch methodische Prügel auf die Höhe der von ihm beanspruchten Leistungsfähigkeit brachte. Auf andere Weise sei ja mit den Weibsbildern nicht auszukommen, und sie wollten es auch selbst gar nicht anders. Er liebte es, als Autorität uns grünen Neulingen gegenüber einen lehrhaft-überlegenen Ton anzuschlagen und ließ durchblicken, daß wir von Glück sagen könnten, mit einem so erfahrenen Fachmanne bekannt geworden zu sein, der uns so manchen Rat mit auf unseren ferneren, nun ja doch einmal aus der Ordnung geratenen Lebensweg mitgeben könnte.

Es scheint aber, daß irgendein recht peinlicher Zwischenfall ihm die Zuhälterei später verleidet hat. Recht klug konnte man aus seinen Erzählungen zwar nicht werden, aber immerhin ging dar-

aus hervor, daß er, als er nach einer in Amberg verbüßten Strafe wieder einmal in später Nacht nach München zurückkam und seine Wohnung im Nordende verschlossen fand, die Korridortüre gewaltsam erbrach, um nun zu entdecken, daß sein Platz als sogenannter Gatte und Beschützer von einem anderen besetzt war, einem Jüngeren und — Stärkeren. Es kam zu einem Ringkampfe in der Küche, bei welchem unser Toni — er weiß heute noch nicht, wie das kam — plötzlich ein großes Fleischmesser in der Hand hatte und sein Gegner, der „sich unvorsichtigerweise an demselben verletzt haben mußte", blutüberströmt zusammenbrach. Obgleich das natürlich nur ein „unglücklicher Zufall" war, so muß es für unseren guten Toni doch recht fatale Folgen gehabt haben, denn er wollte von da ab nichts mehr mit Weibsbildern zu schaffen haben. — Mit einer Ausnahme allerdings! Er ging nämlich eines Tages durch die Müllerstraße und bemerkte an einem Fenster seine „geschiedene Frau". Trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen war, nickte sie ihm freundlich zu, und das gab ihm den Mut, die Treppe hinaufzusteigen und an der Wohnung zu schellen. Es wurde ihm auch geöffnet, denn seine ehemalige Freundin war allein zu Hause. Sie diente bei einem pensionierten Beamten als Haushälterin und Mädchen für alles, was bei einem älteren Junggesellen von einem Mädel gefordert werden kann. Allein sie gestand auch mit tiefem Seufzen, daß sie sich grenzenlos langweile und recht herzlich wieder nach einem abwechslungsreicheren Dasein zurücksehne. Toni war viel zu „gutherzig" veranlagt — seine „Gutmütigkeit" war überhaupt sein Unglück, wie er nicht oft genug versichern konnte —, um so großen Kummer ungestillt lassen zu können. Er unterzog die Wohnung einer gründlichen fachmännischen Besichtigung, fand ganz respektable Werte, namentlich im Schreibtische, und kurz und gut: seine Ehemalige mußte die Reisekoffer ihres Dienstherrn herbeiholen, sie vollpacken helfen, eine Droschke von der nächsten Ecke besorgen und mit auf und davon fahren.

Bei solchen schweren Gewohnheitssäufern ist der plötzliche Alkoholentzug, wie ihn die Haft mit sich bringt, oft eine recht kritische Sache. Sie kann den augenblicklichen Ausbruch des Deliriums und gefährliche Tobsuchtsanfälle zur Folge haben. Der Toni mußte das schon aus eigener Erfahrung kennen, denn er äußerte selbst Besorgnisse über seinen Zustand. Man hätte ihn schon einmal aus dem Arreste in die psychiatrische Klinik verbringen müssen. Wir drei anderen waren daher auf allerhand Zwischenfälle gefaßt. Aber außer dem schlaflosen Umherwandeln, das oft die ganze Nacht durch anhielt, war keine Störung zu bemerken. Es war unheimlich, was dieser Mensch uns alles von verborgenen Dingen meist reicher Familien erzählen konnte, in deren Wohnungen er — angeblich als darin beschäftigter Installateur — Umschau gehalten und sich alles genau gemerkt hatte, was unter Umständen eine nächtliche Aktion lohnend machen konnte. Auch Do-

kumente wurden heimlich aus Schreibtischen entwendet und kopiert, ja sogar photographiert, um sie gelegentlich erpresserisch verwerten zu können. Man hatte den Eindruck, daß er und seine Komplizen solche Kenntnisse geradezu methodisch sammelten und daß dieselben ihn in seinen Kreisen zu einem wertvollen Kompagnon machten. So leben in einer solchen Großstadt zwei völlig verschiedene, einander todfeindliche Menschenrassen nebeneinander hin: eine oberirdische und eine unterirdische. Die obere hat gar keine Ahnung davon, daß eine unterirdische fortgesetzt in ihre Heimlichkeiten eindringt, sie mit scharfen Raubtieraugen ständig unter Kontrolle hält und jede Blöße, die sich „die da droben" geben, augenblicklich zu einem Vorstoße benutzt. — Er war eigentlich eine unheimliche Gestalt, dieser gespaßige Toni; und wenn man nachts aufwachte und ihn geräuschlos an Wänden und Betten entlang schleichen und in den Kleidern der Schlafenden herumwühlen sowie meine Bücher und Eßpakete betasten sah, da hatte man das Gefühl, als ob ein Nachtraubtier auf lautlosen Sohlen seiner Beute nachging: eine Hyäne, die auch im Käfig, wo nichts zu erbeuten ist, es nicht lassen kann, ihre bösen, raubgierigen Pfade zu wandeln.

Laßt uns Räuber werden!

Wenn der Radl-Toni nicht zugegen war, legte sich Bartl keinen Zwang auf und erzählte uns alles das, was der Staatsanwalt so furchtbar gern erfahren hätte, aber um alles in der Welt nicht herausbringen konnte. Und das war nun für unseren Jungen, für den Eckart jedesmal ein wahres Fest. Ja, es gab auch in unserer technisch rationalisierten, sterbensnüchternen Alltagswelt noch Abenteuer! — Der Schmuggel schädigt keinen einzelnen Menschen, sondern den Staat; und da der Staat von jeher bei allem, was „Volk" im engeren Sinne des Wortes ist, also bei Bauern, Tagelöhnern, armen Leuten, als der Todfeind gehaßt wird, als eine listige Erfindung der Reichen und Mächtigen, durch die sie sich die Armen in Abhängigkeit und tributpflichtig erhalten, so gilt der Schmuggel als etwas, das man zwar nach außen hin mißbilligt, unter sich aber voll Schadenfreude als einen gelungenen Racheakt an dem „Racker Staat" lobpreist und womöglich begünstigt. Es ist so ähnlich wie beim Haberfeldtreiben, jenem letzten Reste der urdeutschen Volksgerichtsbarkeit, die von dem bis zum heutigen Tage noch immer höchst unvolkstümlichen und verhaßten römischen Recht verdrängt wurde und daher beim Volke höchste Ehrfurcht genießt, weil jedes Haberfeldtreiben von ihm als ein Protest seines eingeborenen, urtümlichen Rechtsgefühls gegen das ihm aufgedrungene, fremdartige Gelehrtenrecht empfunden und bejubelt wird. So ist es zu verstehen, daß ein sonst in jeder Hinsicht so ehrlicher und auch ehrenwerter Mann, wie dieser Bartl,

allenthalben in den tyroler und bayrischen Gebirgsgauen unter den bravsten Leuten Anhänger und Helfer finden konnte, die sich zu einer Art von Geheimbund derart fest und undurchdringlich zusammenschlossen und unter seiner überlegen-willensstarken und kühnen Führung eine solche Manneszucht und Verschwiegenheit wahrten, daß ihm monatelang nicht beizukommen war.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Spannung unser Eckart all diesen abenteuerlichen Berichten lauschte. War er doch noch nicht so ganz jenem Alter entwachsen, wo man über einem Buche von Karl May, Conan Doyle oder Jules Vernes die ganze Gegenwartswelt und sich selbst vergißt. Außerdem blieben wir nicht bei den tatsächlichen Erlebnissen stehen, die Bartl mit seiner Bande schon hinter sich hatte, sondern wir spannen das alles in unserer Phantasie weiter aus. Namentlich an den langen Sonn- und Feiertagen, wenn eine magische Stille in dem Gefängnisse brütete, das unter der prallen Julisonne am Isarsteilhange bei den von fröhlichen Menschenmassen überfüllten Bierkellern lag, und wenn drüben die ganze Stadt so sonderbar ruhig war, wenn all die gewohnten Geräusche von dort her ausblieben, weil ganz München ausgeflogen war ins Isartal, an die Seen, ins Gebirge, an all die wundervollen Orte, die auch wir so sehr liebten, und die uns nun so völlig unerreichbar waren. So bevölkerten wir sie denn mit den Ausgeburten unserer Phantasie. Die Schmugglerbande erweiterte sich mit Hilfe der Gelder, die uns von den Lieferanten zur Verfügung gestellt werden sollten, deren Waren wir verschoben, zu einer gewaltigen Organisation, die vom Salzkammergut bis zum Allgäu und bis hinunter in die Dolomiten und ins Etschtal alle Welt in Atem hielt, wie einst der bayrische Hiasl, der Schinderhannes, der Kneißl und andere volkstümliche Helden des deutschen Brigantentums das Bauern- und Kleinbürgertum ihrer Tage bald in schlotternde Angst, bald in höchste Bewunderung versetzt hatten. Wir begeisterten uns so sehr für diese herrliche Idee, daß wir uns im Ausmalen der tollkühnsten Unternehmungen nur so überboten und einen Aufruf „An Alle" entwarfen, in dem wir uns als rächende Gottesgeißel für die Sünden unseres Zeitalters ankündigten, als die wohlverdiente Zuchtrute, die das Schicksal der tiefverruchten Menschheit des Schwindler- und Schiebertumes gebunden habe.

„Laßt uns Räuber werden!" rief ich mit Karl Moor, und Jung-Eckart, der die Schulbänke der Prima noch nicht lange verlassen hatte, und dessen Gedächtnis bis oben hin noch voll klassischer Erinnerungen war, begann aus dem Stegreif Karl Moors siedendheißen Monolog zu deklamieren: „Menschen! Falsche, heuchlerische Krokodilsbrut! Ihre Augen, ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen! — Oh, so fange Feuer, männliche Gelassenheit! Verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm! Und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben!" — Das

Amüsanteste bei all dem Spaße war aber der Toni, der alles für blutigen Ernst nahm und unsere temperamentvollen Schiller-Rodomontaden immer wieder mit pedantischer Miene unterbrach und weise maßvolle Ratschläge erteilte, wie diese viel versprechende Idee am zweckmäßigsten durchzuführen sei. Er allein würde aus Münchens unterirdischen Sphären eine großartige Horde erprobtester Gesellen unserer Blutfahne zuführen und vor allem auch eine holdselige Schar der verführerischsten Heldenjungfrauen, durch deren Geschick und durch deren intime Beziehungen zu den feinsten Kreisen wir stets fabelhaft gut informiert und gegen Überraschungen gesichert sein würden. Als ich ihn dabei so geduckt dasitzen sah mit seinen unruhig hin und her flitzenden Mausaugen und mit seiner heiseren Stimme: ganz lauernde Tücke, da konnte ich mich nicht enthalten, nochmals Karl Moor zu zitieren: „Spiegelberg, ich kenne dich!"

Übrigens ging die Sache für unseren trefflichen Bartl zu einem recht schmerzlichen Ende. Ich war noch in Neudeck, als die Verhandlung gegen ihn vonstatten ging. Als er von derselben zurückkam, war er kreideweiß im Gesicht, schwankte wie ein Schwerkranker, warf sich auf einen Schemel, preßte den Kopf zwischen die gewaltigen Fäuste und schluchzte stundenlang. Er hatte zwar nur eine kleine Gefängnisstrafe erhalten, allein das Gericht hatte, offenbar um den Staat für viele entgangene Zollbeträge einigermaßen zu entschädigen, auf eine so ungeheure Geldstrafe erkannt, daß zu deren Deckung alle Barmittel und sonstigen Vermögenswerte Bartls nicht ausreichten. Er mußte auch das Haus und das Ladengeschäft veräußern und seine junge Frau mit dem Kleinen zu ihren Eltern ziehen lassen, wo sie die Rückkehr des Gatten aus dem Gefängnisse abwarten konnte. Und was dann? — Es war kurz nachdem das Urteil gegen mich verkündigt worden war: 12 Jahre Zuchthaus! — Plötzlich nahm Bartl den Kopf hoch, sah mich mit tränennassen Augen wehmütig lächelnd an und sagte in seiner kehligen tiroler Sprechweise: „Nein! Wenn ich an Ihr Schicksal denke, dann kann ich nicht mehr weinen! Und ich will auch nicht mehr weinen! Ich will's tragen, wie Sie es tragen! Und wenn ich wieder herauskomme, dann soll mein Erstes sein, daß ich meine besten Leute zusammenrufe, und daß wir das Zuchthaus stürmen und Sie befreien! Nicht wahr, Eckart?" — Und da reichten sie mir beide die Hände und riefen: „Laßt uns Räuber werden!" — Und Eckart zitierte noch einmal ganz leise: „Sieh, o sieh, die Kinder des Lichts weinen am Halse der weinenden Teufel."

Abschied von der Welt

Nachdem das Urteil über mich gefällt war und alle, die mir in der Welt nahegestanden, von mir Abschied genommen hatten wie von einem, der nun tot ist und begraben wird, blieb ich noch über

eine Woche in Neudeck bei meinen drei Stubenkameraden, nur daß jetzt alle die kleinen Vergünstigungen, die der Untersuchungsgefangene immerhin noch genießt, auch in Wegfall kamen. Ich durfte mir keine privaten Nahrungsmittel und keine Bücher mehr kommen lassen, auch keine Briefe mehr schreiben, und mußte abends, wenn die Zelle abgesperrt wurde, meine Kleider und Schuhe vor der Tür niederlegen, wie das im Zuchthaus Vorschrift ist, um die Flucht zu erschweren. Nachdem ich auch von Weib und Kind im Verhörraum und in Gegenwart eines Beamten Abschied genommen hatte, hörten meine Angehörigen, obwohl ich noch wochenlang mit ihnen in derselben Stadt „lebte", nichts mehr von mir, bis ich von Ebrach aus meinen sogenannten „Ankunftsbrief" schreiben durfte. Zum letzten Abschied gab ich meiner Frau den Trauring, da ich kein Wert- oder Schmuckstück mehr haben durfte. Er ließ sich nur mit großer Mühe vom Finger streifen, denn ich hatte ihn schon nahezu ein Vierteljahrhundert daran getragen. Vier Jahre später begingen wir im Ebracher Zuchthaus unsere Silberne Hochzeit und durften uns aus diesem Anlaß wiedersehen. Mein Töchterchen lag in Tränen erstickend in meinen Armen, und ich mußte mehr als menschliche Selbstüberwindung aufbieten, um mich doch endlich von ihr losreißen zu können.

Wenn man diese seelische Folterung, mit der ja nicht nur ich, der Verurteilte, sondern auch meine völlig unschuldigen Angehörigen gemartert wurden, etwa ungerechtfertigt finden sollte, so muß man sich gegenwärtig halten, daß ich mit vollen 12 Jahren Zuchthaus bestraft, also einer der schwersten Verbrecher war, wie man vergleichsweise aus der Tatsache entnehmen kann, daß im Jahre 1930 ein Raubmörder, der ein argloses, armes, fast noch kindliches Nähmädchen auf bestialische Weise mit der Axt erschlagen hatte, um ihre kümmerliche Barschaft von ein paar Mark zu rauben, und durch dessen Untat die ganze Bevölkerung Münchens in Entsetzen und größte Empörung versetzt worden war, auch nur mit 15 Jahren Zuchthaus bestraft wurde! In diese Kategorie gehörte also nun auch ich, und da wird es doch verständlich, daß man keine Schonung für mich walten ließ. Und wenn man naiv die Frage aufwirft, warum denn diese Schonungslosigkeit in grausamster Weise auch noch gegen Unschuldige, gegen eine durch den Verlust ihres einzigen, in Rußland gefallenen Sohnes schon tiefgebeugte Frau, gegen ein armes Kind angewendet werde, so muß man sich als Laie in aller Bescheidenheit damit abfinden, daß das Probleme der sogenannten „Gerechtigkeit" sind, von denen nur der juristische Fachmann etwas versteht. Es handelt sich bei dieser Mitbestrafung völlig unschuldiger Familienangehöriger aber nicht bloß um Seelisches; auch materiell werden sie in einer ganz furchtbaren Weise mit abgestraft. Meine Verurteilung z. B. fiel in die Zeit höchstgestiegener Inflation und überantwortete da-

her meine Frau, welche, da sie ihren einzigen Sohn bereits dem Vaterlande zum Opfer gebracht hatte, in mir nun ihren und ihres minderjährigen Töchterchens einzigen Ernährer verlor, also dem nackten Elend, der öffentlichen Fürsorge. Denn auch alle unsere Verwandten und Freunde hatten ihr Vermögen ebenfalls durch die Inflation eingebüßt und konnten nicht viel helfen.

Aber ich will meinen „Fall" als einen Ausnahmefall gar nicht einmal als „typischen Fall" hinstellen; auch bei jeder anderen, ganz normalen Verurteilung zu langfristiger Freiheitsstrafe wird die bürgerliche Existenz des Betroffenen vernichtet und, wenn er Familie in der Welt hinterläßt, auch deren Existenz. Oftmals werden die Familienmitglieder wohl Mitwisser des Verbrechens, hie und da vielleicht auch Mitschuldige sein. Aber doch nicht immer, und sicherlich niemals die unmündigen Kinder! Warum also werden sie automatisch mitbestraft? Wir modernen Menschen sind sonderbare Leute: wir sind — und das ehrt uns — solche Fanatiker der Gerechtigkeit, daß wir sogar für die Verbrecher und Zwangserziehungs-Zöglinge eine menschenwürdige Behandlung heischen; und doch fällt uns gar nichts darüber ein, wenn alljährlich Tausende von absolut Unschuldigen, darunter arme kleine Kinder und Säuglinge, durch gerichtliche Urteile derart grausam betroffen werden, daß es für sie den Untergang ihrer seitherigen Existenz, oftmals sogar auch noch den sittlichen Untergang und den Zwang zum Verbrechen oder zur Prostitution bedeutet, nur weil sie, ohne das Geringste dafür zu können, Familienangehörige eines Verurteilten sind!

Man erwidert achselzuckend: ja, das ist nun einmal nicht zu ändern; das Leben ist nun einmal voller Ungerechtigkeit und Grausamkeit. Zweifellos! Aber Ungerechtigkeit im Namen der Gerechtigkeit, offenbares Unrecht im Namen des Rechts — wie steht's denn damit? — Wenn schon die Mehrheit der Volksgenossen sich für berechtigt hält, die Angehörigen einer von ihr als Schädlinge empfundenen Minderheit durch Richterspruch jahrelang, ja lebenslänglich einzukerkern und damit bürgerlich zu vernichten, warum erfüllt sie dann nicht auch die diesem Recht als Korrelat entsprechende Pflicht, die Existenz der nicht zu Schädlingen gewordenen unschuldigen Familienangehörigen des Eingesperrten zu sichern oder ihnen eine neue zu schaffen, und zwar eine ihrer bisherigen Existenz gleichwertige, denn jede Minderung daran wäre ja schon unzweifelhaftes Unrecht! — Die Frage aufwerfen, heißt sie auch beantworten: unsere Strafjustiz ist längst kein Walten der Gerechtigkeit mehr, ist es vielleicht nie gewesen, sondern eine reine Zweckmäßigkeits-Maßnahme zum Schutze der Mehrheit, die sich im Grunde sehr wohl bewußt ist, daß sie eigentlich gar kein Recht dazu hat, ihre Wohlfahrt durch Hand-

lungen zu sichern, die, man mag sich stellen, wie man will, immer Grausamkeiten, Unmenschlichkeiten bleiben.

Doch davon später! Zunächst sind wir ja noch gar nicht von München abgefahren! — Als diese Reise ins Zuchthaus nun endlich vor sich ging, war's glühendheißer Hochsommer, gegen Ende Juli. Ich sollte an einem Montage nach Ebrach überführt werden und wurde daher schon Sonnabends im „Zeiserlwagen" von Neudeck nach dem Polizeiarrest an der Löwengrube verbracht und dort der Schubabteilung übergeben. Diese nahm zunächst eine Reihe umständlicher Prozeduren mit mir vor, z. B. ärztliche Untersuchung auf Haftfähigkeit, Abnahme der Handabdrücke für die daktyloskopische Kartothek, Herstellung eines Lichtbildes für das Verbrecheralbum usw. Dann sperrte man mich in ein mit zwei Pritschen, zwei Schemeln und einem Tischchen ausgestattetes, ödes Gemach unterm Dache und überließ mich meinem Schicksal. Es war merkwürdig, von dort oben aus als Nichtmehrdazugehöriger mit anzuhören, wie sich in der Stadt unten der Werkeltag in der Sommernacht zur Ruhe legte, und wie dann mit dem Frühesten der Sonntag erwachte, der alle, alle hinausführte in die liebliche Gotteswelt, über der ein Azurhimmel von reinster Herrlichkeit blaute. Dieses Stückchen Himmelblau über den Dachfirsten war alles, was mir von dieser Sommerlust vergönnt blieb. Aber auch das genoß ich nicht; stand doch vor mir die eherne Tatsache, daß ich nun zwölf Jahre lang, d. h. voraussichtlich für immer, von der Natur und all ihren Herrlichkeiten geschieden war! — Um Mittag gab's tief unten im Hofe ein militärisches Schauspiel. Die Polizeiwehr hielt ihre Wachtparade ab. Und nachdem die einzelnen Wachtrüppchen mit stramm durchgedrückten Knien abmarschiert waren, sank eine lähmende, heiße Stille über das Haus, die Stadt und über mich herab, die mich bis spät in die Nacht hinein auf meinem Lager festbannte, bis die lauten Stimmen der von ihren Ausflügen heimkehrenden Scharen aus den engen Gassen heraufschallten.

Der Zug, zu welchem mich zwei Beamte in Zivil mit Tagesgrauen verbrachten, war derart überfüllt, daß es unmöglich wurde, das für uns reservierte Polizeiabteil von anderen Passagieren freizuhalten. So stiegen auch zwei recht hübsche, junge Deutschböhminnen ein, die von der allzu großen Überanstrengung einer Bergtour derart erschöpft waren, daß sie alsbald einschliefen, wobei die eine, ohne es zu wissen, an meine Schulter sank und dort ihren Kinderschlaf weiterschlief, nicht ahnend, daß es ein Zuchthäusler war, dem sie ihr junges, noch vom Heu des gestrigen Almhüttenlagers duftendes Haupt anvertraut. — Das sind Erlebnisse, die man im gewöhnlichen Leben für nichts achtet, die aber für den, der Abschied nimmt von der Welt, wie letzte, nachhallende Grüße in Erinnerung bleiben. In dieser Umgebung habe ich meine letzte Zigarre geraucht. Es ist bekannt, wie unge-

heuer schwer es für altgewohnte Raucher ist, sich von diesem Narkotikum zu trennen. Daß es mir so leicht wurde, führe ich auf die innere Wandlung zurück, in der ich damals begriffen war, und die mir immer bewußter darauf hin zu wollen schien, daß es in allem und jedem ein Anderes, ein Neues mit mir werden solle. Sobald ich erst einmal diesen tieferen Sinn all dieser Schicksalsschläge zu erfassen begonnen, erwachte in mir auch der Wille, dieser Führung, dieser „Umartung", wie Goethe sagt, freudigen Herzens zuzustimmen, allen dazu notwendigen äußeren Druck gefaßt auf mich zu nehmen und sie sogar mit meinen eigenen schwachen Kräften zu fördern. Durch dieses Erlebnis und durch diese Willenseinstellung wachen im Menschen Kräfte auf, von denen er vorher keine Ahnung hatte, und die ihn, wie mich in diesem Falle, auch solche Schicksalslasten tragen, auch solche Zusammenbrüche überwinden lassen, die er sonst nie und nimmer überstanden hätte.

Unter den Mitfahrenden war ferner noch ein etwa zwölfjähriger Junge, der von einem Pflegschaftsbeamten in eine Zwangserziehungsanstalt gebracht wurde. Es war ein ganz hübscher, feingliedriger kleiner Kerl mit klugen, hellen, aber schon von sehr viel Unheil wissenden Augen. Er hatte nichts auf dem Leibe als ein farbiges Hemdchen, ein paar kurze Höschen und ein zerflicktes Jackerl. Er merkte natürlich bald aus den Gesprächen, wer ich sei und wie es mit mir stand. Infolgedessen hingen seine Blicke immerzu mit einem merkwürdig fragenden Ausdruck an mir. Es stand darin die unbewußte innere Ahnung zu lesen: ganz gewiß werde auch ich einmal des Weges gehen, den du jetzt gehst.

Als wir in Bamberg ausgestiegen waren, brachten die beiden Beamten, die mich behüteten, es nicht über sich, mich der Bahnpolizei zu übergeben, was zur Folge gehabt hätte, daß ich bis zum Abgang des Ebracher Zügleins in einem Arrestlokal bei übler Graupensuppe stundenlang Trübsal blasen mußte. Sie hielten es vielmehr für richtiger, mit mir in die prachtvolle alte Stadt hinunterzugehen, dort in einem netten Gasthaus wie andere gebildete Menschen zu Mittag zu essen — für viele Jahre das letztemal auf einem Tischtuch und mit Servietten! — und dann den Dom zu besichtigen. Da ich diesen wunderreichen Bau schon genau kannte, so ergab es sich von selbst, daß ich den Führer meiner Führer machte. Nun war aber in der Schar von Fremden, die mit uns unter Leitung des Küsters in der Kathedrale umherwandelten und ihre grandiosen Skulpturen bewunderten, auch eine Gruppe von Nonnen mit mächtig ausladenden weißen Hauben. Sie waren infolge der Ruhrbesetzung aus ihrem Kloster vertrieben worden und begaben sich jetzt auf Einladung eines Bischofs in einen österreichischen Konvent. Sie standen unter der Führung einer Äbtissin oder Priorin, die gleich auf den ersten Blick als solche zu erkennen war: eine wahrhaft fürstliche Frau, eine hochgewachsene,

zarte, noch jugendlich wirkende Gestalt, mit einem edlen, blassen Antlitz, aus dem ganz helle, große, langbewimperte, sehr kluge und doch zugleich kindliche Augen leuchteten, die reinste Demut und gebieterische Hoheit zugleich ausstrahlten. Diese Augen ließen mich nicht mehr los. Jedesmal, wenn ich meine Blicke wieder auf sie richtete, fand sich's, daß sie auch mich gesucht hatten und festhielten. Ich hatte das bestimmte Empfinden, daß diese Frau innerlich irgendwie von meinem Schicksale berührt war, und daß sie unterbewußt daran Anteil nehmen mußte, daß sie vielleicht in ihrem frommen Herzen für mich betete. Am stärksten empfand ich diesen inneren Kontakt in der Schatzkammer, wo einige unerhört kostbare Kunstkleinode verwahrt werden, über die ich sogar schon geschrieben hatte, was mich veranlaßte, meinen Begleitern gegenüber einige Erläuterungen zu geben. Und während ich so immer lebhafter sprach und über die Poesie dieser ornamentalen Märchenwelt ganz mein armes, kleines Schicksal vergaß, stand immer die wunderbare, fromme Frau neben mir und sah mich mit jenem undurchdringlich-zarten Lächeln an, wie es die Verkündigungsengel Angelicos in ihrem reinen, süßen Angesicht vom Himmel auf die Erde tragen.

Auch das war so ein Erlebnis, das man sonst im gewöhnlichen Dasein kaum behält, das aber auf mich in meiner Lage, auf mich, der in wenigen Stunden im Kerker begraben lag, um vielleicht nie, mindestens aber auf sehr lange hinaus kein geistig verklärtes Frauenangesicht mehr zu sehen, einen so starken Eindruck machen mußte, daß ich mich schließlich von der Führung des Küsters ablöste und allein durch ein Seitenpförtchen in den Garten hinaustrat, um dort meiner inneren Bewegung in aller Stille Herr zu werden. Hier stand ich einige Zeit ganz allein. Unten lag die schöne alte Stadt in der Sommersonne, um mich herum blühte und reifte es, und die Bienen, meine besonderen Lieblinge, summten eifrig an der Wand des von schrill pfeifenden Schwalben umschwirrten altersgrauen Domes hin und her. — Da plötzlich fiel mir ein, was ich unter dem Blicke jener Klosterfrau ganz vergessen hatte: daß ich ja Gefangener war, daß ich mich gar nicht von meinen Begleitern hätte entfernen dürfen, und daß diese jetzt wohl angsterfüllt die Hallen der Kathedrale nach mir absuchten. Ich erschrak heftig bei dem Gedanken, daß sie vielleicht argwöhnen möchten, ich sei geflüchtet! Ich wollte schleunigst zu ihnen eilen, aber ich drehte mich doch noch einmal um und übersah das schöne Bild vor mir und den stillen, sonnigen Obstgarten, der sich da am Abhang des Domberges nach der Vorstadt hinabsenkt. Kein Mensch weit und breit! Wenn ich wenige Schritte den Garten hinablief, war ich hinter Flieder, Jasmin und Rosen verschwunden und konnte mit größter Wahrscheinlichkeit völlig unbeachtet ins freie Feld hinausgelangen! — Da erschien auf einmal in der geöffneten kleinen Bogenpforte der Sakristei die „Äbtissin" und

richtete ihren von inneren, heißen Gebeten leuchtenden Blick auf mich: eine Erscheinung, die, aus diesem Wunder von einem Dome hervortretend, für mich mehr bedeutete, als sich sagen läßt. Dann schritt sie mit ihrem Nonnengefolge in das Schiff des Domes zurück — und auch ich folgte ihr.

In der Nähe des Hochaltars traf ich auf meine beiden „Leibwächter". Sie standen ganz arglos da und horchten selbstvergessen auf die Erläuterungen, welche der Küster gerade dem Kreis der Besucher über den berühmten „Reiter" vortrug. Als ich sie ansprach, fielen sie fast zu Boden vor Schrecken. Jetzt erst kam ihnen zum Bewußtsein, daß ich fort gewesen war, und daß ihre ganze Existenz auf dem Spiele gestanden hatte; denn zu allem Überfluß hatte ich auch noch die Reisetasche des einen Kommissars in der Hand, die ich ihm aus Gefälligkeit getragen hatte, und die mit allen Bedürfnissen für eine mehrtägige Fußwanderung versehen war, ja, die außerdem noch ein Bündel Banknoten enthielt, das meine Angehörigen für mich mitgegeben hatten, und das, insoweit es nicht auf der Reise aufgezehrt wurde, bei der Ebracher Verwaltung abgeliefert werden sollte. Ich hätte also sogar Auto und Eisenbahn benützen können! — Als sich die Beamten von ihrem Schrecken erholt hatten, erzählte ich ihnen, was mir inzwischen begegnet war, und, damit ja der Gipfel der Unwahrscheinlichkeit erreicht wurde: sie bedankten sich sogar ganz naiv bei mir, daß ich so liebenswürdig war, nicht durchzubrennen, und daß ich sie nicht in Ungelegenheiten gebracht. — Dann gingen wir zurück nach dem Bahnhof und fuhren mit dem Züglein, das im ersten Kapitel dieses Buches geschildert wurde, nach Kloster Ebrach — aber nicht im „Schinderkarren", sondern in einem ganz gewöhnlichen Eisenbahnwagen.

Zweites Buch

Das Zuchthaus von heute

Ankunft im Zuchthause

Es war einer jener traumhaften Hochsommerabende voll berauschender Wachstumsdüfte, voll Kinderjubel und schmachtender Waldhornklänge aus dämmernden Märchenwäldern, einer jener Abende, wo die Erde in süßer Sonnenmüdigkeit ihre Glieder wonnetrunken dem linden Kosen holder Himmelslüfte hinzugeben scheint, als man mich in jenem Waldtale des Steigerwaldes von der hochgelegenen Station der kleinen Nebenbahn, die hier an absoluter Verkehrslosigkeit verendet, zum vergitterten Tore der Strafanstalt hinunter führte. Es ist ein sonderbares Erlebnis, wenn man gerade an einem solchen Abend mitten aus der holdesten Weltseligkeit heraus den Schritt durch die Eisenpforte tun muß, im Bewußtsein, mit diesem Schritte nun zu den lebendig Begrabenen zu gehören bis zu der Stunde, wo man zu den toten Begrabenen eingescharrt wird. In meiner Heimat steht noch ein alter Galgen auf einer Anhöhe, von der aus man einen unendlich lieblichen Ausblick in die anmutigen Täler des Odenwaldes hat. Es hieß, daß man den Galgen deshalb an diese Stelle gesetzt habe, damit den Verurteilten, wenn sie mit dem Strick um den Hals ihren letzten Blick in diese Erdenwelt hinaus täten, der Abschied recht sauer würde. — So wie's den Galgenbrüdern an jenem schönen Galgen, so ungefähr war mir's zumute, als ich, noch den glückseligen Jubel spielender Kinderscharen im Ohr, in der Finsternis des Zuchthaustores verschwand und das dröhnende Zuschlagen der Gitter alle Stimmen der Außenwelt verstummen ließ. — Sonderbar, wie mich die Beamten ansahen! Diejenigen sowohl, welche mich hierher gebracht, wie auch diejenigen, welche mich hier aufnahmen! Menschen, die „nichts zu sagen haben", und denen doch keine Disziplin und kein brutaler Brotkorbzwang verbieten kann, ein Herz zu haben und als Menschen zu fühlen. Sie taten einsilbig ihre Pflicht — und schämten sich!

Dann ging's durch die Säulenhallen eines schon dunklen Kreuzganges, der sich um den monumentalen inneren Klosterhof herumzieht, in ein stockfinsteres Gewölbe, an dem rechts und links sich die Türen der Arrestzellen reihen; das sind nicht die gewöhnlichen Zellen, sondern ganz besonders bevorzugte Zellen, in denen diejenigen schmachten, welche sich in der Strafanstalt selbst noch

Hausstrafen zu den gerichtlichen Strafen zuziehen, die sie mitbringen. In eine solche Zelle ließ man mich eintreten: der Kerker, „wie er im Buche steht", umfing mich! Ein Steingewölbe mit einer kleinen verschalten Luke hoch oben; die hintere Hälfte des Raumes durch ein Gitter abgeteilt: ein richtiges Raubtiergitter, wie am Löwenkäfig im Zoologischen Garten. Dahinein hieß man mich eine Seegrasmatratze nebst Wolldecke tragen, klärte mich über die Bedeutung der beiden einzigen Gerätschaften auf, welche die Ausstattung des Raumes bilden, schmetterte das Gittertürchen zu, verschloß auch mit rasselnden Schlüsseln die Tür nach dem Flure und überließ mich meinen Gedanken. Diese drehten sich sonderbarerweise zunächst um einen eisernen Ring, den ich an der Wand entdeckte. Er war noch da aus jener gar nicht fernen Zeit, als man hier noch in Ketten gelegt, an die Mauer geschmiedet oder krumm geschlossen wurde. Ich habe später selbst noch mit zwei schon viele Jahre eingesperrten Gefangenen Bekanntschaft gemacht, die monatelang an Händen und Füßen in Ketten geschmiedet waren, so daß sie nur mit kurzen Schrittchen dahinschleichen konnten und jedesmal nach dem Aufseher schellen mußten, wenn sie nur ihre Notdurft verrichten wollten. Die Ketten rieben an Hand- und Fußgelenken die Haut auf, verursachten Einschürfungen in das Fleisch und riefen endlich auch Eiterungen hervor. Ein krumm Geschlossener ist freilich noch schlimmer daran: er hockt mit qualvoll verketteten Armen und Beinen auf dem Abortkübel — denn das ist außer einer hölzernen Wasserkanne das einzige Möbel in diesem, die Prinzipien der neuen Sachlichkeit mit restloser Konsequenz verwirklichenden Innenraume. Mit seinem Deckel dient dies Möbel als Tisch, auf dem die Mahlzeit an jedem vierten Tage eingenommen wird, denn an den übrigen drei Tagen gibt's nur Wasser und Brot — ohne Deckel dient es zu den der Nahrungsaufnahme entgegengesetzten Verrichtungen. Die absolute „Synthese aller Zwecke", welche die neusachliche „Wohnmaschine" anstrebt, ist also hier in vollendeter Weise verkörpert.

Im übrigen hat der bloß an einem Eisenringe an der Wand Angekettete in einem Ausmaße von ungefähr zwei bis drei Schritten vollste „Bewegungsfreiheit"; oder er hatte sie; denn auch dieser Brauch ist infolge hypermoderner Humanitätsduselei inzwischen abgekommen, wie alle schönen alten Bräuche ja jetzt dahinschwinden. Mir gewährte der Eisenring in der Quadermauer die angenehmste Zerstreuung, als mich an meinem ersten Zuchthausmorgen ein dünner, durch die in unerreichbarer Höhe angebrachte schmale Luke einfallender Lichtstrahl weckte. Ich spielte mit dem Ring und fühlte mich — wie denn das Ringsymbol von Urzeiten her immer eine gewisse verbindende Magie wirksam macht — mit den Unzähligen zu einer Leidensgenossenschaft verbunden, die im Laufe der Jahrtausende an solchem Mauerringe angeschmiedet waren und daran auf einem fauligen Strohhaufen vermodert sind. Da waren

z. B. Hexen und Ketzer, die man von diesem Ringe weg zum Scheiterhaufen geschleppt; da waren Katholiken, die sich unterfangen hatten, einer protestantischen Landesregierung aufrührerisch Trotz zu bieten, weil sie sich von dieser nicht gewaltsam ihres Glaubens berauben lassen wollten; da waren aber auch Protestanten, welche sich desselben Verbrechens gegen eine katholische Staatsobrigkeit schuldig gemacht. Da waren Republikaner, die man an solchem Ringe deshalb krepieren ließ, weil sie Schurken genug waren, eine monarchistische Staatsregierung stürzen zu wollen; aber auch Monarchisten, welche sich des gleichen Frevels gegen Republiken, z. B. gegen eine freie Reichsstadt, vermessen hatten. Da waren zur Hinrichtung mit Pulver und Blei, Strang, Schwert oder Beil Verdammte, die es gewagt hatten, aus deutschtümelndem Nationalbewußtsein heraus ihren Landesherrn und seine Regierung zu gefährden, weil er, immer das wahre Wohl seiner verblendeten Landeskinder im Auge, sich um hohen Sold gegen das Reich den Franzosen verbündet oder das Blut seiner Landeskinder regimenterweise ans Ausland verschachert und dadurch die Mittel gewonnen hatte, seine zahlreichen Mätressen und deren hochadeligen Nachwuchs zum Stolz seines Landes standesgemäß auszustatten. Kurz, das ganze politische Verbrechertum rollte sich vor mir auf an Hand dieses Ringes, der mir dadurch zu einem gegenständlichen Symbole nie fehlender Staatsjustiz wurde.

Dann aber wandte sich meine Aufmerksamkeit wieder mehr dem künstlerischen Prinzip des Räumlichen zu, das mich hier in sich schloß: streng kubistisch, nichts als die Senkrechte und Wagrechte betonend: jene durch die Gitterstäbe und diese, die Wagrechte, durch die Bohlen, mit denen der Steinboden belegt war und die auch als Schlafstätte dienten, offenbar, um die Unterbrechung des streng senk- und wagrechten „Raumerlebnisses" durch die unruhigen Linien eines ästhetisch höchst überflüssigen Bettes zu vermeiden. Und wie groß wirkte dann in dieser streng durchgeführten Kubistik der einzig und alleinige Abortkübel mit seiner ausdrucksvollen Holzrundung und dem augenhaft herüberblickenden Loch im Henkel, durch das der „Hausl", d. h. der als Hausknecht funktionierende Gefangene, die drei Finger seiner Rechten steckte — die anderen hatte ihm die Häckselmaschine weggerissen —, wenn er das hausaltarartige Universalgefäß von dannen trug, um es irgendwo zu entleeren und mit köstlichen Spezereien und Wohlgerüchen zu desinfizieren. — Hier also ist mir erst der volle Sinn der bis zur fast absoluten Sachlosigkeit sachlichen Neuarchitektur aufgegangen. Welch ein beneidenswertes Los blüht kommenden Geschlechtern! — Die Scheidelinie zwischen Verurteilten und Nichtverurteilten wird durch diese Art von Architektur, wenn sie erst einmal allgemein üblich geworden, endgültig aufgehoben! Alle werden sie künftig wohnen, wie wenn sie verurteilt wären; oder richtiger: alle werden sie dann verurteilt sein, so zu wohnen!

Das Klirren der Riegel und das Rasseln der Schlüssel, mit denen der Aufseher die Pforte auftat, weckte mich aus meinen Zukunftsphantasien. Der Beamte blinzelte mich erst eine Weile mißtrauisch an; er war offensichtlich erstaunt, mich noch lebendig vorzufinden. Später, als er, wie manche seiner Kollegen, mir ein guter Freund geworden war, vertraute er mir an, daß er in der Nacht, wenn er auf seinem Patrouillengang an meine Türe kam, öfters durch die kleine Klappe hereingespäht habe, in großer Besorgnis, ob ich nicht, wie so mancher meiner Vorgänger, unter dem drastischen Ersteindrucke, mit dem das Zuchthaus die Seele des Züchtlings überfällt, vielleicht „Dummheiten machen", also mich etwa am Gitter aufhängen oder mir an demselben den Schädel einrennen würde. Ich hätte aber immer friedlich geschlummert. Dann überließ man mich wieder meinen Träumen. — Ich streckte mich kaum wieder behaglich auf die Seegrasmatratze am Boden, als sich draußen in den alten Klostergewölben seltsame Geräusche erhuben: ein eigentümliches, fast unheimliches Schlürfen, wie wenn ganze Scharen von Mönchsgespenstern auf Geistersohlen einherschlürften. Denn es war kein Gehen wie von Menschenfüßen, sondern wie von etwas, das aufgehört hat, Mensch zu sein. Da hub denn auch schon auf der Klosterkirche das Geläute an und rief zur Frühmette. Zugleich aber, wie um mich darüber zu belehren, daß es nicht die Gespenstersohlen längst verblichener Cisterciensermönche waren, die jenes Schlürfen auf ihrem Wege zum altgewohnten Presbyterium hervorriefen, begann auch noch ein anderes Geläute, aber ein sehr mißtönendes, blechernes, das jenen Feierklängen absichtlich Hohn zu sprechen schien. Es rührte von Hunderten von Kostgeschirren her, welche die zur Küchenarbeit bestimmten Gefangenen da draußen aufhäuften, um sie maschinell zu reinigen. Diese Küchenmannschaften waren es auch, welche jenes eigentümliche Schlürfen hervorgerufen hatten, das, wie ich später sehr genau erkennen sollte, für diese Scharen lebendig Begrabener charakteristisch ist. Sie gehen anders wie andere Menschen; sie latschen daher wie die Geister der Verdammten, denn sie haben in ihrem Bewußtsein aufgehört, voll-lebendige „Menschen" zu sein und empfinden sich zwischen Leben und Tod gleichsam als ihre eigenen Gespenster. Ich hatte in den ersten Jahren meiner Einzelhaft, in welche ich später überführt wurde, keinen Spiegel und hatte infolgedessen auch keine Vorstellung mehr davon, wie ich eigentlich aussähe; denn daß die meine ganze äußere Existenz auslöschenden Schicksalsschläge der letzten Monate mich äußerlich verändert haben mußten, fühlte ich deutlich. Dann, als mir nach einiger Zeit gestattet wurde, beim Hofgange mit anderen Gefangenen zu sprechen, zeigte mir ein Alteingesessener, wie man sich einen Spiegel dadurch herstellen kann, daß man den schwarzen Deckel des Gesangbuches hinter das Glas der heruntergeklappten Fensterscheibe hält. Auf diese Weise feierte ich denn nach drei

Jahren ein erstes Wiedersehen mit mir selber; leider nur wurde es dadurch getrübt, daß ich mich nicht wiedererkannte. Ich starrte einem Unbekannten ins Gesicht, das mich „mit Haut und Haaren", d. h. mit den von grauen Bartstoppeln überwucherten, zerfallenen Zügen nicht das geringste anging: auch ich war mir zum Gespenst geworden!

Der erste Tag im Zuchthaus

Wir betreten den Ort der Verdammten! Wir besitzen zwei Schilderungen des Bereiches der Höllenstrafen, die Anspruch erheben dürfen, in einem höheren Sinne als zutreffend zu gelten, weil sie von zwei Geistern herrühren, die zweifellos zu den gewaltigsten, aufrichtigsten und hellsehendsten gehörten, die je in Menschengestalt über die Erde gewandelt sind, um uns Irdischen zu verkünden, was im Überirdischen und im Unterirdischen, im Himmel und in der Hölle sich ereignet. Der eine ist Dante und der andere ist Immanuel Swedenborg, der große „Magus des Nordens", dessen Gabe der Weissagung einst die ganze Welt des 18. Jahrhunderts in Erstaunen versetzte, sogar einen Kant zu tiefgründigen kritischen Untersuchungen veranlaßte, der in Goethe einen mächtigen Widerhall fand, ja sogar durch Balzac, Strindberg und andere bis in unser Heute hinein fortlebt. Zwar sind die Schilderungen, welche jene beiden vom Orte der Verdammten entworfen haben, durchaus symbolisch gemeint, d. h. sie stellen innere, geistige Vorgänge, die im tiefsten Unterbewußtsein sich ereignen, so dar, wie wenn sie sich in der unseren Sinnen zugänglichen Außenwelt abspielten; zwar entnehmen sie dieser Außenwelt ganz verschiedene Dinge oder Vorstellungen für ihre Symbolik, aber in einem kommen sie doch überein: das eigentlich Martervolle, das eigentlich Unerträgliche, das eigentlich Ertötende an all den sonst so verschiedenen Höllenqualen dieses Ortes der Verworfenen ist die ewig sich gleich bleibende Öde, ist die grauenvolle Monotonie, mit der sie sich wiederholen! In dieser Beziehung ist das heutige Zuchthaus geradezu das zeitliche Symbol der ewigen Höllenstrafen, der Ort der Verdammten auf Erden. Auch hier ist die endlose Eintönigkeit, das nie unterbrochene Grau in Grau, mit dem sich alles Trostlose hier wiederholt, das eigentlich Qualvolle. Ein Tag wie der andere: gräßlich! — Eine Woche wie die andere: gräßlich! — Und selbst die Sonn- und Feiertage, welche diese gräßliche Monotonie oder diese monotone Gräßlichkeit zu unterbrechen scheinen, verstärken sie meistens noch, indem auch sie sich mit einer quälenden Eintönigkeit wiederholen; und die „Abwechslungen", die sie bringen, wechseln auf eine so eintönige Weise ab, daß sie das ertötende Einerlei weniger unterbrechen als vielmehr im Gesamteindrucke noch besonders betonen.

Nur zwei Tage unterscheiden sich von dem einen, einzigen, end-

losen Zuchthausalltage: der erste und der letzte. Aber gleich der erste Tag ist dazu bestimmt, den Neuangekommenen in dies qualvolle Geheimnis endlos-monotonen Sich-Zu-Tode-Ödens einzuweihen. Schon am ersten Tage merkt man, daß die Zeit aufgehört haben soll, ein Wechsel, eine rhythmische Folge zu sein; alles ist von vornherein auf unartikulierte Endlosigkeit eingestellt. Man fühlt sich vom Menschenleben vollständig vergessen. Alles schweigt ringsum! Stundenlanges, eisiges, marterndes Schweigen! Nur hier und da ein dumpf von fern herüber huschendes Geräusch — dann wieder die eisige Stille! Ein Angstgefühl steigt auf, als ob man von innen heraus langsam erfrieren müßte. — Und doch erschrickt man fast zu Tode, wenn dann plötzlich die Riegel knallen und die Schlüssel rasseln! — Was werden sie nun mit dir vornehmen? Man erwartet nichts Gutes hier.

Der Aufseher tritt ein: ein untersetzter, breitschultriger Mann mit einem kurz gehaltenen, ergrauenden Schnurrbarte im geröteten Gesichte. Ihm folgt der Hausknecht, „Hausl" geheißen, der Typus des altbayerischen Bauern, und trägt ein Gestell, aus dem er eine Kostschüssel voll Mehlsuppe herausnimmt und auf den Deckel des einzigen „Möbels" niedersetzt. Dann holt er zwei Viertel Brot aus dem Sacke, den er umhängen hat, und legt's dazu. Der Abortkübel, eben jenes einzige „Möbel", wird ausgeleert, frisches Wasser in die Holzkanne eingefüllt, man wird durch einsilbige Befehle angewiesen, Matratze und Decken vor das Gitter zu schleppen, dort seine eigenen Kleider wieder anzuziehen, die man gestern abend bei der Aufnahme hat ablegen müssen, sich dann wieder hinter das Gitter zu verfügen und das Weitere abzuwarten. Was das sein wird, davon erfährt man nichts. Die Gittertüre wird zugeschlagen, desgleichen die Bohlentüre, die nach dem finsteren Klosterflure hinausführt — und dann ist wieder die Stille da, die eisige Stille ohne jede zeitliche Gliederung.

Ich wußte damals noch nicht, daß ich mich in einer Zelle befand, in der ich nicht dauernd bleiben sollte; es war, wie gesagt, eine Arrestzelle für solche, die zu ihrer gerichtlichen Strafe sich im Hause selbst noch eine Disziplinarstrafe zugezogen haben. Ich glaubte, ich würde überhaupt in diesem Kerkerloche bleiben: das wäre nun einmal so im Zuchthaus. Man wird begreifen, daß ich unter diesen Umständen die zwei Menschen, die hier nun mit einem Male in meine Einsamkeit hereintraten, mit höchster Spannung betrachtete. Es waren, wie erwähnt, der Aufseher der Arrestabteilung und der ihm als Hausknecht zugewiesene Gefangene. Vielleicht habe ich in meinem Leben niemals zwei Menschen so neugierig mit dem Blick zu erforschen getrachtet wie diese beiden. Zu sprechen, zu fragen, traute ich mich ebensowenig wie Parzival, als die blutige Lanze an ihm vorbeigetragen wurde, und auch ebenso töricht wie dieser. Denn jene beiden Menschen, die da mit finsteren, grimmig verschlossenen Mienen, mürrisch knurrend und scharfe

Anweisungen erteilend, vor mir erschienen und die die schlimmsten Befürchtungen in mir aufsteigen ließen, sind mir beide späterhin wahrhaft gütige und rührend hilfsbereite Freunde geworden. Und wenn uns beiderseits das Bekanntwerden hier unter solchen Umständen recht schwer wurde, so ist uns etliche Jahre später der Abschied voneinander auch gar nicht leicht geworden. Da hatte ich auch längst begriffen, warum sie mich am ersten Tage unmöglich mit heiterer Miene begrüßen konnten. Es ist kein froher Dienst, Tag um Tag in aller Morgenfrühe, den größten Teil des Jahres noch in tiefster Dunkelheit durch diesen Ort der Schrecken zu wandern von Tür zu Tür, von Kerkerloch zu Kerkerloch, und diese elendesten aller Menschenkinder, welche hier, zu Schatten verblaßt, ihre Nacht auf hartem Bretterboden, meist aber ruhelos und frierend auf und ab wandernd durchgerungen haben, mit Wasser und Brot zu versorgen. Welch entsetzliche Bilder bieten sich da oft! Wie muß ein menschlich Mitfühlender sein Herz wappnen, mit welch eiserner Selbstzucht muß er sich mit gemessener Amtsmiene panzern, um diesen Dienst immer und immer wieder gleichmäßig wie ein Uhrwerk absolvieren zu können! Wie oft kommt es vor, daß einer über Nacht toll geworden ist und den Beamten brüllend entgegenstürzt! Wie oft, daß einer schwerkrank oder halb erfroren wie ein Häuflein Dreck im Winkel liegt — ja, wie Dreck! Denn die Arrestanten nehmen nicht ihre gewöhnliche, reinliche Zuchthaustracht mit in diese Löcher, sondern werden mit ausrangierten, abgerissenen Monturen versehen, in denen sie sich wenig von Vogelscheuchen unterscheiden.

Man sieht ja jetzt oft photographierte Szenen aus dem Zuchthaus, namentlich aus den Freistunden der Gefangenen, in Zeitschriften abgebildet; aber diese Szenen aus der Arrestabteilung wird man vergeblich dort suchen. Deshalb soll man nicht denken, daß man etwas vom Zuchthaus und seinen humanitären Reformen wüßte, wenn man nur liest, hört und sieht, was die Verwaltung veröffentlichen läßt. Diesen Lichtbildern stehen in Wirklichkeit schreckliche Schattenbilder gegenüber. Das ist ja auch gar nicht anders möglich! Diese Anhäufung verzweifelter, oftmals von Natur gewalttätiger Menschen und unberechenbarer Psychopathen an einem Orte ist und bleibt eine furchtbar bedrohliche Sache. Nur eine bedingungslos durchgreifende Disziplin kann hier verhindern, daß nicht tagtäglich die scheußlichsten Dinge geschehen, nicht nur gegen die Beamten, nein, auch gegen andere Gefangene. Ich habe entsetzliche Feindseligkeitsausbrüche zwischen Mitgefangenen erlebt, die ganz sicher mit Totschlag geendigt hätten, wenn nicht in gewaltsamer Weise hätte eingegriffen werden können. Jeder Gewaltakt der Disziplin löst aber naturgemäß eine entsprechend gewaltsame Reaktion auf der Gegenseite aus. Diese schreckliche Tatsache vor Augen, vergegenwärtige man sich nun aber eine Gestalt wie die des Aufsehers, der mich an diesem ersten Tage als

Erster im Kerker mit so grimmig verschlossener Miene begrüßte! Dieser einsilbige Mann, ein Fünfziger, — dieser schlichte, kirchlich-fromme Mensch brachte das Wunder fertig, seine etwa zwanzig Zellen enthaltende Arrestantenabteilung zu leiten, ohne ein hartes Wort, ohne Schelten und Fluchen, ohne Kommandieren und Lärm. Ja, selbst der „Auswurf des Auswurfes der Menschheit", als welcher man sich in dieser dunkelsten Höhle des modernen „Inferno" empfindet, war diesem Manne nicht nur folgsam, nein, die Leute hatten ihn sogar aufrichtig gern. Ihm durch Unbotmäßigkeit, Unreinlichkeit oder sonstwie Ärger oder gar Unannehmlichkeiten zu bereiten, galt im ganzen Zuchthause für eine Schande, und Neulinge oder Rowdies, die es dennoch taten, riskierten, von ihren Kameraden im Schlafsaale dafür empfindliche Hiebe zu beziehen. Es kam auch höchst selten vor. Bei den wenigen Fällen, die ich miterlebt habe, handelte es sich um ausgesprochene Psychopathen. Aber auch auf diese hatte jener Beamte einen unwillkürlich beruhigenden Einfluß. Ihm saß ein Schalk im Nacken; blitzartig zuckte es manchmal durch seine sonst so gemessene Feldwebelsmiene. Dann kam ein gutherziger Humor in volkstümlich derben Ausdrücken zutage, was sich zwar wie ein bissiges Knurren anhörte, trotzdem aber von den Leuten richtig verstanden wurde und ihnen aufrichtig wohltat. Sie wußten sogar, daß er, wenn sie sich ihm zuliebe zusammennahmen und das Unvermeidliche, für das er ja nichts konnte, mit Fassung trugen, daß er dann unter der Hand auch für allerlei kleine Erleichterungen sorgte, etwa durch Vorstellungen beim Arzt, die den Arrest abkürzten, oder daß er listig lächelnd nach irgend etwas emsig Umschau hielt, um nicht sehen zu müssen, wie der „Hausl", sein getreuer Gefolgsmann, diesem oder jenem der Elendesten eine vorschriftswidrige Kostaufbesserung zukommen ließ oder ein paar Scheite Holz mehr in den Wandofen vom Flur aus hineinwarf, als ihm dienstlich vorgezählt worden waren. Die gefährlichsten Burschen, mit denen die Leitung des Hauses absolut nicht fertig werden konnte, und die deshalb alle Augenblicke wieder mit schwersten Hausstrafen bei ihm ankamen, wickelte er um den Finger. Sie ließen sich sogar von ihm herunterputzen wie kleine Schuljungen. Sie hatten ihn nun einmal gern; schon deshalb, weil er anderen Beamten gegenüber, die von anderwärts her einen überpflichteifrigen Schnauzton mitgebracht, ganz gehörig die Zähne zeigen konnte. Er ließ sich auch „von oben" her nichts gefallen und nahm mit aller Entschiedenheit die Partei der ihm anvertrauten Sünder, wenn diesen etwa von höheren Vorgesetzten etwas geschehen sollte, was er für unrecht hielt. Dementsprechend gingen die Gefangenen für ihn durch dick und dünn, und wo er sich zeigte, da flogen kräftige Späße zwischen ihm und den Leuten hin und her, und doch herrschte bei ihm vorbildliche Ordnung. Die Leute selbst hielten unter sich auf Ordnung — weil sie ihn gern hatten.

Was das ganze moderne Strafsystem mit all seinem Gemengsel von herzlosester Grausamkeit und sentimentalster Humanitätsduselei nicht zustande bringt, das macht so ein einfacher, über die untersten Dienstgrade nie hinausgelangender, schlichter Mann, wie wenn's die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre und ohne jedes Gerede. Man fühlt angesichts solcher Tatsache, daß es gar nicht auf das System, gar nicht auf das Prinzip der Strafmaschinerie ankommt, sondern einzig und allein auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch nach dem herrlichen Wort Goethes: „Viel vermag die Pflicht; unendlich mehr — die Liebe!" — Die Unvollkommenheiten unseres Strafvollzuges liegen weniger im System als vielmehr in der Lieblosigkeit, mit welcher der moderne Staat, mit welcher unser ganzes modernes Dasein den Menschen zum Objekt einer Betriebsmechanik herabwürdigt! Das trifft nicht nur den Gefangenen so schwer, sondern auch den Beamten, den Angestellten überhaupt! Wie oft habe ich nicht nur von den unteren, sondern auch von höheren Beamten seufzen hören: „Im Grunde sind wir ja nur Mitgefangene! Auch uns rädert diese zu peinlichster Exaktheit ausgeklügelte Staatsmaschinerie tagaus, tagein mit ihrem grauenvoll eintönigen Takten langsam zu Tode!" — In der Tat: die Tätigkeit eines solchen Strafvollzugsbeamten ist an und für sich nicht sehr schwer im Vergleich mit manchen anderen Berufen in der sogenannten Freiheit da draußen. Was sie auf die Dauer so zermürbend macht, das ist eben dieses Mit-Trotten-Müssen im Gang eines Getriebes, das nun einmal — darüber kann auch die humanste Theorie nicht wegtäuschen — ausgedacht ist, um Menschen zu quälen. Es gibt nun einmal keine ernsthafte Strafe ohne Qual; ebensowenig wie es ein Pelzwaschen ohne Naßmachen geben kann. Das einzige, was einen Beamten darüber hinausheben und ihm sein verhaßtes Amt freudiger gestalten, ja geradezu verklären könnte, das ist die aus angeborenen Eigenschaften des Herzens sich ergebende Einstellung zu den Gefangenen oder doch zu vielen dieser Unglücklichen, wie sie etwa dieser Aufseher gefunden hatte, der mich am ersten Tage in jene Gemeinschaft der Verworfenen aufzunehmen hatte.

Ich trug noch meine Zivilkleidung, und deshalb führte der Beamte mich, nachdem ich an der vom „Hausl" gereichten Kostschüssel voll Mehlsuppe appetitlos aber gehorsamst ein wenig herumgelöffelt, zuerst im Geschwindschritt durch düstere Gewölbe und dann durch den alten Arkadenhof des Klosters in die Bekleidungsabteilung, wo man seine mitgebrachte Herrengarderobe ablegt, um die Zuchthausmontur nebst entsprechender Wäsche dafür anzuziehen. Und hier empfing mich wieder der „Hausl" und gab mir mit trübseliger Miene kurz angebundene Weisungen: alles ausziehen und in das Bad steigen, das bereits in einer Vertiefung des Zementfußbodens bereit stand! An einem Pulte stand ein hö-

herer Beamter, der über alle meine Effekten ein Protokoll aufnahm. Auch er schien barsch und undurchdringlich-sachlich. Und doch war das auch bei ihm nur die offizielle Amtsmiene, die er vornahm, solange er nicht wußte, wes Geistes Kind der neue Ankömmling sei, und ob dieser es verdiene, anders als streng-amtlich behandelt zu werden. Es waren ja im Jahre 1919, nachdem die Münchner Räterepublik durch Waffengewalt beseitigt worden war, kommunistische und andere politische Gefangene zeitweise hier untergebracht gewesen, die den Beamten das Leben so sauer wie nur möglich gemacht hatten. Es bestand daher ein heftiges Mißtrauen gegen politische Häftlinge, worunter zunächst auch ich zu leiden hatte. Drum waren der Oberverwalter wie auch die Aufseher vor mir auf ihrer Hut, bis sie mich näher kennengelernt. Bei näherer Bekanntschaft zeigte sich dann auch sehr bald, daß dieser Verwalter bei den Gefangenen ebenso beliebt war wie jener Aufseher, und das, obwohl er noch von der „alten Sorte" war, d. h. aus der Zeit vor der Revolution, wo noch körperliche Züchtigung in den Zuchthäusern gebräuchlich war und alle Gefangenen mit „du" angeredet werden mußten. Doch abgesehen davon, daß sie diesen Beamten aufrichtig gern hatten, legten die Gefangenen auf seine Gunst speziell auch deshalb so besonderen Wert, weil er das Bekleidungswesen unter sich hatte. Die meisten Zuchthäusler sind eitel. Obgleich sie nur von wenigen Beamten und sonst nur von ihresgleichen, niemals aber von Frauen gesehen werden, sind sie doch sehr darauf aus, möglichst „elegant" ausstaffiert zu sein und möglichst neue, gutsitzende Joppen, „Spenzer" genannt, Beinkleider und Schuhe zu erhalten. Die Abstufungen in der gegenseitigen Wertschätzung sind auch hier stark durch die äußere Aufmachung bedingt. Ob einer „fein in der Schale" ist oder als „schlamperte Drecksau" daherkommt: das macht sehr viel aus in der Beurteilung der Schicksalsgenossen; ebenso auch, ob einer über gewisse „weltmännische" Eigenschaften verfügt, ob er ein „kavaliermäßiges" Benehmen hat, gewandt zu reden versteht, womöglich fremde Sprachen beherrscht und vor allem, ob er wegen eines der für „gentlemanlike" geltenden Verbrechen da ist, also z. B. wegen großzügiger Hochstapeleien, Bank- oder Juwelier-einbrüchen, Fassadenklettereien, wobei Rekordsummen erbeutet wurden usw. Kurz, das Kapitel „Zuchthauseitelkeit" ist psychologisch recht interessant, wenn auch ich persönlich schlecht dabei abschnitt, denn politische Verbrecher, kommunistische Heroen wie Hölz kaum ausgenommen, rechnen nicht für „voll" und sind — „beßerne Leut" heißen sie im ironischen Zuchthausjargon — wenig geschätzt, wohingegen Mussolini hier aufs höchste bewundert wurde, und zwar weil er, der hochgewaltige Diktator, sich nicht schämt, offen zu gestehen, daß auch er einmal ein armer Teufel war, den man gelegentlich eingesperrt hat. Das schmeichelt der Eitelkeit des Zuchthäuslers in hohem Maße. Eines der begehr-

testen Bücher der Anstaltsbibliothek war das „Brevier eines Weltmannes" von O. A. H. Schmitz; das sagt alles!

So war es denn also für mich keine so gleichgültige Sache, was jener Vorstand des Bekleidungswesens mir am ersten Tage für eine „Schale" auf den Leib verpassen ließ, nachdem gewisse äußerst peinliche Prozeduren, wie z. B. Untersuchung sämtlicher Körperöffnungen auf etwa eingeschmuggelte Uhrfedersägen, Fahndung auf Ungeziefer, das in den Polizeiarresten ja so häufig ist und von dort her hier oftmals eingeschleppt wird, usw. überstanden waren. Die erste Montur, in die man mich steckte, hätte mich bei meinen Leidensgefährten sicherlich der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt. Es war eine von jenen ausrangierten Schützengrabengarnituren, von denen es im Zuchthaus hieß, sie stammten von den aus Massengräbern exhumierten Gefallenen. Zum Glück war's nur ein Schreckschuß. Der gute Hausl wechselte einen schalkhaft bittenden Blick mit dem Verwalter, den dieser auch richtig verstand: „Herrschaft noch einmal! Ist dir vielleicht nicht gut genug für den da? Ich kann doch nicht einem jeden einen auf Seide gearbeiteten Smoking liefern! Aber wenn du meinst, so tu halt was Besseres her!" — Mit sichtlicher Freude brachte der brave Hausl daraufhin einen heimlich schon verstecktgehaltenen funkelnagelneuen Anzug: hellhavanna-brauner Spenzer (Joppe) und Hosen, zu denen das Grau einer wollenen Weste koloristisch geradezu pikant wirkte. Nur der schwarze Kragen störte das geschmackvolle Farbenensemble etwas: er ist das Kennzeichen des Zuchthäuslers, das ihn von den „grünen Jungen" unterscheidet; denn in den bayrischen Gefängnissen sind die Rockkragen grün. Darauf wurden meine Zivilkleider in einen Mottensack gesteckt, der Inhalt meiner Taschen in Papierumschläge versiegelt, und der Aufseher nahm mich wieder in Empfang, um mich nun durch ein Labyrinth von Fluren und Treppen zum Anstaltsarzt zu führen.

Hier traf ich nun zum erstenmal mit meinen Leidensgefährten zusammen. Vor dem Ordinationsraume des Obermedizinalrates standen sie wie Soldaten in zwei Gliedern auf dem Flur: alle die Leute, welche sich heute früh beim Aufsperren der Zellen und Schlafsäle als krank zum Arzt gemeldet hatten. Unter den Augen zweier Aufseher mußten sich manche von ihnen hier auf dem Flur schon bis aufs Hemd entkleiden, damit die Untersuchung möglichst wenig Zeit in Anspruch nahm, und auch ich wurde angewiesen, das gleiche zu tun. So stand ich lange wie ein mittelalterlicher Büßer, wie Kaiser Heinrich IV. im Schloßhofe von Canossa, gleichsam im Bußhemd auf dem Steinboden des Flures. Zum Glück war's ein heißer Julitag. Später, im Winter, kam mir dieser Brauch einigermaßen eigentümlich vor, da der Flur nicht geheizt, die Fenster oft hoch hinauf zugefroren und unter den Patienten manche waren, die an Schwindsucht litten. Ich hatte somit gleich am ersten Tag Gelegenheit, alle Vorurteile, die ich von

draußen mit hereingebracht, aus meinem Herzen zu verbannen. Die Situation, in welcher ich hier stand, kam mir für einen „gebildeten" und „angesehenen" Mann doch empörend herabwürdigend vor. Aber als ich merkte, daß hier kein Mensch etwas dabei fand, verlor sich auch aus meiner Brust das Gefühl der Schmach, und ich begann ganz unbefangen mir die Leute anzusehen, mit denen ich nun in Schicksalsgemeinschaft meine Tage, vielleicht den Rest meiner Tage hinbringen sollte. Ich staunte über die Heiterkeit, mit der die meisten, die doch überdies krank waren, dies stundenlange Stehen abmachten. Sie gaben sich unter Lachen und Grimassieren allerhand Zeichen und nutzten jeden unbewachten Moment aus, um verbotenerweise hastig miteinander zu flüstern. Es handelte sich hauptsächlich um Schnupf- und Kautabak, jene höchsten Kostbarkeiten des Zuchthäuslers, die sie voneinander erbettelten oder gegen Versprechung von Brotrationen, Seife, Speck usw. einzutauschen versuchten. Die Aufseher fuhren manchmal mit einem Schweigebefehl dazwischen, aber doch nicht gar zu unerbittlich. Sie wissen eben, daß die Leute leichter zu lenken sind, wenn man ihr unbezwingliches Mitteilungsbedürfnis nicht bis zur Unmenschlichkeit erdrückt. Ganz wunderliche Ergebnisse brachte das Studium der Physiognomien, zu welchem ich hier ja gleich genügend Zeit hatte: manche wirkten wie ungezogene Kinder, wie große Lausbuben, die meisten ganz alltäglich, wie all die Durchschnittsmenschen, denen man im Leben draußen auf der Straße begegnet, nur wenige waren als Psychopathen gekennzeichnet, und eine eigentliche „Verbrecherphysiognomie" war überhaupt nicht darunter.

Der Anstaltsarzt, ein ruhiger, alter Herr, behandelte mich nicht anders wie einen Privatpatienten auch und stellte gleich in Aussicht, daß er im Hinblick auf mein fortgeschrittenes Lebensalter mir jede Erleichterung zukommen lassen werde, die er dienstlich verantworten könne. Auch dieser alte Medizinalrat war bei den Gefangenen durchaus populär. Sie wußten, daß er sich im stillen alle Mühe gab, den Kränklichen, Schwächlichen, Alternden unter ihnen ihr trauriges Los so sehr zu erleichtern, als es ihm die Sparsamkeitsbestrebungen der Verwaltung irgend gestatteten. Er ließ blutarme oder ausgehungerte Leute als Helfer in die Küche versetzen, wo sie sich an Fett und Milch wieder aufpäppeln konnten, und nahm Hinfällige, auch wenn sie nicht eigentlich krank waren, in die Krankenabteilung auf, damit sie durch Ruhe und bessere Kost wieder zu Kräften kämen. Als Krankenpfleger hatte er einen älteren Gefangenen ausgebildet, den ich auch gleich an diesem ersten Tage hier kennenlernte, als er mich aufforderte, die Wage zu besteigen, und mein Gewicht feststellte. Ich bemerke gleich, daß ich vier Jahre später, als ich entlassen wurde, abermals gewogen worden bin, und daß ich mehrere Kilo zugenommen hatte. Die mir unzuträgliche Suppenkost und der Mangel an ausreichender

Bewegung hatten mir eine lebenbedrohende Herzverfettung zugezogen. — Der Krankenpfleger hieß Lüngl und war ein schnurriger Kauz, der meine besondere Sympathie schon um deswillen auf seiner Seite hatte, weil es mir immer Vergnügen gewährte, auf solche Leute zu achten, die „ihrem Namen Ehre machen". Ein Mensch, der von Beruf Heilgehilfe, Bader und Krankenpfleger ist und dabei Lüngl heißt, paßte ganz in meine spleenige Sammlung solcher Typen; ebenso wie der Schneidermeister Zurwesten, der Molkereibesitzer Schlegelmilch, der Hofzahnarzt Reißner, der Apotheker Brüchweh, der Friedhofsoffiziant Wehsarg und Herr Storch, der Vorsitzende des Ortsverbandes der Kinderreichen, die ich alle in München festgestellt hatte; wogegen Leute wie der Pferdemetzger Stier, der Schornsteinfeger Weißkopf, der Weißbinder Schwarz, die Hebamme Barbara Schwerdtgeburth sich, ungeachtet ihrer sonstigen staatsbürgerlichen Trefflichkeit, meine ausgesprochene Antipathie zugezogen hatten durch die stilwidrige Unstimmigkeit, in der sich ihr Beruf zu ihrem Namen befindet. Lüngl war ein kleiner, krummer Kerl, schon grau von Haar und Bart, der immer mit einer Klistierspritze oder ähnlichem Amtszeichen unterm Arm auf klappernden Schlappen dahergewuselt kam, genau anzusehen wie der Mime im „Siegfried". Er war schon zwei- oder dreimal rückfällig, und zwar jedesmal wegen jenes Verbrechens, welches, wie Maximilian Harden einmal bemerkte, das Strafgesetzbuch „beinahe poetisch das gegen das keimende Leben nennt". Bei den Mitgefangenen war er ungemein hoch geschätzt, denn er war derart in den Betrieb des Zuchthausspitales eingeweiht, daß er ihn, von schweren Fällen abgesehen, ziemlich selbständig und allein erledigte. Er konnte also gar manche Wohltaten gewähren. Er war dem Medizinalrat im Laufe der Jahre fast unentbehrlich geworden und erhielt denn auch, wenn er in dessen Wohnung und Küche Aufwärterdienste verrichtete, Zigaretten und manches Fläschlein Bier, manchen guten Happen und manchen Schnaps zugesteckt. Als er zur Entlassung kam, sagte der Medizinalrat zu ihm: „Es ist unerhört, Lüngl, daß du mich im Stiche läßt, wo jetzt gerade so viel zu tun ist!" — „Nur keine Angst, Herr Obermedizinalrat!" erwiderte Lüngl. „Ich komm schon wieder!" — „Aber bald, Lüngl, aber bald!" — „Keine Sorge, Herr Obermedizinalrat! Solang 's noch Bauernmadl gibt, die keine Kinder kriegen wollen, kommt der Lüngl alleweil wieder daher!"

Vom Arzt ging's wieder durch ein Labyrinth von Treppen und Fluren zum Oberlehrer. Das war nun ein urgemütlicher alter Herr, der bei den Gefangenen sich unbeschränkter Zuneigung erfreute. Wo er nur erschien, heiterten sich die trübseligen Gesichter auf, und selbst die wildesten Burschen grinsten schon in Erwartung eines guten oder schlechten Witzes. Er war einer von jenen Glücklichen, deren Humor nicht umzubringen ist, selbst im Zuchthause nicht, und die sich auch durch die Beschwerden des nahen-

den Alters und durch die Mahnungen der Ärzte den Geschmack an einem guten Tropfen nicht verderben lassen. Zu seinen Amtspflichten gehörte es nicht nur, den jüngeren Gefangenen Fortbildungsunterricht zu erteilen, sondern auch der Gesamtheit Sonntag nachmittags in der Kirche Vorträge zu halten. Er war ein geborener Bayreuther und daher begeisterter Wagnerianer, weshalb er sich in seinen Vortragsfolgen eifrigst bemühte, den Zuchthausinsassen das Lebenswerk und die Bedeutung Richard Wagners verständlich zu machen und ihnen von der Herrlichkeit der Bayreuther Aufführungen ausführlich zu erzählen. Aber auch wenn er über die vorschriftsmäßigen Nützlichkeitsthemen wie z. B. rationelle Viehzucht, Düngerkunde, Moorkultur Vortrag hielt, wußte er so viele Anekdoten und Kalauer einzustreuen, daß die ganze Besatzung der Anstalt, die aufsichtführenden Beamten eingeschlossen, den Kirchenraum mit dröhnendem Gelächter erfüllten. Er machte sich auch nichts daraus, wenn einmal ein recht gewagter Kalauer von den Herren Zuchthäuslern mit einem schmerzhaften „Au!" quittiert wurde. Er wußte ja aus Erfahrung: die schlechtesten Witze sind die, über welche am meisten gelacht wird. Und darauf kam's ihm an: diese unglückseligen, oft an schwersten Melancholien leidenden Menschen sollten auch einmal wieder lachen können! Bei seinen Zellenbesuchen, die er allmonatlich bei jedem von uns Einzelhäftlingen abzustatten hatte, erschien er regelmäßig mit einem fröhlichen „Grüß Gott!" Und dann kam gleich eine spaßige Geschichte hinterher, oder er zog die neueste Nummer eines Witzblattes aus der Tasche und las etwas zum Totlachen daraus vor. Kurz, er folgte durchaus der weisen Staatsmaxime von Sullivans „Micado": „Es sorgt die hohe Obrigkeit für größte Heiterkeit!"

Das war natürlich durchaus nicht im Sinne der Dienstvorschrift; aber es zeugte von einem viel tieferen psychologischen Verständnis als dasjenige ist, welches in diesen Vorschriften von den Hochgebietenden am grünen Tisch niedergelegt wurde. Gar manche explosionsgefährliche Stauung von Rachegefühlen, wie sie sich zwischen Sträflingen und Strafenden naturgemäß immer wieder einstellen muß, wird durch solche humorvolle Entlastung der gepreßten Seelen entspannt, ehe sie sich in verderblicher, nur allzuoft blutiger Weise Luft machen kann. Der Lehrer war daher — und das steigerte seine Popularität bis zur Polhöhe — er war bei der vorgesetzten Behörde nicht sonderlich gut angeschrieben, machte sich aber nichts daraus, denn er stand an der Altersgrenze und hatte sich bereits in einem der berühmten Weinorte am Main einen behaglichen Ruhesitz gekauft. Wenn er an Feiertagen mit der von ihm ausgezeichnet geleiteten Sängerriege kleine Chor- und Quartettkonzerte veranstaltete, kam es oft vor, daß er selbst als Baritonsänger mit in den Chor oder in das Quartett der Gefangenen eintrat und mit seinen Zuchthäuslern die

schönen, lieben, alten Volks-, Trink- und Liebeslieder a cappella anstimmte, daß es durch die geöffneten Fenster weit in den grünen Steigerwald hinaus schallte und die im Auto vorbeifahrenden Berliner witzelnd den Gefängnisaufseher Frosch aus der „Fledermaus" zitierten: „'n fideles Gefängnis!" — Übrigens folgte er mit seiner kameradschaftlichen Sangesfreudigkeit nur dem Beispiele des gefürchteten Vorstandes der ganzen Anstalt, von dem noch die Rede sein wird, den ich aber an diesem ersten Tage noch nicht kennenlernen konnte, weil er, wie auch der Anstaltsgeistliche, gerade beurlaubt war, weshalb ich von seinem Stellvertreter in Empfang genommen und auf dessen Anordnung zunächst in strenge Einzelzellenhaft überführt wurde.

Der Weg dahin ging durch den weiten Anstaltsgarten, in dem da und dort Gruppen von Gefangenen unter Leitung bewaffneter Aufseher arbeiteten; denn der Zellenbau liegt für sich allein außerhalb des ehemaligen Klosterbezirkes in einem Wiesental. Ein herrlicher Sommernachmittag leuchtete über den üppig blühenden Nelken- und Rosenbeeten des Gartens und überspannte mit seinem prangenden Blau die sanft geschwungenen Buchenhöhen ringsum. Nur ein letzter, kurzer Blick ins schöne Land der Freiheit — und dann eisige Kälte aushauchende Quadermauern, klirrende Gitter, rasselnde Riegel: die Zellentür hat sich hinter mir geschlossen — für 12 Jahre! — —

Der Humanitäts-Saustall

Das Zuchthaus ist ja unter dem Einfluß moderner Humanitätsphraseologie schon stark „entartet". Es gibt kein Kettengerassel mehr, keine Eisenkugeln an den Füßen, keine körperliche Züchtigung, keine Brandmale, keinen Dunkelarrest, keinen Mangel an Nahrung, Wärme, Luft, Licht, Bewegung, Lektüre, kein Ungeziefer, kein Schimpfen und nur wenig Schikane; dagegen herrscht — in Deutschland selbstverständlich — peinlichste Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe. Ärzte, Geistliche, Lehrer, überhaupt alle Beamten wetteifern in dem Bestreben, zu zeigen, daß sie sich die neuesten Anforderungen der Humanität zu eigen gemacht haben und zu verwirklichen bestrebt sind. Nur im Scherz sprach noch gelegentlich ein Beamter aus der früheren Zeit von dem „neumodischen Humanitäts-Saustall", wenn von diesen Reformen die Rede war, die er übrigens selbst in seinem Ressort gewissenhaft durchführte. Ein Gefangener, der „sich gut führt" und keine Widersetzlichkeit gegen das nun einmal Unvermeidliche erkennen läßt, hat es scheinbar jetzt gar nicht mehr so arg schlecht, denn auch die Zwangsarbeit wird ihn nicht umbringen, da die Zuchthäuser große Mühe haben, überhaupt noch Arbeitsaufträge hereinzubekommen. Die Parlamente, von der Konkurrenzangst der Geschäftswelt bestürmt, wachen eifersüchtig darüber, daß nur solche Ar-

beiten übernommen werden, die draußen niemand mag, weil sie sich nicht lohnen: Sackflicken z. B., womit auch ich mich in meiner Zelle erlustieren durfte. Allein dieser Schein eines Phäakendaseins trügt. Die Strafanstalt ist auch so noch ein „Ort der Qual" und wird es bleiben, auch wenn sie noch so „human" ausgestaltet werden sollte, ist es und bleibt es auch für jene Ärmsten, denen sie keine Entbehrungen aufzuerlegen scheint, weil sie in ihrem Jammerdasein draußen noch viel mehr entbehren müssen. Hier, im „Hause", kann sich doch jeder wenigstens satt essen, hat Bett, Wäsche, Bad, warme Kleidung, Verarztung, Bücher, alles Dinge, die ihm draußen oft nur erreichbar sind, wenn er sie — stiehlt.

Es ist für solche, die nicht selbst längere Zeit als Bestrafte im Zuchthaus waren, nicht leicht herauszubekommen, was das eigentlich Quälende ist, das manchen zum Wahnsinn, zum Selbstmord treibt. Keinesfalls ist es das „Gewissen" und noch weniger das Bewußtsein der „Ehrlosigkeit". Wie schon Dostojewski geschildert hat, schützt sich das Bewußtsein des Verdammten automatisch meist selbst gegen die seelischen Qualen der Ehrlosigkeit, Verachtung und Schande durch eine ausschweifend phantastische Wolke von Träumen, in denen jeder sich, wenn auch nicht gerade als ein unschuldig Verfolgter, so doch als „leider schwacher" oder durch die Tücke anderer in Versuchung und Elend geführter, ja als ein zum Verbrechen gezwungener Mensch vorkommt. Nach wenigen Jahren schon haben diese Träumereien, die der Ärmste sich selbst und anderen unendliche Male vorerzählt hat, jede reale Vorstellung des wirklichen Sachverhaltes völlig verdrängt und umgeben ihn als eine wohlige, leuchtende Schutzaura, die er durch extravagante Großsprecherei noch immerfort dichter und strahlender gestaltet. Ist er Hysteriker — und das sind ja die meisten —, so geht er schließlich einher, als ob er einen Heiligenschein ums Haupt trüge. Haben sie Gelegenheit miteinander zu sprechen, so überbieten sie sich daher geradezu in Großsprechereien; keiner glaubt sie dem andern, aber keiner läßt sich darin beirren, denn diese Schutzhülle zerreißen, wäre augenblicklicher Zusammenbruch. Ich habe mich daher von den langjährig Eingekerkerten, mit denen ich in den Freistunden zu promenieren hatte, stets geduldig anlügen lassen, obwohl man mich für einen ausgemachten Trottel hielt, weil ich diese Aufschneidereien zu glauben schien; aber ich fühlte, daß ich diese Unseligen nur noch unseliger machen würde, wenn ich ihnen dies illusionistische Narkotikum entzöge.

Das Dasein in dieser Welt der absoluten Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit ist uns ja meist überhaupt unerträglich, sobald uns die Narkotika entzogen sind, mittels deren wir uns über ihr eigentliches Wesen hinwegtäuschen. Der Gefangene — ich meine immer nur den auf viele Jahre oder hoff-

nungslos Eingesperrten — entbehrt aber alle Betäubungsmittel, welche das Dasein in dieser mechanistisch entseelten Welt allein noch erträglich machen für alle die, welche nicht eine andere, eine geistige Welt in sich tragen. Wenn der circulus vitiosus zwischen entseelender Büro-, Betriebs-, Maschinenfron und seelenbetäubender Narkotisierung einmal nur kurze Zeit unterbrochen würde, so wäre das ganze Weltsystem aus den Fugen, auf dem unsere rationalisierte Höchstzivilisation beruht. Es wäre einfach alles aus! Der Mensch würde augenblicklich die namenlosen Qualen ungemindert empfinden, welche mit der Hinmordung seiner Seele verbunden sind und die nur unempfunden bleiben, solange der Mensch hinreichend stark narkotisiert ist. Dieses plötzliche Bewußtwerden des ständigen Zu-Tode-gequält-Werdens müßte die Menschheit in Raserei versetzen. Sie würden das unsichtbare System von Abhängigkeiten zerschmettern und diejenigen mit, welche sie in dieser Abhängigkeit halten.

Das zu beobachten hat man im Zuchthause sehr oft Veranlassung. Namentlich wenn neue „Zugänge" eingeliefert werden, bei denen die Entziehung der Narkose soeben erst eingetreten ist. Fast alle Neulinge haben zuerst ein Stadium durchzumachen, wo sie mehr Rasenden und Irren, als „vernünftigen" Menschen ähneln.

Narkose

Zu den Betäubungsmitteln gehören aber nicht nur die Rauschgifte wie Alkohol, Nikotin, Kokain usw., nicht nur die gröberen und feineren geschlechtlichen Delirien, nicht nur die erotischen und sonstigen Exzesse des Phantasielebens, welchem ja von einem gewissen Unternehmertum durch höchst zweckentsprechende Literatur so brünstig eingeheizt wird, sondern viele Dinge, die man erst als solche Betäubungsmittel kennenlernt, wenn man im Gefängnis Gelegenheit gehabt hat, Menschen zu beobachten, welche lange Zeit ohne dieselben existieren müssen. Dazu gehört z. B. der „Großstadtbetrieb"; ihm entrückt zu sein, verursacht bei vielen Großstadtmenschen, auch wenn sie nicht gefangen sind, schon nach kurzer Zeit Psychosen, kann bis zum Trübsinn und bei entsprechender Prädisposition bis zum Selbstmord führen. Sie können ohne diese sich täglich und nächtlich überstürzenden, geräuschvollen Nichtigkeiten nicht mehr existieren. Ich habe Gefangene kennengelernt, ungebildete, wie solche mit „besserer Schulbildung", welche es absolut nicht ertragen konnten, einsam zu sein. Stille und Schweigen, des Weisen, des Beters höchste Labung, sind dem Großstadtmenschen Folterqualen. Er bricht im Gefängnis oft schon nach wenigen Tagen in Weinkrämpfe aus, ißt nichts mehr und beginnt zu rasen, wenn man ihn nicht alsbald aus der Einzelhaft in die Gemeinschaftsräume überführt, wo er mit anderen den Schlaf- und Arbeitsraum teilt. Wer das leidenschaftliche Klatsch-,

Quatsch- und Tratschbedürfnis beobachtet, welches nicht nur das großstädtische Proletariat, sondern auch den großstädtischen Intellektualisten beherrscht, im Gegensatz zum schweigsamen, heimtückerischen Bauernstande, wer die unbezähmbare Gier kennt, mit welcher der Großstadtmensch darauf aus ist, immerfort Neues, immerfort „das Neueste" zu wissen, zu tragen, zu genießen, wird ungefähr ermessen können, welche Qual es verursacht, derartige Betäubungsmittel entbehren und die entsetzliche geistige Öde eines gehaltlosen Daseins mit ungeschwächter Wucht ausstehen zu müssen.

Kein Vergehen gegen die Hausordnung muß so oft gestraft werden, als die Verletzung des Sprechverbotes. Wer es nicht erlebt hat, kann sich's gar nicht vorstellen, mit welcher Gier diese armen Menschen, trotz der schrecklichen Strafen, darauf aus sind, wenigstens ein paar hastige Worte mit einem Vorübergehenden oder mit einem Vordermann beim Spaziergang zu tauschen. Man sollte denken, sie hätten die wichtigsten Dinge auf dem Herzen — aber nein, was sie zu sagen haben, ist an und für sich etwas ganz Gleichgültiges, sowohl für den Sprecher wie für den Zuhörer; es ist der Drang, nur eine Minute lang einmal die zermürbende Öde des Daseins nicht empfinden zu müssen, in welche der entgeistende Weltbetrieb den heutigen Menschenmassen das „Leben" verwandelt hat, indem er ihnen die reiche Innenwelt raubte, welche, wie z. B. die Märchen und Volkslieder bezeugen, einst gesundes Volkstum erfüllte. In habe in Kreisen der „Bevorzugtesten" von heute Männer und Frauen kennengelernt, denen es unmöglich war, selbst im Erholungsaufenthalte, im Bade, im Sanatorium, auch nur einen Tag ohne Telephon zu sein; sie mußten immer, wenn sie nicht verrückt werden wollten, die Möglichkeit haben, sich durch einen Schwatzüberfall auf irgendeinen Mitmenschen über ihre innere Verwahrlosung hinwegtäuschen zu können. Es hat mich jedesmal geradezu erschüttert, wenn mir im Zuchthause ein intelligenter Großstadtmensch als Begleiter beim Spaziergang zugewiesen wurde, welcher in jahrelanger Einzelhaft dieses unentbehrliche Narkotikum nicht genossen hatte. Diese Leute explodierten förmlich in lauter Wortschwall, wie ein entfesselter Wildbach stürzten die Schwatzstrudel über mich her, und es dauerte meist mehrere Tage, bis die Ärmsten sich so weit entlastet hatten, daß sie anfingen, auch allmählich auf das zu hören, was ich ihnen etwa zu sagen hätte.

Anderen, vorwiegend unter „Gebildeten", ist die „Arbeit" im modernen, nervenmordenden Sinne, ist das „Geschäft", ist der „Betrieb", das Wett- und Karten-, das Börsenspiel ein Narkotikum, ohne welches sie das Dasein nicht mehr ertragen können. Man kennt ja auch außerhalb der Kerkermauern jene übermäßig betriebsamen Männer und Frauen der sogenannten besseren Kreise, die sofort zusammenklappen, wenn das betäubende Rattern des

amtlichen, geschäftlichen, geselligen Betriebes, das sie bisher nie zu sich selbst kommen ließ, plötzlich aufhört. Wenn der Mensch dieses Types zu sich selbst kommt, so ist die Katastrophe jedesmal fertig: er erlebt sich dann als die von den widerlichsten Verderbnismächten durchwimmelte Leere, er wird „nervenleidend", er muß ins Sanatorium. Was aber macht er im Zuchthaus, wo er kein Motorrad, keine Börse, keine Sitzungen, keine Spekulationen, kein Jeu, keinen Sport, keine Jagd nach Erfolgen, nicht einmal jene so schwer beseufzte und doch so unentbehrliche ständige „Überarbeitung" hat, die ihm draußen das Entsetzliche ersparte, mit sich selbst allein sein zu müssen?

Und doch — sollte man's glauben! — selbst das Aufhören der Sexual- und Alkoholnarkose ist für den Gefangenen meistens nicht entfernt so quälend, wie das Ausbleiben der Nikotinbetäubung. Die Zigarette scheint in der Tat ganz unentbehrlich zu sein, wenn die Menschheit dieses letzten Zivilisationstypes nicht verzweifeln soll. Aus der Zigarette saugt er sich am schnellsten jene einlullende Benebelung, die ihm den Abgrund des Ewig-Leeren verhüllt, in dem er, ein aus dem Lebensgrund Entwurzelter, unrettbar versinkt. Es hat etwas Schreckliches, wenn man sieht, was diese Unseligen alles anstellen, um sich hie und da doch einmal diesen wohlig verhüllenden Nebel über die Seele ziehen zu lassen. Schnupftabak und Kautabak, die einzig gestatteten Ersatzmittel für die Zigarette, gelten als des Gefangenen höchstes Gut. Er gibt nicht selten sein letztes Stück Brot dafür hin und hungert tagelang, wenn er sich nur eine kleine Quantität dieser Kostbarkeiten dafür eintauschen kann. Nichtachtend der scheußlichen Arreststrafe im Raubtierkäfig, stellen sie sich selbst Zigaretten aus bereits verkautem Priemtabak her, den sie mit Zeitungs- oder Packpapier umwickeln und mangels Streichhölzer mit einem Feuer anzünden, das sie sich nach Weise der Naturvölker durch stundenlanges Reiben von Holzstücken verschaffen. — Letzteres erzählte man mir wenigstens. Niemand, der die Verhältnisse kennt, würde sich erstaunen, wenn wegen einer Zigarette gelegentlich einer den andern erwürgte.

Das stärkste Narkotikum aber, das hier fehlt, ist doch vielleicht das Bewußtsein der „Freiheit", der Wahn, „frei" zu sein. Es wird ja oft gegen die humanere Gestaltung des Strafvollzuges eingewendet, daß eine allzu milde Behandlung für viele arme und ärmste Teufel geradezu eine Verlockung zum Verbrechen bedeute; aber dieser Einwand ist für jeden hinfällig, der je erfahren hat, was der Entzug der Freiheit für jeden Menschen bedeutet! Auch im Zuchthaus, wie es seither war, ist keines der vielen Zuchtmittel für den Betroffenen so quälend wie der Verlust der „Freiheit". Bei jedem, beim einen schon nach Monaten, beim anderen vielleicht erst nach Jahren, tritt unfehlbar jene entnervende Kerkerpsychose ein, gegen welche auch ich oft schwer anzukämpfen hatte und die darin besteht, daß der Freiheitsdrang sich bis zur

Raserei steigert. Nicht selten kann er erst in Untaten des Wahnsinnes, in Selbstmordversuchen, in Angriffen auf harmlose Beamte, in wütigem Zertrümmern der Zelleneinrichtung „abreagiert" werden. Wie oft hört man des Nachts das langgezogene Wolfsgeheul eines von diesem Freiheitswahn Befallenen durch die hohe Halle des Zellenbaues klagen, oder wie einer loskreischt: die grauenvollsten Flüche auf Gott und die Welt in sinnlos tobendem Freiheitsverlangen. Und doch ist die „Freiheit", welche ihm so verlockend erscheint, nichts als eine Fata Morgana ohne jede reale Beziehung zur wirklichen, ach, doch auch so unfreien Welt, ein Haschischtraum, eine Narkose.

So ist denn der langjährig Eingekerkerte das Opfer unzähliger „verdrängter Komplexe", ja, er ist sozusagen selbst ein einziger „verdrängter Komplexe", insofern jede Art von „Libido" ihrer Befriedigung beraubt ist und fieberhaft nach unnormalen Auswegen sucht. In die Leere seines Inneren stürzen die „Dämonen" und treiben darin ihr Wesen. Schon Mephisto gesteht ja, er liebe sich „das ewig Leere". In dem entgeisteten Menschen, wie er aus dem einseitig-technischen Zivilisationsmechanismus hervorgeht, steht diese Leere, dieser Lieblingstummelplatz allen Teufeln sperrangelweit offen. Er wird ein „Besessener". Während nun aber bei dem in äußerer Freiheit befindlichen Besessenen, wenn er wohlhabend genug ist, ein Sanatorium aufzusuchen, der Psychotherapeut, der mit seiner Persönlichkeit in die von „Dämonen", oder wie man das nennen will, in Besitz genommene Leere eintritt, die Angriffe der „bösen Geister" auf sich lenkt und an ihrer Stelle neuaufbauende, „erbauliche" Heilskräfte in die Leere einströmen läßt, bleibt hier im Kerker der Besessene sich selbst überlassen und den Verderbensmächten, die sich ungeniert in ihm erlustieren. Er wird ein unverbesserlicher Ruhestörer, ein Aufsässiger und endlich auch ein Ausfälliger, der immer und immer wieder wochenlang in den Arrestkäfig wandert, wo alle Bedingungen gegeben sind, seinen Zustand bis zum Äußersten zu verschlechtern. Wenn ihn da nicht eines Nachts einer der Dämonen, von denen er besessen ist, erwürgt, d. h. wenn er nicht Selbstmord begeht, so verbringt man ihn wohl schließlich zur Beobachtung in eine psychiatrische Station, wo man ihn vorübergehend beruhigen, aber selten heilen kann.

Es ist nicht zu glauben, wie viele langfristige Gefangene und mit welcher Gier sie sich auf spiritistische oder mediumistische Literatur stürzen, weil sie, wie sie sagen, dort eine Erklärung zu finden hoffen für die ihnen unbegreiflichen Vorgänge in ihrem Inneren. Die narkotischen Verschleierungen sind gefallen; die Ärmsten sind gewahr worden, was für Wesenheiten in ihrem Inneren herrschen. Entsetzt wollen sie vor sich selbst flüchten! Aber wohinaus? — Die Schreckgestalten der eigenen Brust treten ihnen von außen entgegen! Geisterarme umklammern, Geisterhände würgen sie! — Was rettet mich? Allmächtiger Gott, was rettet mich?! —

Blick durch's Judasauge

Wir sind also jetzt in der Abteilung für Zellengefangene, die in streng abgesonderter Einzelhaft gehalten werden müssen. Eine ungeheure Halle, auf deren Steinboden wir uns wie winzige Menschenkäfer vorkommen, türmt sich vor und über uns empor. Am anderen Ende der Halle, dem Treppenhaus, in dem wir uns befinden, gegenüber, steigt in der Schmalwand ein einziges himmelhohes Fenster empor, durch welches das Grün der Steigerwaldhügel und darüber ein Stückchen blauen Himmels sichtbar werden, und das nur von den schmalen Brücken unterbrochen ist, welche, vom Zentraltreppenhaus ausgehend, an allen Wänden der Halle entlang laufen. Ihre eisernen Geländer sind bis über Manneshöhe noch mit einer besonderen Stangenkonstruktion versehen, so daß sie nicht überklettert werden können. Denn so ganz leicht und vollständig gewöhnt sich ja schließlich mancher doch nicht hier ein; es ist schon öfters vorgekommen, daß sich einer über das Geländer in die Tiefe hinabgestürzt und auf dem Steinfußboden der Halle zerschmettert hat. Wie man denn überhaupt hier achthaben muß, alles außer Reichweite zu halten, was irgendwie zum Selbstmorden gebräuchlich sein könnte. Und wenn auch nicht alle der hier so häufigen Selbstmorde tödlich verlaufen, sondern oftmals mehr als Protestkundgebungen gemeint sind, so tut man doch gut, wenigstens die gräßlichsten Methoden des Selbstmordens zu verhüten; schon wegen der „Mordssauerei", die mit dem Körper-Zerschmettern und Pulsadern-Aufmachen usw. verbunden ist, und welche dann die Mitgefangenen unter Leitung der darob auch nicht gerade entzückten Beamten beseitigen dürfen.

Allein abgesehen davon — und von verschiedenem anderem — ist's hier offenbar doch ganz nett: Alles so sauber, gelüftet, ruhig, im Sommer kühl, im Winter behaglich durchwärmt, und an Sonntagen, wenn die Arbeitsgeräusche, die werkeltags aus den hundert Zellen dringen, schweigen, wirkt die ungeheure Halle fast so feierlich wie das Schiff einer Kathedrale. Auch jetzt herrscht eine nahezu weihevolle, ja fast ein wenig unheimliche Stille: es ist bereits Feierabend, nach 6 Uhr, die Abendkost ist ausgegeben, verzehrt, die Kostschüsseln sind wieder abgetragen, alle Zellen verschlossen, versperrt und verriegelt. Wir begleiten den Beamten mit der weißblauen Bayernkokarde an der dunkelblauen Mütze und mit silbernen Litzen an den Achselstücken der blauen Litewka auf seinem Rundgang. Er trägt Filzüberschuhe und schließt das Raubtiergitter, welches das feuersichere Treppenhaus mit den Büros von der Zellenhalle trennt, geräuschlos auf. Er soll ja, von den Gefangenen unbemerkt, Einblicke in die Zellen tun, namentlich in solche Zellen, deren Insassen im Verdachte stehen, irgend etwas zu tun oder zu planen, was wider die Hausordnung ist. Der eiserne Steg, auf dem wir nun in schwindelnder Höhe der obersten Etage

entlang schleichen, ist mit einem dicken Läufer belegt, so daß auch untertags, wenn hier Verkehr herrscht, die Fußtritte der ungefügen, dick benagelten Gefangenenschuhe nur ein dumpfes Dröhnen verursachen, das aber, wenn die gesamte Belegschaft z. B. zum Kirchgang ausrückt, zu einem unheimlichen Donnern anschwillt, das dem, der nicht dran gewöhnt ist, auf die Nerven geht.

Von Zelle zu Zelle führt uns dieser Steg. An jeder Tür, die nicht viel breiter ist als ein Sargdeckel, hängt eine schwarze Tafel mit der Grundbuchnummer und dem Vor- und Zunamen ihres Insassen, welche, wenn derselbe gerade im Spital, im Arrest, auf Transport oder — gestorben ist, umgedreht wird und mit ihrem leeren Schwarz einen verhängnisvollen Eindruck macht. Außer dem Namen zeigt die Tafel noch allerhand kabbalistische Zeichen und Ziffern, die an Freimaurersymbole erinnern. Der Eingeweihte nur weiß sie zu deuten; und sie sagen ihm recht viel. Er kann so ziemlich alles daraus ablesen, was für den täglichen Verkehr mit dem armen Sünder hinter der faustdicken, braungebeizten, eisenbeschlagenen Bohlentüre da wissenswert ist. Sogar über seine sittliche Qualität, seine Führung, seine religiöse Einstellung geben diese Zeichen dem Eingeweihten Auskunft. Da es schon Abend ist, steht vor jeder Tür ein Paar grober, in der Anstalt selbst aus selbstgegerbtem Leder selbstgezogener Kühe roh zusammengenähter Schuhe, und daneben liegt ein Kleiderbündel: der wollene „Spenzer", die Hosen und Hosenträger dürfen, wie erwähnt, nachts nicht in der Zelle bleiben, um Fluchtversuche zu erschweren. Obendrauf liegt aus gleichem Grunde ein Säckchen mit dem Eßbesteck, vorausgesetzt, daß dem betreffenden Gefangenen ein solches bewilligt ward und er sich nicht mit einem Holzlöffel durchfretten und seine Fleischration mit Fingern zerreißen muß.

Und hier auf der Tafel, vor der wir nun haltmachen, da steht's: nicht Schwarz auf Weiß, sondern Weiß auf Schwarz:

Nr. 2911
Fuchs, Georg

Wir haben keine Zeit, nach der Bedeutung der mystischen Zeichen zu fragen, welche diesen Namen umgeben, denn der Beamte legt bedeutungsvoll den Finger an die Lippen und schiebt die kleine Klappe geräuschlos beiseite, welche das unter der Tafel befindliche runde Guckloch bedeckt: das „Judasauge". — Du näherst dein Auge dem offenen Lichtkreis und erblickst — mich! Ja, mich, den nach Ausweis der Tafelschriftzeichen mit 12 Jahren Zuchthaus bestraften schweren Staatsverbrecher; mich, wie ich da drin auf einem rohen Holzschemel an einem rohen Holztischchen sitze, mit dem Rücken nach einem an der Wand hochgeklappten Eisenbette, und dieses Buch hier schreibe!

Ich merke nichts. Ich bin so tief in meine Innenwelt versenkt,

daß ich ahnungslos mit Schreiben fortfahre. Das vergitterte Zellenfenster, dessen Lichteinfall das Menschenauge am Judasauge zuerst ein wenig blendet, geht hoch über die Ummauerung des tief unten liegenden Hofes hinweg ins Tal der Ebrach hinaus, an deren Wiesenufern Scharen von Gänsen und Enten ein ohrenbetäubendes Geschnatter vollführen. Ich höre also nichts davon, daß da draußen vor meiner Tür jemand lauert. Man kann sich ruhig Zeit nehmen und mich samt meiner ganzen Umwelt in aller Gemütlichkeit besichtigen. Zwei Schritt breit und fünf Schritt lang ist der etwa $2\frac{1}{2}$ Meter hohe Raum. Die beiden Ecken rechts und links von der Tür kann man nicht sehen; ist auch gar nichts Sehenswertes da: rechts ein dickes Heizungsrohr; links eine hölzerne Sitzgelegenheit mit einem blitzsauber gehaltenen, schneeweißen Emailkübel darunter, dessen Reinhaltung eine der angenehmsten täglichen Ergötzungen in dem ja sonst nicht übermäßig abwechslungreichen Gefangenendasein bildet. Ebrach ist noch nicht auf der Höhe modernsten Strafvollzugkomforts angelangt; es hat noch keine Wasserspülung.

Alles andere aber, was in der Zelle ist, einschließlich meiner, sieht man mit genauester Deutlichkeit: über dem Tischchen den grünen Schirm über der Glühbirne, die an einer Messingkette von der weißen Decke herabhängt, und auf dem Tische die gereihten Bücher und Hefte, die Gefangene der höchsten Führungsstufe sich dann und wann schicken lassen dürfen, und denen die aus der Anstaltsbibliothek entliehenen Klassiker- und Zeitschriftenbände sowie die dicke alte Bibel als Eckstützen dienen. Das schwarz eingebundene Gesangbuch bringt mit seinem grellen Gelbschnitt den einzigen lebhaften Farbenton in das asketische Ensemble. Eine große Photographie fällt auf: eine recht anmutige junge Dame mit einem Pelz um den Nacken. Daß so etwas hier geduldet wird! Nun ja: später wird man von dem Beamten erfahren, daß es die Tochter des Staatsverbrechers ist, den man hier unschädlich gemacht hat. Sie kommt zuweilen sogar ihn zu besuchen.

Die Glühbirne ist nicht eingeschaltet; denn selbstverständlich haben wir zu unserem Ausflug in den schönen Steigerwald einen sonnenfrohen Sommertag gewählt. Und da ist es in der Tat sehr lohnend, durch diese grüne Hügellandschaft und ihre wundervollen alten Städtchen und Dörfer von einer Mainkrümmung zur anderen zu wandern, um endlich in Iphofen, Rödelsee oder gar zu Würzburg im „Sporn" bei köstlichem Frankenwein und Bocksbeutel all diesen Herrlichkeiten nachzuträumen. Und wenn dann so die Wandervögel in singenden, jauchzenden Scharen die Bamberg-Würzburger-Straße dahergezogen kommen, da schleppt der Eingekerkerte, allen Verboten zum Trotz, seinen Schemel ans Fenster, steigt hinauf und starrt hinaus. Die Mädel und Buben sehen womöglich von der Landstraße drüben sein bleiches Gesicht hinterm Gitter, ahnen das sehnsüchtig glühende Auge darin und win-

ken gutherzig jodelnd herüber. Einer von ihnen hat die „Klampfn" im Arm, alle tragen Rucksäcke mit guten Dingen auf dem Rücken, Blumenkränze auf den Köpfen und singen die schönen alten Lieder von Jugendglück, Wanderlust, Wald- und Bergesherrlichkeit, Liebe und Freiheit! Die Jungen haben nackte Knie, die Mädel nackte Beine und Arme, und der Rhythmus ihres jugendfrischen Marsches schwingt fröhlich durch das grüne Tal. Da wankt mancher Gefangene, der heimlich durchs Gitter hinausspäht, vom Schemel herab, wirft sich auf den eisigkalten Zementboden seiner Zelle, birgt das Gesicht in den Händen und schluchzt — schluchzt — schluchzt. —

Zwischen Fenster und Tisch erblicken wir ein gelbbraun gestrichenes Wandbord, auf dem eine blauemaillierte Waschschüssel, eine ebensolche Wasserkanne mit Trinkbecher, Seife, Zahnbürste und wieder Bücher zu erkennen sind; auch ein blecherner Löffel blinkt dort. An dem unteren Brett des Gestells hängt das kleine Handtuch, welches, wie die übrige Wäsche, wöchentlich gewechselt wird, eine braune Schirmmütze, eine wollene Leibbinde, die der Arzt verordnet hat. Zur Ausstattung gehört, außer dem Hemd, das ohne Kragen getragen und mit Bleiknöpfen geschlossen wird, noch eine reibeisenhaft rauhe Drillichjacke und ein Paar unbeschreiblich grobwollige Socken, wie denn überhaupt die grausam grobfädige, kratzige, zerflickte Unterwäsche ständig peinigende Ausschläge am ganzen Körper hervorruft, wenn man Battisthemden und feine Trikotage gewöhnt war. Dafür ist hier aber auch jedes dieser hier im Hause selbst aus dem minderwertigsten Fasernmaterial gesponnenen Wäschestücke mit der besonderen Wäschenummer des betreffenden Gefangenen gezeichnet; in diesem Falle mit Nr. 56. Für jeden Insassen sind zwei Garnituren vorhanden; während die eine in der Wäsche ist, hat er die andere auf dem Leibe bzw. in der Tasche, denn es gehört auch ein Paar riesiger, segeltuchartiger, blauer Sacktücher dazu.

Dann erblickt man noch neben dem Tisch einen Stapel zerrissener Getreidesäcke. Sie mit Nadel und Faden und alten Lappen auszuflicken, ist die zwar infolge des Mehlstaubes recht peinliche, aber volkswirtschaftlich unendlich wichtige Arbeit, mit der man hier vorzugsweise akademisch gebildete Herren jahrelang beschäftigt; wie denn schließlich den Zuchthäusern nur die Arbeitsleistungen übrigbleiben, welche die anderen Menschen „draußen" nicht tun wollen, weil sie zu unangenehm oder zu wenig lohnend sind, also vor allem landwirtschaftliche Arbeiten. Denn bei der herrschenden Arbeitslosigkeit sind heute ja Hunderttausende froh, wenn sie nur die widerlichen Arbeiten verrichten dürfen, die man früher verächtlich den „Lumpen" im Zuchthause überlassen hat. Immerhin habe ich mir im Laufe von $4^1/_2$ Jahren mit Sackflicken, Näh- und Klebearbeit ein paar hundert Mark verdient — Tagelohn: 10 Pfennig! — und ich durfte einen Teil dieses Ver-

dienstes zur Befriedigung einiger „Luxusbedürfnisse" verwenden, was übrigens nur im allerbescheidensten Maße und auch nur Gefangenen mit absolut tadelloser Führung und auch dann nie ohne Schwierigkeiten gestattet wird. Zu diesen „Luxusbedürfnissen" rechnen hier Toiletteseife — geliefert wird nur gemeine Kernseife — Zahnpasta, Schreibgeräte, ein wenig Milch, Speck oder Wurst und Weißbrot. Wenn gar keine einigermaßen saubere Arbeit aufzutreiben war, dann mußte man monatelang Wolle zupfen — ein scheußliches Geschäft, da die Schafswolle ungereinigt und daher nach Kot, Jauche, Urin stinkend in die Zelle kommt. Besser sind die Gefangenen daran, welche im Garten oder auch in der Landwirtschaft beschäftigt werden; allein dazu werden nur solche Gefangene verwendet, welche in gemeinschaftlichen Schlafzimmern in Abteilungen von zehn bis zwanzig Mann zusammen untergebracht sind und infolgedessen jene höchste Wohltat entbehren, welche der gebildete, kultiviertere Gefangene in der Einzelhaft der Zelle genießt: die Möglichkeit, mit sich allein zu sein!

Und in dieser Umwelt, im Abendlicht, das von Osten her über die buchengrünen Höhenzüge hereinflutet: also ich selbst in Person! Der Blick durchs Judasauge läßt mich zuerst fast wie das Gespenst eines vor Jahrhunderten ob furchtbarer Schandtaten lebendig eingemauerten Zisterziensermönches erscheinen, dessen Orden einst Ebrach begründet. Wie wohl von allen Klöstern, wird auch von diesem die Sage von eingemauerten Mönchen von Generation zu Generation weitererzählt. Meine Tracht ist jedenfalls derjenigen des Ordens sehr ähnlich, denn ich bin in eine bis zu den mit rindsledernen, dickbenagelten Sandalen beschuhten Füßen in eine weiße Kutte gehüllt; es ist ein ausrangierter, fleckiger, wolliger Krankenmantel, den mir der Anstaltsarzt verschrieben hat, weil ein Mensch fortgeschrittenen Lebensalters in den Nicht-Heizungs-Perioden bei schlecht schließenden Fenster- und Türverhältnissen nicht Tag und Nacht im eisigen Zuge sitzen kann, ohne sich den qualvollsten Rheumatismus zuzuziehen. Das in jahrelanger Einkerkerung zerfallene Gesicht mit den grauen Bartstoppeln und das weltentwohnte, nach innen gerichtete Auge machen die Illusion eines ob noch nicht völlig gesühnter Sündenlast umgehenden Mönchsgespenstes fast vollkommen. Noch zumal über dem Tische, an dem dieser gespenstische Klosterbruder schreibt, als einziger Wandschmuck ein Kruzifix hängt und absolut lautlose Stille herrscht. Genau so mag sich ein Trappist strengster Observanz in seiner Zelle ausnehmen, wenn man ihn durch ein Judasauge beobachten dürfte. Und wie bei diesem, so ist auch hier das „Memento mori" der einzige Gruß: das der Welt Abgestorbensein, das Lebendig-Begraben-Sein! Man sagt zwar: dort, beim Trappisten, ist's freiwillig, hier aber, beim Zuchthäusler, ist's erzwungen. Welche fundamental erschütternden, welche furchtbaren Lebenserfahrungen sind es aber doch, welch qualvolles Schuldbe-

wußtsein, welch innerer Zwang zur Buße, die Menschen aus Fleisch und Blut schließlich dahin bringen, in eine alle Reize und Werte des Erdendaseins restlos aufopfernde Klausur einzutreten, in der nichts bleibt als das „Memento mori", das Sich-selbst-Abtöten an Leib und Seele! Es ist, hier wie dort, ein höherer Schicksalswille, der Menschen dazu bringt, das Unmenschliche auf sich zu nehmen. Der Trappist schaufelt sich selbst sein Grab, zimmert sich selbst seinen schmucklosen Sarg aus rohen Brettern und schläft des Nachts die wenigen Stunden, die er nicht auf den kalten Fließen der Kirche kniend zubringt, in diesem seinem selbstgezimmerten Sarg. Stirbt er, so zieht man ihm die Kapuze seiner härenen Kutte über das erblichene, bärtige Antlitz und senkt ihn in das selbstgegrabene Grab, das alsbald zugeschaufelt, bodengleich gemacht und mit Gras besät wird. Nach wenigen Wochen erinnert nicht einmal ein Grabhügel mehr daran, daß der hier zur Rast gegangene Mensch jemals existiert habe. Es ist nicht zu sagen, wie ähnlich das dem Schicksal des Zuchthäuslers ist, dessen entseelte Überreste ja auch schließlich in der Anatomie so verarbeitet und so unauffindbar aus der Mitmenschen Erinnerung ausgetilgt werden, daß es ist, als sei er — wie Mephisto höhnt: „nie gewesen"!

Als solch einer, dem vom „Leben" nichts mehr übriggeblieben ist als der Tod, als das Lebendig-Totsein, erscheine auch ich hier dem Blicke durchs Judasauge. Was man aber nicht mit diesem Auge sehen kann, was nur ein göttliches, ein Christusauge zu sehen vermag, das wäre die Tatsache, daß in diesem unfreiwilligen Zisterzienser, der da unter dem Kruzifixus in seiner weißen Kutte sitzt und schreibt, tief innen die Erkenntnis aufgegangen sei, welch einen hohen Sinn es haben kann, das alles freiwillig auf sich zu nehmen. Denn indem man jener äußern, sinnlich wahrnehmbaren Welt dergestalt abstirbt und sich willentlich in dieses Absterben ergibt, lebt eine neue, eine innere Welt im Menschen auf, die der, welcher sie einmal erlangt und gekostet hat, um keinen Preis, den jene äußere Welt zu bieten hat, wieder hergeben wird; namentlich der, welcher, wie ich, so ziemlich alles kennengelernt hat, was diese Außenwelt zu bieten hat. Meine Schicksalsgenossen hier im Zuchthaus hatten es meist viel schwerer, sich — wenn überhaupt — dahinein zu finden, denn sie waren meistens aus Verhältnissen hergekommen, wo man nichts, aber auch gar nichts von den „Herrlichkeiten dieser Welt" kennen und genießen lernt. Sie überschätzten daher die Welt der sogenannten „Freiheit" da draußen in phantastischer Weise und kamen nicht von dem trügerischen Wahn los: wenn ich nur erst einmal wieder „draußen" in der „Freiheit" bin, dann werde ich das Glück finden, an dem ich früher törichterweise vorbeigerannt bin! Daß die Welt da draußen gar keine wahre Freiheit und gar kein wahres Glück zu bieten habe — das konnten und wollten sie nicht glauben, weil sie noch nicht alle Möglichkeiten dieses Erdendaseins übersahen und in-

folgedessen auch nicht erkannt hatten, wie wenig wirklich Beglückendes und Befreiendes hinter all dem blendenden Wirrwarr steckt.

Aber da schrillt plötzlich das helle, hastige Läuten eines Glöckchens vom Verwaltungsgebäude herüber: in den Schlafsälen, wo die nicht in Einzelhaft Abgesonderten hausen, sobald die Arbeitsräume geschlossen wurden, treten die Leute zum Abendgebet an. Eine Viertelstunde später erlöscht das Licht in allen Gefangenenräumen, und alles hat in der Klappe zu liegen. Also sieht jetzt das Judasauge, wie ich auffahre, mein Schreibzeug in der nach Schwarzbrot duftenden Schublade verstaue und mich eiligst daran mache, meine „Klappe" von der Wand herunterzuklappen. Nicht so einfach das, wie man denken möchte! Das Eisengerüst ist arg schwer, und seine einzelnen Stangen und Leisten sind scharfkantig genug, um ein Schienbein oder sonst eine besonders schmerzempfindliche Stelle recht unangenehm treffen und blutunterlaufene Striemen hervorrufen zu können. Die Auspolsterung dieses „Lotterpfühls" beschränkt sich auf einen prall mit Seegras vollgestopften Strohsack, einen ebensolchen Kopfkeil, der, steinhart wie er ist, dem an Daunenkissen Gewöhnten das Einschlafen recht schwer machen kann, und endlich aus dem blauweißgewürfelten, ebenfalls sackgroben Überzug, der im Sommer eine, im Winter zwei Wolldecken umhüllt und zum Zudecken dient, während der Körper auf einem zusammengestückelten Bettuche ruht, dessen rauhe Qualität, dessen zahlreiche, knollendicke Flicken die durch die Kratzbürstigkeit von Hemd, Unterhosen und Socken hervorgerufenen Hautausschläge noch erheblich fühlbarer macht. Aber alles, was wahr ist! Ich habe in den nahezu fünf Jahren, welche ich „hinter der Mauer" zugebracht, niemals und nirgends auch nur die geringste Spur von Ungeziefer wahrgenommen! Das ist Deutschland! Ich glaube bestimmt, daß man, England ausgenommen, kaum ein Land finden wird, von dem man das gleiche berichten könnte.

Und nun schließt sich das Judasauge; und nun wird es Nacht: die lange, dunkle, grauenvolle Zuchthausnacht! — Ein schwerer Schlaf voll Alpdruckträumen atmet durch die ungeheure finstre Halle, in der nur ganz fern im Treppenhaus ein Licht schimmert, bei dem der dort wachende Aufseher in einem Zeitschriftenbande Bilder betrachtet. Es geht wie ein einziger, qualvoller Seufzer durch dies Haus: das Schnarchen so vieler Schläfer, das hier zum Atemholen eines trunkenen Riesen oder zum Keuchen eines gefesselten Dämons zusammenzuhauchen scheint. Zuchthausschlaf! — „Was in diesem Schlaf für Träume kommen mögen!" sagt Hamlet. — Nun, vielleicht erfahren wir späterhin noch mehr als genug von diesen Träumen der Kerkernacht! —

Aber horch! — Was ist das? — Der Beamte bleibt aufmerksam lauschend stehen. — Welch sonderbare Klopftöne? — Geister-

zeichen, wie sie nur je in einer Spukgeschichte vernommen worden sind! Ein ängstlicher Blick auf das Gesicht des Beamten läßt uns ein verständnisinniges Lächeln erkennen. Er knipst die Laterne an, die er an einem Riemen umhängen hat, und leuchtet einige der nächsten Türen ab. Ein befriedigtes Kopfnicken scheint uns andeuten zu sollen, daß er des Rätsels Lösung gefunden habe. Wir lauschen noch im Weitergehen auf die bald oben, bald unten, bald in der Mitteletage einander rhythmisch antwortenden Klopftöne, und dann fällt das Gitter hinter uns ins Schloß. Wir sind wieder im Treppenhaus. — „Das sind Klopftelegramme," sagt der Beamte. „Mit denen unterhalten sich verschiedene Herrschaften hier nach dem Morsesystem. Alte Kunden natürlich; aber doch immer noch dumm genug, zu glauben, wir wüßten nicht, wer alles klopft. Wir kennen unsere Telegraphisten viel besser, als sie ahnen, und wenn wir uns lange nichts merken lassen, so ist's, weil wir erst ein wenig zuhören wollen. Wir kennen das Morseklopfsystem natürlich auch und erfahren dadurch mitunter recht interessante Dinge, d. h. die Kerle wissen's im Grunde ganz genau, daß wir mithören, und daß sie sich früher oder später ein paar Wochen Sommerfrische im „Café Reinsberger" drüben zuziehen — Kollege Reinsberger ist nämlich der Vorstand der Arrestabteilung, wo Heulen und Zähneklappen herrscht — aber sie können's nicht lassen. Sie werden verrückt, wenn sie in den langen, toten Nächten nicht irgendwie eine Ansprache finden, ein Ventil für böse Gedanken! Sind halt auch Menschen!"

Er zündet sich seine Pfeife an, und wir wollen gerade die Treppe hinunter zum Ausgang, da läßt uns ein grauenvolles, langgezogenes Heulen erstarren. So schauerlich klagt dieser tierische Laut durch die Halle, daß wir wie angewurzelt stehen bleiben! Es ist, wie wenn ein verhungernder Wolf durch den Bergwald heult. „Aha! Der Zengerle!" flüstert der Beamte. „Armer Kerl! Armer Kerl! Schwer nervenkrank! War schon ein paarmal zur Beobachtung in der Straubinger Psychiatrie! Aber die schicken ihn nur immer wieder mit langen medizinischen Berichten zurück; helfen können sie ihm auch nicht; und wir mögen sehen, wie wir mit ihm und einem Dutzend ähnlicher armer Teufel fertig werden. Ist schon bald zehn Jahre hier. Ein Bauernsohn aus dem bayerischen Wald; hat sein Mädel im Bett erwürgt, mitten in der Liebe drin, wissen Sie; hat noch die halbe Nacht bei der Leiche im Bett gelegen und hat sie dann aufgehängt, damit man denken sollte... War zum Tod verurteilt und ist dann zu Lebenslänglich begnadigt worden. Was meinen Sie: ob das wirklich eine Gnade ist für so einen?" — Ehe wir antworten können, ertönt ein zweites, noch fürchterlicheres Wolfsgeheul — ein dritter antwortet: ein Höllentrio, wie es die Verdammten in Dantes „Inferno" nicht grauenerregender anstimmen können, läßt minutenlang die Halle erzittern. Andere Gefangene, dadurch aus dem ersten Schlummer gestört, fangen an zu

schimpfen und zu fluchen, trommeln mit Fäusten und Besenstielen an die Tür, und der wachthabende Beamte brüllt mit Löwenstimme dazwischen: „Ruhe! — Ruhe!“ — Erfolglos. — Im Gegenteil: aus einer Zelle krächzt nun auch noch das qualvolle Keuchen eines Schwindsüchtigen, der sich unter schrecklichem Würgen die letzten Trümmer seiner Lunge heraushustet, und ganz in unserer Nähe kreischt plötzlich einer mit einer gräßlichen, ganz hohen Weiberstimme auf und stößt die abscheulichsten, ekelerregendsten aller Schimpfwörter aus: ein wahres Sich-Erbrechen von innerlich aufgestauter Qual, Rachsucht und ohnmächtiger Wut! Man hört und spürt, wie der Schreier mit Schaum vor dem Munde gegen die Tür rast, wie wenn er sich seinen Schädel einrennen wollte. — „Das ist der Schillinger,“ sagt der Beamte. „Auch so einer! Morgen werden wir ja wieder die Bescherung haben: Alles in der Zelle und die Wände hoch hinauf mit dem eigenen Kot beschmiert! Und eines schönen Morgens, wenn wir bei ihm aufsperren, wird er selber an der Heizung hängen wie ein gefrorenes Handtuch. Was meinen Sie, Hildebrandt?“ — Der Wachthabende nickt trübsinnig vor sich hin, indem er uns zur Tür hinausläßt in die herrliche, nelkenduftige Sommernacht, deren strahlende Gestirne auch über dies Haus der Verdammten ihre funkelnden Lichtgarben herniederstreuen.

Der Kerkermeister

Der Oberwerkmeister, zu dessen Abteilung im obersten Stockwerke des Zellenbaues ich während meiner ganzen mehr als vierjährigen Einkerkerung gehörte, war bei den Gefangenen am meisten gefürchtet von allen Beamten. Nicht weil er grob, roh oder tückischquälend gewesen wäre, wie man sich so für gewöhnlich einen „Kerkermeister“ vorstellt — im Gegenteil: er war zwar etwas hitzigen Temperamentes und leicht aufbrausend, aber im Grunde durchaus gutherzig —, sondern weil er nach 30 Dienstjahren und auf Grund scharfer Beobachtungsgabe sich einen fast untrüglichen Blick für die innere Einstellung der sehr verschiedenartigen Gefangenenseelen erworben hatte. Ihm konnte man nichts vormachen, und oftmals überraschte er Leute, die etwas Unerlaubtes planten, plötzlich mit einer erstaunlichen Kenntnis ihres Vorhabens, noch bevor diese selbst sich schlüssig geworden waren. Gegen mich war er, nachdem wir uns erst einmal näher kennengelernt hatten, geradezu rührend und, als sich später bei mir die Folgen der langen Zellenhaft auch gesundheitlich geltend machten, sorgte er für mich in geradezu mütterlicher Weise. Es gibt nicht gar so viele Menschen, gegen die ich mich so zu Dank verpflichtet fühle, als diesem meinem Kerkermeister! Dabei war er anfangs gar nicht sonderlich freundlich und nachsichtig gegen mich. Doch merkte ich bald, daß hinter diesem scheinbar so unerbittlich strengen Tone, daß

hinter dieser peinigenden Genauigkeit, die keine Ordnungswidrigkeit, kein Versehen oder Ungeschick bei der mir zunächst zugewiesenen Schneiderarbeit durchließ, ein tiefer und schließlich heilsamer Sinn verborgen war. Es half ja nun einmal alles nichts: ich mußte mich in das Unvermeidliche fügen lernen, ich mußte mich „eingewöhnen"; in ein Dasein eingewöhnen, das meinen Gewohnheiten mehr als jedes andere zuwider war, so sehr zuwider, daß ich anfangs jedesmal einen geradezu physischen Ekel, einen qualvollen Haß in mir aufsteigen fühlte, wenn die inspizierenden höheren Beamten mich mit amtsüblicher Freundlichkeit mahnten: „Nun, gewöhnen Sie sich recht gut ein!" Es mag sich jeder Mensch selbst sagen, wie ihm zumute sein würde, wenn man ihm, und obendrein noch in gutmütigem Tone, zumuten wollte, er möge sich auf unabsehbare Jahre im Zuchthause eingewöhnen! Indem nun aber mein Kerkermeister unerbittlich darauf hielt, daß ich mich gleich von vornherein bis ins Kleinste den Vorschriften entsprechend verhielt und mich vor allem bei der mir doch ganz fremden Handwerkerarbeit zu peinlichster Korrektheit erzog, half er mir über viele unnötige Quälereien resolut hinweg. Freilich konnte ich diese wohltätige „Pädagogik" erst nach Monaten als solche richtig erfassen und würdigen, nachdem mich die Erfahrung belehrt hatte, daß selbst das, allem natürlichen Lebensdrange des Menschen so schroff widerstrebende Zuchthausdasein sehr viel weniger quälend empfunden wird, wenn es erst einmal ebenso zur alltäglichen Gewohnheit geworden ist, wie es der Alltagsablauf des bürgerlichen Daseins gewesen war, das man „draußen" geführt hatte. Ist man erst innerlich dahin gekommen, das zu erfassen und endlich die unnützen Widerstände abzubauen und sich weise „in sein Schicksal zu ergeben", dann wird man von dem Rhythmus des hier ja so genau geregelten Tagesablaufes förmlich mit getragen, durch die Zeit gewissermaßen hindurchgetragen. Mir wurde nun verständlich, warum die Alten diese zeitregelnde Kraft „Rhythmus", d. h. Strömung, nannten; sie wirkt, wenn man sich unter Verleugnung des eigenen, oft so trotzigen Willens davon tragen läßt, in der Tat wie ein Strom, auf dem man in einem imaginären Kahne dahingeführt wird und dessen Wallungen man ohne jede Willensanstrengung mitmacht, und die man mit der Zeit geradezu angenehm empfindet. Wie es eine „Sanatoriumsverwöhnung" gibt, so gibt's auch — so unglaublich es klingt — eine „Zuchthausverwöhnung". Man gewöhnt sich daran, sich willen- und kampflos durchs dunkle Erdendasein dahintragen zu lassen; und wenn das Schifflein, in dem das arme Menschenkind sitzt, auch nichts weniger als schön und bequem, und wenn der Strom, von dem es mitgeführt wird, auch trübe ist: man ist doch der Mühewaltung enthoben, welche in der sogenannten Freiheit uns so qualvolle innere Schwierigkeiten bereitet: dem Zwange, das eigene Lebensschifflein steuern zu müssen oder vielmehr: dem Drange, das Steuer aus

der Hand des Schicksals zu reißen, es in die eigene Hand zu nehmen, um womöglich gegen das Schicksal, gegen den Willen Gottes anzukämpfen, nur um schließlich im selbstgewählten Kampfe gegen den Weltenstrom in die furchtbarsten Strudel zu geraten. Denn dieses Unterfangen, das die Alten auf eine Besessenheit durch den „Frevelgeist" zurückzuführen pflegten, diese Selbstüberhebung, die das Steuer des eigenen Lebensschiffleins gegen den aus göttlichen Höhen ergossenen Schicksalsstrom herumzuwerfen sich erdreistet: das war ja die Mißwende, die einen hierher gebracht! Nun ist man da. Nun ist man gewöhnt, da zu sein; nun liegt die Mißwende hinter einem! Man wird mit der Zeit fast schicksalslos; das Schicksal, das den Menschen hierher gebracht, hat gleichsam ausgetobt, es ist vorbei, und das, was „nachher" kommen könnte, ist so unvorstellbar, ist durch so undurchdringliche Mauern äußerlich und innerlich verdeckt, daß man gar nicht mehr damit rechnet, auch gar nicht mehr rechnen will. Der Gedanke, einmal nicht mehr sich willensbar dahintragen lassen zu können, erregt dann geradezu so etwas wie Furcht!

Man kann es fast als Grundsatz aufstellen: der Gefangene, der seelisch imstande ist, diese Einstellung zum Unvermeidlichen zu gewinnen, und, statt sich vom Rhythmus des Zuchthauses vergewaltigt zu fühlen, sich davon tragen läßt, der wird hier nicht verzweifeln, der wird aber auch nicht zum aufsässigen Querulanten und Meuterer werden, wobei nie etwas anderes herauskommt als sinn- und endlose Quälereien für ihn selbst, für die Verwaltung und für das Aufsichtspersonal. Die Atmosphäre um ihn herum wird dann bösartig. Drum ist der Zuchthausbeamte der beste, welcher es, wie mein Abteilungsaufseher, versteht, dem Gefangenen innerlich und äußerlich zu helfen, daß er jene friedliche Einstellung gewinne. Das ist nun leicht gesagt, aber sehr schwer getan; denn wie erwähnt: es ist das dem Menschen von Natur Widerwärtigste, Verhaßteste, dem er diese tragenden und befriedenden Kräfte abgewinnen lernen soll! Durch Vorschriften, durch Schulung oder gar durch Drill läßt sich diese hohe Kunst der Seelenführung selbst dem akademisch vorgebildeten Oberbeamten, selbst dem Arzte, selbst dem Pfarrer nicht beibringen; hierzu ist die angeborene innere Fähigkeit, sich in andere Menschen, auch in unsympathische, auch in „Verbrecher" hineinleben zu können, erforderlich und — das ist das ganz Besondere, das nur sittlich hochstehenden Persönlichkeiten verliehen ist: in Menschen, die nichts weniger als entgegenkommend und duldsam sich verhalten, sondern die einem durch Verstocktheit, Tücke, ja bösartigste Gewaltsamkeit und Mordanschläge das Einfühlen so sauer wie nur möglich machen! Es ist ähnlich wie bei der Irrenpflege auch, weshalb in diesen Berufen — das Verehrungswürdigste sah ich bei den Schwestern einer großen Blödenanstalt! — religiöse Menschen eigentlich die einzigen sind, die zum äuße-

ren, bezahlten Berufe einen inneren, unbezahlbaren, unschätzbaren Beruf für die oft geradezu übermenschliche Selbstverleugnung heischenden Aufgaben mitbringen; womit nicht gesagt werden soll, daß diese wahrhaft religiöse Anlage gerade immer an irgendeine Konfession gebunden sein müßte. Man findet sie, wenigstens nach meinen Erfahrungen, bei Männern und Frauen der sogenannten „ungebildeten" oder „unteren" Volksschichten viel häufiger als bei den sogenannten gebildeten, höheren Klassen, vielleicht weil im eigentlichen Volke die konventionellen Schranken nicht so schroff zwischen Mensch und Mensch stehen als wie bei den sogenannten „besseren Kreisen". Bei Oberbeamten nun gar wirkt das ihnen anerzogene Standesbewußtsein und das ihnen dienstlich auferlegte und mit der Zeit zur anderen Natur gewordene Prinzip des „Distanz-halten-Müssens" dieser Fähigkeit der seelischen Einfühlung, wenn sie an sich beim einzelnen überhaupt vorhanden ist, stark entgegen. Doch will ich nicht leugnen, daß ich auch unter den oberen Beamten Männer gefunden habe, bei denen das Streben nach „Wahrung der Autorität" und der bürokratische Schematismus diese Herzensgaben nicht erstickt hatten. Auffallenderweise haben gerade solche Beamte, die ein Verhältnis von Herz zu Herz dem Gefangenen gegenüber zu finden wissen, immer viel mehr Autorität bei den Leuten als wie die Nichts-als-Korrekten, als die bloß im juristischen Sinne „Gerechten", deren Scheinautorität nur mit äußerlichen Mitteln und nur unter Anwendung des Paragraphenschematismus und der Strafmaschinerie gewaltsam aufrecht erhalten wird, ohne doch jemals in den Herzen der Gefangenen selbst Anerkennung zu finden. Diese Scheinautorität versagt daher in ernsten Fällen immer. Und „ernste Fälle" sind im Zuchthause ein tägliches Vorkommnis, sogar furchtbar ernste Fälle!

Mein „Kerkermeister" war aber ein solcher menschlicher Beamter, dem die Gabe nicht versagt war, trotz rauher Außenseite ein menschliches Verhältnis von Herz zu Herz zu finden, und der eben darum, trotz so mancher Übereilung, bei den Leuten Autorität genoß. Allerdings nicht bei allen. Seine Neigung zum Jähzorn, die ja bei diesem „Menschenmateriale" nur allzu oft auf die schwerste Probe gestellt werden mußte, war ihm manchmal sehr hinderlich. Allerdings hatte er auch allen Grund, manchen Gefangenen gegenüber ein Höchstmaß von Mißtrauen und schlagfertiger Wachsamkeit walten zu lassen. Er hatte Erfahrungen gemacht, die es sehr begreiflich erscheinen ließen, wenn ihm mitunter der Geduldsfaden riß. Man muß sich vergegenwärtigen, daß in einem Zuchthause doch immer auch zahlreiche Menschen sind, von denen man täglich und stündlich an Leib und Leben bedroht ist, Verzweifelte, die nichts mehr zu verlieren haben, Verschlagene, welche sich auf die unausdenklichsten Winkelzüge, auf die tückischsten Fallen verlegen, um einen Beamten samt Familie ins Unglück zu stürzen, Psychopathen, Epileptiker, ja, sogar Deliranten und Tobsüchtige,

von denen in jedem Augenblicke, und zwar manchmal urplötzlich und ungeahnt, das Äußerste zu befürchten ist. Es ist nur zu bewundern, wenn die Wacht- und Werkmeister, die doch Tag für Tag engstens mit den gefährlichsten Individuen zusammenleben müssen und diese nicht, wie die oberen Beamten, nur dann und wann mit sicherer Bedeckung besuchen oder sich vorführen lassen, nicht noch nervöser, gereizter und ausfallender werden, als manche von ihnen tatsächlich sind.

Es ist nämlich durchaus nicht so, wie man's in gutgemeinten Schilderungen mitleidiger Menschenfreunde zuweilen dargestellt findet, daß es nämlich im Zuchthause nur unglückliche Psychopathen gibt, die eigentlich in die Irrenanstalt gehörten — woselbst sie es, nebenbei gesagt, kaum besser hätten wie im Gefängnis auch, denn die Lebensumstände der von polizeiwegen in die Irrenkliniken und Pflegeanstalten „Eingeschafften", wie die der Patienten dritter Klasse, sind doch sehr wesentlich unterschieden von dem angenehmen Komfort, den man dort bessersituierten Kranken zweiter und erster Klasse zu bieten hat, und Roheiten von seiten des Personals kommen dort hie und da ebensowohl vor wie im Zuchthause. Es ist auch nicht so, daß außer Psychopathen nur edle, vom Schicksal verfolgte, von Not zu juristisch anfechtbaren Mißgriffen verleitete Dulder im Zuchthause schmachten, die von einer „Horte vertierter Schergen" unter dem Segen „heuchlerischer Geistlicher" mit Martern aller Art zum Wahnsinn getrieben werden, sondern hier sind Menschen, wie sie sonst in der Welt auch sind, das heißt: neben den nur unglücklichen, nur krankhaften, nur haltlos-unbeherrschten, aber sonst gutartigen doch auch ausgesprochen „bösartige", d. h. bewußt oder unterbewußt auf Schädigung ihrer Mitmenschen eingestellte, gefährliche Typen. Man kann ernsthaften Bestrebungen, die Zuchthausverhältnisse auf ein kulturell würdiges Niveau zu bringen, nicht ärger schaden, als indem man diese Tatsache leugnet und aus sentimentaler Weichherzigkeit sich und anderen einredet, daß die „armen Gefangenen" im Grunde alle nur verkannte Edeltypen und Märtyrer wären. Mit dieser Selbsttäuschung wird es den an der Erhaltung der jetzigen Zustände teils aus Bequemlichkeit, teils aus demagogischer Rücksicht auf die rachsüchtige Veranlagung des Spießers und des Durchschnittswählers interessierten Kreisen nur leicht gemacht, sich ernsthafte Reformen vom Leibe zu halten. Mit dem bewährten Kunstgriffe der Verallgemeinerung erklären sie unter Hinweis auf solche, den Tatsachen so ganz und gar nicht entsprechende Sentimentalitäten alle über kleine Schönheitspflästerchen hinausgreifenden Forderungen für unmöglich, weil auf falschen Voraussetzungen beruhend — und die Tretmühle des juristischen Schematismus kann im altgewohnten Takte weiterknarren. Drum kann gar nicht nachdrücklich genug versichert werden, daß es im allgemeinen ganz und gar nicht an den Beamten liegt, wenn das Zuchthaus heute vielfach als

ein Schandfleck unserer Kultur empfunden wird, sondern daß die Ursache dieser betrüblichen Erscheinung viel tiefer liegt. Meine Mitgefangenen, auch die kriminellen, auch die lebenslänglichen, auch die Raubmörder, sprachen im allgemeinen mit aufrichtiger Sympathie von vielen Beamten. Es waren nur vereinzelte Ober- und Unterbeamte da, die gehaßt wurden, wenige, die als charakterlose „Gesinnungslumpen" und „Streber" verachtet waren, dafür aber auch manche, die geradezu geliebt wurden und denen man rückhaltloses Vertrauen entgegenbrachte. Nach den Schilderungen, welche mir vielbestrafte Gewohnheitsverbrecher über die Zustände in anderen, z. B. preußischen oder sächsischen Gefängnissen und Zuchthäusern gemacht haben, ist es dort auch nicht viel anders; wobei man allerdings als Besonderheit der Gefangenenpsychologie in Betracht ziehen muß, daß für den Sträfling die Anstalt, in der er sich gerade befindet, immer die schlechteste, „korrupteste" und „zurückgebliebenste" von allen ist, während er die Anstalten, in denen er früher war, gewöhnlich in paradiesischer Verklärung sieht, schon weil das der bei den meisten Sträflingen vorherrschenden Sucht, vor den Mitgefangenen mit großartigen Erlebnissen und beneidenswerten Erfahrungen zu prahlen, entgegenkommt. Einzelne sind darin so weit gegangen, daß sie mir sogar von Liebesabenteuern erzählten, die sie in anderen Anstalten mit Frauen oder Töchtern von Beamten erlebt haben wollten: so fabelhaft fortschrittlich wäre dies oder jenes Zuchthaus da oder dort schon eingerichtet! Doch fehle es in Europa noch weit bis zu jener vorbildlichen Höhe wahrhaft zeitgemäßen Strafvollzuges und wahrhaft moderner Kriminaltherapie, wie sie z. B. in manchen Staaten Nordamerikas eingeführt sei. Dort wären die Strafanstalten eigentlich nichts anderes mehr als eine Art von sehr exklusiven oder richtiger „inklusiven" Klubs, die sich von anderen Klubs nur noch dadurch unterscheiden, daß der Aufenthalt in denselben nicht durch Abstimmung der Mitglieder, sondern durch Abstimmung eines Richterkollegiums erlangt werden könne. — Dieses amerikanische Klubgefängnis, in dem selbstverständlich auch Damenbesuch empfangen werden darf, ist nämlich eine der vielen phantastischen Wahnvorstellungen, die sich bei den Gefangenen in schlaflosen Nächten einstellen. Sie wird von einem zum anderen weitererzählt und scheinbar auch geglaubt, um als Maßstab für die so „barbarisch zurückgebliebenen" deutschen Verhältnisse zu dienen und womöglich der Behörde beschwerdeführend bei Gelegenheit vorgehalten zu werden. Dergleichen Wunschträume sind bei langfristigen Gefangenen unausrottbar, sind ihnen unentbehrlich, und selbst die furchtbaren Revolten, die in jüngster Zeit in großen amerikanischen Gefängnissen mit Maschinengewehren und Gasbomben niedergekämpft wurden, vertreiben sie nicht aus den Köpfen. — Die meisten Beamten helfen sich damit, daß sie sich auf ein streng „korrektes" Verhalten beschränken, was aber der Gefangene, namentlich der

aus „gesellschaftlich bevorzugten" Kreisen, nur allzuoft als unnötige Schroffheit empfindet. Auch ich stand zu meinem „Kerkermeister", erst streng „korrekt"; nur ganz vorsichtig tastend kam er mir näher. Als aber das Eis endlich gebrochen war, wurde das Verhältnis schnell um so herzlicher. Er durfte und konnte mir keine Gefälligkeiten erweisen, die mit der Dienstvorschrift in Widerspruch gewesen wären; aber innerhalb dieser nie überschrittenen Schranke wußte er mir so viel innerliche Hilfe zu gewähren und durch zartfühlende Winke und Ratschläge über tausend kleine Nöte und peinvolle Verlegenheiten so leicht hinauszuhelfen, daß es mir viel wertvoller war, als mir irgendwelche unerlaubten Erleichterungen je hätten werden können. Man stelle sich doch auch vor, was es für einen Menschen in meiner Lage in seiner kahlen Zelle und tödlichen Verlassenheit bedeuten mußte, wenn sein „Kerkermeister" z. B. von seinem Geburtstage dadurch Notiz nahm, daß er ihm eine prachtvolle, süß duftende Nelke oder ein paar Rosen aus seinem Gärtchen mitbrachte und in einem Medizinfläschchen auf den Tisch stellte oder an hohen Feiertagen auch einmal ein Stückchen selbstgebackenen Kuchen. Dafür durfte ich ihm manchen guten Rat geben für das Studium und für die Laufbahn seiner Söhne, deren jedem dieser bedürfnislose, sparsame Hausvater mit seinem winzigen Gehältchen eine höhere Ausbildung, ja sogar das Universitätsstudium zu erringen wußte! Wir wurden Freunde. Als wir Abschied nahmen, hatten wir beide Tränen in den Augen.

Mein „Kerkermeister" war nun durchaus nicht der einzige Beamte, der ein solches seelisches Verhältnis zu den ihm anvertrauten Menschen zu finden wußte, insoweit diese ebenso guten Willens waren wie er selbst. Ich will nicht behaupten, daß diese Art von Beamten mit einem gewissen inneren Berufe zu solch schwerem Amte in der Überzahl wären; nein, die Mehrzahl war auch bei uns ziemlich gleichgültig, tat schlecht und recht ihre Pflicht und ließ die Gefangenen gewähren, solange diese nichts taten oder versuchten, was die Beamten an Leib und Leben oder in ihrer Stellung gefährden konnte oder ihnen außergewöhnliche Scherereien aufbürdete. Aber es war doch immerhin eine verhältnismäßig nicht geringe Zahl solcher Männer, die sich so verhielten, und es erhellt schon daraus, daß das Beamtentum nicht oder doch nur in verschwindendem Maße schuld daran ist, wenn das Zuchthaus in seiner heutigen Verfassung jetzt fast überall als eine „Kulturschande" empfunden wird. Alle Abteilungsaufseher bei uns im Zellenbau waren bei ihren Leuten beliebt und hielten auch darauf, daß ihre Stellvertreter und die ihnen beigegebenen Unterwachtmeister sich im gleichen Geiste betätigten. Man würde staunen, wenn man einmal mit ansehen könnte, wie die meisten Gefangenen bei uns sich mit ihnen standen. Der älteste Abteilungsaufseher, der während meiner Anwesenheit die Altersgrenze erreichte, war geradezu wie ein Vater geliebt und geehrt und wurde auch oft „Papa" genannt.

Die Leute wandten sich auch mit allen ihren Privatschmerzen, insbesondere mit ihren Ehe- und Familienangelegenheiten daheim, die ja viele Gefangene so sehr schwer bedrücken, an ihn wie an einen guten Onkel und schimpften sich auch weidlich aus bei ihm über die höheren Beamten oder gar über die hohen Oberaufsichtsbehörden, wenn sie mit diesen Zusammenstöße hatten, und er hörte auch das mit gutmütigem Gebrumme an, wohl wissend, daß man in diesem Hause am klügsten handelt, wenn man solche Erregungs- und Erbitterungszustände sich abreagieren läßt, worauf denn gewöhnlich Beruhigung und ein manierliches Verhalten zu erhoffen ist. Er machte fast nie eine Anzeige, selbst die, in Bayern allerdings landesübliche und daher kaum als beleidigend empfundene „Einladung zur Kirchweih" überhörte er ohne eine Miene zu verziehen, und die Flut übereifriger Meldungen, mit der strebsame jüngere Wachtmeister die Verwaltung zu überschütten pflegen, belächelte er bloß als hilflosen Dilettantismus unerfahrener Neulinge. Es ging bei ihm und bei den ihm gleichgesinnten unter seinen Kollegen viel besser ohne das; schon weil die Leute ihren „Papa" nicht in Verlegenheit bringen wollten, sorgten sie untereinander selbst dafür, daß in seinem Dienstbereiche keine Anstände aufkamen.

Dabei war dieser schlichte alte Mann keineswegs sehr intelligent; er hatte eben Herz und gesunden Instinkt; und was seine Bildung betraf, mein Gott! das war auch soso lala. Er verwaltete unsere kleine Hausbücherei und überwachte die Ausgabe der einzelnen Bände in die Zellen. So kam er auch öfters zu mir herein und frug mich, was ich gerne lesen möchte. In der ersten Zeit verlangte ich meist Shakespeare und sprach den Namen englisch aus, wie man's in akademisch geschulten Kreisen ja allgemein tut. Unser guter „Papa" aber, der sich auf Grund seines Bibliothekaramtes eine überlegene Kenntnis in Bücherangelegenheiten glaubte erworben zu haben, ließ das nie ohne scharfe Korrektur durchgehen: „Schakespéare heißt's!" brummte er, wobei er den Namen so aussprach, wie er geschrieben steht, und mit seinem dicken Zeigefinger auf dem Titelblatte Buchstabe für Buchstabe antupfte: „Kennen's dann net lesen?" — Als diese Belehrung bei mir aber auf unfruchtbaren Boden fiel und ich mit einer bei mir sonst nicht gewöhnlichen Verstocktheit dabei blieb, immer wieder „Schäckspir" auszusprechen, riß ihm denn doch einmal die Geduld: „Und so etwas will auch noch ein Professor sein!" —

Als der gute „Papa" in den Ruhestand trat, herrschte allgemeine Trauer. Seine Kollegen kamen zu mir, um sich mit mir wegen einer kleinen Abschiedsehrung zu beraten. Sie wollten ihm am letzten Tage sein Dienstzimmer mit lebenden Pflanzen und Blumen schmücken und auf einem Gabentische ein paar Flaschen guten Wein aufbauen. Doch sollte ihm auch zum bleibenden Andenken eine würdige Adresse überreicht werden. Ob ich die nicht abfassen

wolle? Das tat ich; und zwar in Versen. Ferner wurde nach meinen Angaben in der Buchbinderei eine hübsche Ledermappe mit Goldaufdruck hergestellt, in welche das Widmungsgedicht auf feinem weißem Karton eingefalzt wurde. Die ganze Belegschaft des Zellenbaues strahlte vor Genugtuung darüber, daß ihr guter „Papa" zum Abschiede so geehrt wurde. Der Alte selbst aber, der sich in seinem schlichten Sinne nie dergleichen hätte träumen lassen, war ganz konfus vor lauter Staunen und Rührung. Als es während der Mittagspause mäuschenstill im Hause war, kam er hastig zu mir in die Zelle geschlichen, drückte mir stumm die Hand, schluckte ein paar Tränen hinunter und huschte schleunigst wieder hinaus. —

Aber freilich: grobe, rohe, hinterhältige, schikanöse Kerle gab's auch hier, wie überall, wo Menschen über andere Menschen Gewalt haben, wie es solche auch früher beim Militär gab und jetzt auch in Irren- und Krankenhäusern, ja in vielen industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben ihrer auch genug gibt. Die sind es dann, die in den Schilderungen, welche intelligente Gefangene nach ihrer Entlassung vom Zuchthause entwerfen und welche dann wohl auch in die Presse kommen, als typische Gestalten des Ober- und Unterpersonals hingestellt werden. Wie gesagt: es ist nicht zu leugnen, daß es in allen Strafanstalten solche rohe Schergen und solche krankhafte Sadisten gibt — weiß der Himmel, durch welche Protektion sie sich immer wieder einzuschleichen wissen! Und das ist sehr schlimm; viel schlimmer aber ist es, daß infolge der erwähnten Verallgemeinerungen die völlig irreführende Meinung aufgekommen ist und immer wieder genährt wird, als ob das Zuchthaus deshalb eine „Kulturschande" wäre, weil die Ober- und Unterbeamten samt den Amtsärzten überwiegend rohe und perfide Schinder wären! Diese Verdrehung des Sachverhaltes macht es dem von Natur trägen und nie zu ernsthaft bessernden Neuerungen aufgelegten Bürokratismus, macht es vor allem den hohen und höchsten Instanzen sehr bequem, sich mit dieser Kulturschande immer wieder ohne besondere Anstrengungen abzufinden. Sie erklären dann mit hohem sittlichem Pathos: gegen solche Auswüchse werde sofort und „rücksichtslos eingeschritten". Es wird auch wohl da und dort einmal ein solcher roher Kerl entlassen, ein sadistischer Oberbeamter versetzt, aber damit ist's denn auch genug. Das System, dessen Umgestaltung in ein menschenwürdiges, vor allem psychotherapeutisch durchgeistigtes und damit auch zweckgerechtes, d. h. das Verbrechen einschränkendes Verfahren so viel Mühe und vor allem so viel Talent und innere Berufung erfordert — es bleibt wie's ist, wird höchstens mit ein paar Schönheitspflästerchen für die Augen parlamentarischer und journalistischer Besucher anmutiger gemacht. Diese Kino- und Theatervorstellungen, diese Sport- und Turnvergnügungen, diese ganze modernste Dekorierung des Zuchthausbetriebes mit dergleichen Spielereien, die nur den Außenstehenden blenden, ist ebensowenig

geeignet, aus dieser Kulturschande ein kulturwürdiges Werk der Menschen- und Gesellschaftsrettung zu machen, wie Schminke, Puder und andere Schönheitsmittelchen es vermögen, aus einem der Schande preisgegebenen Weibe eine ehrsame Frau zu machen, welche ihre eigenen oder die ihr anvertrauten Kinder auf guten Wegen führen und zu tüchtigen Menschen erziehen kann.

Der Herr Ober

Unser musikalischer Chef — bei den Leuten hieß er kurzerhand „der Herr Ober" — ein kleiner, breitschultriger, wohlbeleibter, typischer Altbayer mit grauem Schnauz- und Knebelbart, war noch einer von der „alten Sorte", die sich in die neuzeitlichen, der Theorie nach auf „Humanität", „Individualisierung" und „erzieherische Ertüchtigung" eingestellten Grundsätze des Strafvollzugs nicht recht hineinfinden konnten. Er gab sich zwar alle Mühe, in den ethischen Rationalismus dieser Vorschriften einzudringen, aber die Leute fühlten doch, daß ihm diese ganze moderne Intellektualisierung des Zuchthauses gar nicht lag, und daß er als alterfahrener Praktiker und als tiefblickender Menschenkenner nicht sehr viel davon hielt. Im Grunde war aber auch den meisten Gefangenen seine urwüchsige „Pascha-Wirtschaft" mit all ihren Launen, Übereilungen und dröhnenden Donnerwettern viel lieber als der blut- und herzlose Intellektualismus, der ihnen wie ein eisiger Gedankennebel aus den vernunftgemäßen, ethisch-exakt abgewogenen neuzeitlichen Vorschriften entgegenhauchte, die theoretisch alles wunderbar verbessern wollen, praktisch aber das Schlimmste ungebessert lassen: das seelische Elend der Gefangenen. Dort war eine Vollnatur, ein zwar unberechenbarer, aufbrausender, zuweilen blindlings drauflos wütender, dann aber ebenso ungeahnt auch wieder milder, nachsichtiger und fürsorglicher Tyrann: ein „Mensch mit seinem Widerspruch"; hier nur ein Gedachtes, das zwar „individuelle Behandlung" fordert, selbst aber völlig individualitätslos ist. Diese modernen Vorschriften sind ja, wie alle modern-technischen Konstruktionen, in der unterbewußten Absicht entstanden, die Persönlichkeit auszuschalten. Man glaubt, durch fachmännisch-tüchtiges Nachdenken und Konstruieren ein System herstellen zu können, das an und für sich unbedingt richtig und zweckmäßig funktioniert, das dem Gefangenen im Großen wie im Kleinen automatisch gerecht wird, ganz gleich, ob es von einem guten oder von einem bösen Menschen, von einer warmherzigen Persönlichkeit oder von einem fühllosen Bürokraten gehandhabt wird. Selbst die sozialistisch gedrillten Leute, die grundsätzlich ein solches auf rationalistisch-mechanistische Entpersönlichung gerichtetes System für „das einzig wahre", nur vielleicht noch nicht genug weitgehende er-

klärten, machten sich doch lustig darüber, wenn sie sahen, daß dieser ganze ausgeklügelte Apparat nur ein Phantom ist; denn es sind ja Menschen, die ihn gegen Menschen handhaben sollen. Kein Paragraphennetz kann so engmaschig gesponnen werden, daß nicht das Menschlich-Allzumenschliche immer wieder durchdringt und mit seiner Lebendigkeit das tote Gedankengewebe an allen Ecken und Enden zerreißt. Keine rationell und ethisch noch so vollkommene Regelung kann verhindern, daß schließlich doch alles auf die Persönlichkeit ankommt. Und selbst wenn der Beamte die Pflichterfüllung gegenüber der Vorschrift bis zur absoluten Selbstverleugnung treibt und nur noch als unpersönliches Vollzugsorgan der Dienstvorschrift auftritt, so ist damit immer noch nicht vermieden, daß die Gefangenen ihrerseits doch alles persönlich nehmen, infolgedessen alles erst recht mißverstehen und erst recht zu widerspenstigem Verhalten verführt werden.

Das erlebten wir, als unser „Ober" die Altersgrenze erreichte und unter umständlichen Abschiedszeremonien von seinem Herrscherthron herabstieg. Sein Nachfolger, ein durchaus wohlwollender Mann, war insofern der äußerste Gegensatz zum alten, als er sein Temperament fest am Zügel hielt, ja, überhaupt seine Subjektivität ganz aus allem Dienstlichen ausschaltete. Er wollte nichts, als vorschriftsmäßig korrekt und gerecht sein. Mit diesem bedingungslos objektiven Verhalten entsprach er den neuen Doktrinen, welche auch die unter den Gefangenen ziffernmäßig überwiegenden Kommunisten und Sozialisten theoretisch verfochten. In praxi aber lehnten sie ihn ab, und viele von ihnen wünschten offen den alten, kernbayerischen „Wüterich" mit seiner schnurrigen „Paschawirtschaft" zurück. Mit dem wäre doch, wenn er seinen guten Tag hatte und bei Humor war, menschlich zu reden gewesen; der Neue aber wäre ein „herzloser Streber", dem der Gefangene an sich völlig „wurscht" wäre, und dem's nur darauf ankomme, durch einwandfreies Inganghalten der Strafmaschinerie sich zur Beförderung „oben" in empfehlende Erinnerung zu bringen. Die Folge dieser übrigens irrigen und nur durch das allzu objektive Verhalten des Chefs hervorgerufenen Meinung war, daß manche an sich zur Aufsässigkeit neigenden Gefangenen erst recht obstruktionslüstern und ausfallend wurden. Die Leute fühlten aus der Objektivität nur das Unmenschliche heraus, das nun einmal in jeder Objektivität liegt, denn von Natur ist jeder Mensch subjektiv, da er von Natur eben ein „Subjekt" ist. Und diese natürliche Subjektivität muß dem Verhalten des Menschen auch da noch die Blutfarbe des Lebens einhauchen, wo Pflicht und Zweck ihm Objektivität auferlegen. Da die Leute, welche als meist doch „primitive" Menschen durch und durch subjektiv empfinden, diesen Lebenshauch in der vorschriftsmäßigen Objektivität ihres Chefs vermißten, so sagten sie: für den sind wir ja gar keine Menschen! Für den sind wir bloß amtlich zu erledigendes Material! Sie dank-

ten ihm also seine gewiß nicht leicht errungene Selbstverleugnung gar nicht, um so weniger, als ihnen diese gleichmäßig temperierte Objektivität auch noch langweilig war. Beim Alten gab's immerfort neue interessante Zwischenfälle und Anekdoten zu erzählen, die meist sogar das Tagesgespräch oder -geflüster bildeten und, je nachdem, den Gefangenen die Möglichkeit gaben, durch lodernde Entrüstung oder durch befreiendes Lachen ihrem lahmgelegten Affektleben einmal Luft zu machen — eine viel größere Wohltat für die armen Burschen, als sie die ausgetüfteltsten Vorschriften geben könnten!

Namentlich fühlten sie heraus, daß der Alte seine Lieblinge unter den Leuten hatte, die er mit Wohltaten — ach, wie bescheiden sind auch die „größten" Wohltaten des Zuchthauses! — überhäufte; daß es aber auch solche gab, die bei ihm „drunter durch" waren und ganz gewiß unter seiner Fuchtel nichts zu lachen hatten. Diese letzteren, die auf der Minusseite seiner sehr rassig ausgeprägten Menschlichkeit standen, tobten natürlich über eine solche, aller Gerechtigkeit hohnsprechende Subjektivität und schalten diejenigen, die auf der Plusseite der Gnadensonne sich wärmten, verächtlich „Kriecher" und „Speichellecker"; aber sie mußten doch auch wieder zugestehen, daß der grimmige Alte bei der polaren Teilung seiner Sym- und Antipathie oft einen wirklich erstaunlichen Blick für Menschen bewies. Auch in dieser Gabe, dem Menschen sofort abzufühlen, wes Geistes Kind er ist, zeigte sich bei ihm der gesunde Instinkt einer noch nicht durch Intellektualisierung gebrochenen Natur. Dabei scherte er sich den Teufel um die Urteile der Gerichte und um die moralischen Hinrichtungen, welche so oft in diesen Juristenurteilen über einen Menschen verhängt werden, den die Richtenden doch in den Verhandlungen nur ganz oberflächlich kennengelernt und dazu noch unter dem Druck einer schweren Anklage, die dem Betreffenden meist jede Entfaltung seiner tieferen Qualitäten unmöglich macht. Ihm war es ganz gleich, ob er einen zum Tod verurteilt gewesenen Raubmörder oder bloß einen mit $1\frac{1}{2}$ Jährchen davongekommenen Taschendieb oder was sonst immer für einen „Verbrecher" vor sich sah: er ließ sich nur von seinem angeborenen Menscheninstinkt leiten und traf dabei erstaunlich oft mitten ins Schwarze. So kam es, daß manchmal die, juristisch betrachtet, „schwersten" Verbrecher bei ihm ein verhältnismäßig ganz „angenehmes" Dasein hatten, ja oftmals sich freundlicher Fürsorge zu erfreuen hatten, wenn sie nämlich im Innern einen guten Kern hatten, während die von den Juristen als verhältnismäßig „leichte Fälle" gewerteten Bengel auf Schritt und Tritt die barbarische Wucht seines Ingrimms zu spüren bekamen, meist mit Zustimmung aller gesetzten Leute unter den Gefangenen selbst, denen diese frechen, halt- und charakterlosen, meist lasterhaften Großstadtpflänzchen auch auf die Nerven gingen.

Freilich kam es auch vor, daß er sich irrte. Das war dann aller-

dings für den Betroffenen eine furchtbare Sache. Er mochte sich dann noch so einwandfrei führen: es wurde ihm alles und jedes doch nur zum Bösen ausgelegt und brachte ihm erbarmungslos eine qualvolle Hausstrafe nach der anderen. Allein manchmal zeigte es sich nachträglich, daß der Alte doch recht gehabt und daß wir Gefangenen und die Beamten, die den Betreffenden für einen braven Jungen gehalten hatten, im Irrtum gewesen: der gemeine Lump war schließlich doch einmal nach einer jahrelangen Periode der Heuchelei aus ihm herausgekommen! Erkannte der Alte aber, daß er einem Manne unrecht getan, so suchte er auch auf irgendeine, oft schnurrige Weise Gelegenheit, sein Versehen wieder gutzumachen; und auch das nicht mit juristisch verkniffenen Formulierungen, sondern schlechtweg von Mensch zu Mensch — und das tat den Leuten wohl. Ich war einige Zeit mit dem Hausknecht der Arrestabteilung in einer Zelle untergebracht, wo mir dieser folgendes erzählte: Er hatte Erlaubnis erhalten, einen Brief nach Hause schreiben zu dürfen, und war zu diesem Zweck, da er damals in einem Gemeinschaftsschlafsaal lag, am Sonntag in den Schulraum geführt worden, wo die in Gemeinschaft untergebrachten Leute ihre Briefe schreiben müssen, während wir Einzelhäftlinge das in unseren Zellen tun durften. Beim Austeilen der Briefbogen passierte dem Aufseher ein Versehen, und als ihn mein Freund, der „Hausl", darauf aufmerksam machte, wurde er grob. Es gab einen erregten Wortwechsel, infolgedessen der Aufseher den Mann abführte, ihm den Briefbogen entzog und Meldung erstattete. Anderen Tages steht mein braver Hausl mit einem Dutzend anderer armer Sünder in Reih und Glied auf dem öden, düsteren Flur vor dem Rapportzimmer, von bewaffneten Wachtmeistern scharf im Auge behalten. Denn obgleich jeder Gefangene vorher sorgfältig untersucht und sein Anzug abgestreift wird, ob er auch ja nicht irgendein kleines Werkzeug bei sich trägt, obgleich die Leute weder eine Mütze noch auch nur ein Stück Papier in der Hand halten dürfen, kommen doch immer wieder gewalttätige Überfälle auf die Rapport abhaltenden Beamten vor; allerdings fast immer ohne diesen Schaden zu tun, denn es stehen allemal etliche in Djiu-Djitsu ausgebildete Unterbeamte dabei, die den Angreifer mit einem einzigen Griff zu Boden bringen.

Die Leute vor der Tür sind aschfahl im Gesicht, manche schlottern sichtbar, daß die weiten, groben Wollhosen wackeln und die Zähne aufeinander klappen, denn aus dem Amtszimmer, in das einer nach dem anderen vom Oberverwalter hineingerufen wird, erdröhnt die Löwenstimme des Furchtbaren! Er hat heute wieder einmal seinen bösen Tag! Wer in der Hoffnung auf eine kleine, lang erbettelte Vergünstigung, etwa auf eine geringe Fettzulage, über die Schwelle tritt, wankt totenbleich und verstört mit einer Kosteinschränkung oder Arreststrafe wieder heraus. Jetzt ruft eine rauhe Feldwebelstimme auch unseren Hausl hinein. Seinen gan-

zen Mut zusammenfassend, tritt er mit der vorgeschriebenen Haltung eines altgedienten Landstürmers vor die Schranke, welche den Thronsitz des schrecklichen Tyrannen und seine ihn ängstlich und beflissen umgebenden Schranzen von dem jämmerlichen Häuflein Unglück scheiden, das da vor ihnen auf den zerschmetternden Keulenschlag harrt. Der Hausl schlägt die Hacken zusammen und meldet, die Hände an der Hosennaht, mit lauter Stimme seinen Namen und seine Grundbuchnummer. — Selbstverständlich kommt's gar nicht zum Verhör. Was der Beamte, der die Meldung erstattet hat, auf seinen Diensteid hin aussagt, wird stets als zutreffend unterstellt; dem Gefangenen wird nicht geglaubt, andere Gefangene, die er als Zeugen benennt, werden selten und auch dann nur mit äußerster Skepsis angehört — kurz, eh' sich's unser guter Hausl versieht, dröhnt es ihm auch schon entgegen: „Vierzehn Tage Arrest! Marsch hinaus!" — Drei Tage hockte er im Käfig. Da erscheint plötzlich ein Beamter, ihn wieder abzuholen: er brauche den Rest der Strafe nicht zu „machen". Weiter verlautet nichts; und dabei bleibt's ein Vierteljahr lang oder noch länger. Er hat dann auch Briefe schreiben dürfen, soviel er begehrte, und ist sogar mit dem verantwortungsvollen Posten eines Hausknechts der Arrestabteilung betraut worden, ein Beweis, daß die Arreststrafe als nicht existierend angesehen wurde. — So saß er denn am Weihnachtsabend einsam in seinem Gelaß und dachte an daheim, an sein kleines Bauerngütchen und an all das Schöne und Gute, das er sich durch seine Verfehlungen verscherzte. Da wird zu ungewöhnlich später Abendstunde noch einmal aufgesperrt; die Tür fliegt auf: der Allgewaltige tritt herein, gefolgt von einem Wachtmeister, der ein Paket trägt. Mit herzlichem „Grüß Gott" erzählt er, daß ein Fabrikant, der im Zuchthaus arbeiten lasse, ihm zu Weihnachten eine Sendung Liebesgaben für die Gefangenen übermittelt habe; davon soll nun auch der Hausl etwas abkriegen, und das nicht zu knapp! Und dann ein paar kräftige altbayerische Scherze, welchen der Beglückte in gleicher Mundart nichts schuldig bleibt, und der Gefürchtete ist wieder verschwunden. — „Ich hab's ihm wohl angemerkt," sagte der Hausl zu mir, „daß es ihn gewurmt hat wegen der ungerechten Straf', und daß er deshalb persönlich zu mir hergekommen ist! Er darf ja doch nicht um Verzeihung bitten oder sich entschuldigen. Aber daß er selber gekommen ist, das hat mir genug gesagt, und ich hab' ihm alles vergeben. Er ist ja ein wüschter Kerl, aber alles in allem doch ein braves Mannsbild!"

Kunstpflege im Zuchthaus

Ja, es gibt neuerdings so etwas wie eine Kunstpflege im Zuchthaus, und die Leute, denen daran gelegen ist, daß alles im wesentlichen hübsch beim Alten, Gewohnten und ihnen Bequemen bleibt,

weisen triumphierend auf die amüsanten Theateraufführungen, Kinovorstellungen, Chor- und Orchesterkonzerte hin, mit denen man an Sonn- und Feiertagen zwar auch die Gefangenen, vor allem aber die Presse und die Parlamente bei guter Laune zu erhalten sich geräuschvoll bemüht zeigt. Es wäre tief zu beklagen, wenn sich die Hüter unseres öffentlichen und sittlichen Lebens auf die Dauer mit solchen Mätzchen Sand in die Augen streuen ließen! Diese Veranstaltungen, die man jetzt mit verherrlichenden Texten in illustrierten Blättern abbildet, und die den Besuchern und der Presse als richtige „Potemkinsche Dörfer" hingebaut werden, erhöhen im allgemeinen nur die seelische Folter, indem sie den Gefangenen in quälender Weise daran erinnern, was ihm alles genommen ist, seine Sehnsucht nach menschlicher Lebensgemeinschaft ins Unerträgliche steigern und damit zugleich auch seinen inneren Groll und damit wieder seine Neigung zu verbrecherischen Entladungen. Wie oftmals habe ich vergebens die Verzweiflungsanfälle mit schwachem Trost zu stillen versucht, mit denen so mancher Langfristige oder gar Lebenslängliche von solchen Festlichkeiten in sein Kerkerloch zurücktaumeln mußte. Doch wäre es selbstverständlich zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß es überhaupt falsch wäre, derartige Eindrücke an die Gefangenen heranzubringen. Auch hierbei kommt es durchaus darauf an, wie sie an den Gefangenen herangebracht werden. Sie sind wertlos, ja wirken nur verbitternd, wenn die Leute fühlen, daß man sie nur damit beglückt, weil eine oberste Instanz es aus Popularitätshascherei gebietet, oder weil man bei gewissen Parteien „einen guten Eindruck schinden" und sich als modern, als zeitgemäß-fortschrittlich und damit als besonders qualifiziert zur Beförderung ausweisen möchte. Es gibt kein feinnervigeres Wesen als einen langfristig Eingekerkerten, dessen Aufmerksamkeit und Gefühlseinstellung ja auf einen so engen Umkreis konzentriert sind. Die Leute spüren sofort heraus, ob ihnen in diesen Veranstaltungen ein lebendiges Herz entgegenkommt, das ihre Herzen sucht, oder ob sie nur auf Vorschrift hin und aus eiskalter Berechnung heraus zustandekommen. Dann mag der Film noch so erstklassig, das Konzert musikalisch noch so wertvoll, das Theaterstück noch so lustig sein, es wird doch höhnisch abgelehnt und außer Hörweite der Beamten unter heftigem Schimpfen in Grund und Boden kritisiert. Wenn die Leute während der Vorführung auch noch so dröhnend lachen: das seelische Gesamtergebnis ist dann das genaue Gegenteil von dem, das erreicht werden sollte. Mit solchen Bluffs sollten sich die Kreise nicht abspeisen lassen, denen es ernstlich darum zu tun ist, daß das Zuchthaus ebenso auf das kulturelle Gesamtniveau unseres Zeitalters gebracht werde wie die Kranken- und Irrenhäuser auch!

Wie ändert sich doch das Bild sofort, wenn diese mehr oder weniger künstlerischen oder wenigstens mit schwachen Kräften

künstlerisch gemeinten Darbietungen aus einem kunstfrohen und damit selbstverständlich auch zugleich menschlich-warm pulsierenden Herzen kommen! Dann werden sie den Gefangenen — ausgenommen immer die ganz stumpfen, mehr oder weniger verblödeten Typen — in der Tat ein Labsal, das sie ihre schwere Schicksalslast unverdrossener tragen läßt! Und das deshalb, weil die Beamten, die einmal mit ihnen in einem solchen gemeinsamen, die außermenschlichen Schranken bis zu einem gewissen Grade überschwingenden Kunsterleben verbunden waren, den Gefangenen nun auf einmal viel näher stehen, viel mehr als Mensch zu Mensch vertraut werden, selbst wenn sie ihnen vorher durch die schroffe Disziplin noch so fern, fremd, feindlich gewesen waren. Für diese Tatsache war der Vorstand unseres Ebracher Hauses, der dasselbe während der ersten Jahre meines dortigen Aufenthalts leitete, ein erstaunlicher Beweis. Er galt, wie gesagt, für einen Wüterich, und wenn er alle kleinen Gesuche barsch abschlug und dafür Strafe über Strafe verhängte: Kostabzüge, Bettentziehung, Arrest, daß die Haare pfiffen, dann haßten ihn die Gefangenen und schwuren schäumend vor Empörung: dieser launischen und grausamen „Pascha-Wirtschaft" bei nächster Gelegenheit auf eine greuelvolle Art ein Ende zu machen! — Wenn er aber dann am Sonntag darauf seine ganze Belegschaft im Kirchenraum um sich versammelte und glühend vor Begeisterung selbst das Podium bestieg, um mit seinem gewaltigen Baß dem Gefangenenchor ein nie wankendes Fundament zu geben, wenn er unermüdlich am Harmonium oder auch an der Orgel die Gesänge und die Instrumentalsolisten begleitete und sich sichtlich gar nicht genug tun konnte, uns mit den besten Gaben zu überschütten, die überhaupt in einem solchen entlegenen Nest aufzutreiben waren, dann hatte er mit einem Schlage die Herzen wiedergewonnen, die schroffen Zusammenstöße waren vergessen, die Strafen verschmerzt, und die Leute waren für ein paar Stunden wirklich glücklich, ihrem Elend, ihrer Schmach freundlich entrückt — und das, weil er selbst mit ihnen glücklich war, wie eben nur ein von Natur musikalischer Mensch glücklich sein kann, wenn er endlich einmal wieder nach Herzenslust musizieren darf. Von solchen Stunden gemeinsamen Glücklichseins strahlt dann auch ein versöhnendes Licht in die dunklen Wochen und bringt eine merkliche Entspannung in die oft schwer geladene Atmosphäre

In dieser psycho-therapeutischen Wirkung und nicht im oberflächlichen „Amusement" liegt der Wert, den künstlerische, den vor allem musikalische Darbietungen im Zuchthaus haben können, den diese aber nicht haben, wenn keine Persönlichkeit dahintersteht, und den sie ganz bestimmt nie haben werden, wenn der Gefangene fühlt, daß sie nur veranstaltet werden, um der modernen Vorschrift Genüge zu leisten oder aus der banalen Absicht heraus: die armen Teufel sollen auch einmal einen Spaß haben.

Man sollte nicht vergessen, daß das vulgäre „Amusement" ja doch ausbleibt! Nicht einmal rauchen dürfen die Leute dabei, nicht einmal ein Glas Bier, nicht einmal eine Tasse Kaffee haben sie vor sich stehen, von Frauen und Mädels ganz zu schweigen, was doch alles auch dazu gehört, wenn bei primitiven Menschen von „Vergnügen" die Rede sein soll. Der „Kunstgenuß" ist doch für die überwiegende Masse der ungebildeten Durchschnittsmenschen nur eine stimmungmachende Beigabe zu den bescheidenen materiellen Genüssen, die ihnen das eigentliche „Amusement" bedeuten. Sollen die schwerbedrückten Gemüter von den in jeder Kunst wirksamen geistigen Kräften in befreiender und heilsamer Weise ergriffen werden, so müssen die Darbietungen etwas Mitreißendes haben — und das vermag nur die selbst von diesen geistigen Mächten hingerissene, begeisterte Persönlichkeit. Ist eine solche Träger des Ganzen, so ist es nicht von Belang, ob die ausführenden Kräfte auf einer künstlerisch hohen Stufe stehen oder ob sie nur Dilettanten sind, die schlecht und recht ihr Bestes geben.

Vor allem aber ist wesentlich, daß die Leute manchmal selbst mittun können; denn der nicht intellektualisierte „Ungebildete" kann innerlich schwer oder gar nicht mitgehen, wenn er nicht auch äußerlich, körperlich mittun kann: mitsingen, mittanzen usw. Auch dafür zeigte unser gefürchteter „Herr Ober" Verständnis. Er endete seine Sonntagsnachmittagskonzerte, in denen er, wie gesagt, meist selbst der Hauptsolist war, in der Regel damit, daß er die gesamte Mannschaft aufstehen hieß und einen Choral anhub, in den alle unter Orgelbrausen und Posaunengeschmetter mit einstimmten. Man hörte es den mächtigen Tonfluten unverkennbar an, wie sehr es den Leuten ein Bedürfnis war, sich nach so langem passiven Verhalten zu guter Letzt selbst tätig zu fühlen und die aufgesammelte seelische Spannung zu entladen. Überhaupt: man kann die unschätzbare seelische Heilkraft, welche der Chorgesang — insofern er nicht banale und banalisierende Liedertafelei ist — von jeher für das Volk gehabt hat, kaum irgendwo deutlicher erkennen als im Zuchthaus. Ganz besonders gilt das vom Choral. Diese prachtvollen alten Weisen allsonntäglich in der Kirche wieder anstimmen zu dürfen, gewährte auch den zielbewußten „Atheisten" unter den Gefangenen eine große Freude, auch denen — und das waren vielleicht die meisten —, welche nur deshalb am Gottesdienst teilnahmen, weil das in Bayern einen guten Eindruck macht und Anspruch auf die fürsorgliche Wirksamkeit des Anstaltsgeistlichen gewährt, die namentlich in Familien- und Unterstützungsangelegenheiten, vor allem aber bei Begnadigungsgesuchen sehr wesentlich in Betracht kommt. In der evangelisch-lutherischen Landeskirche Bayerns wird erfreulicherweise auch die Altarliturgie meist noch vom Pfarrer und der Gemeinde wechselweise gesungen. Es sind die erhabenen musikalischen Formen der alten Kirche, die hier auch an protestantischen Altären

noch fortleben und diesem, im rationalistischeren Norden der Predigt zuliebe meist als Nebensache betrachteten Teil des Gottesdienstes eine namentlich für weniger intellektuelle Menschen unmittelbar ergreifende Bedeutung verleihen. Auch gingen die Leute — selbst die ganz unkirchlich gesinnten — immer mit sichtlicher Freude in die Choralübungsstunden, die der Pfarrer öfters an Wochentagen in zwanglos anregender Weise abhielt. Mit jenem Eifer, den man nur aufbringt, wenn einem wirklich etwas Spaß macht, bemühten sie sich hier im A-cappella-Gesang; und da sich immer eine größere Zahl musikalischer Menschen unter ihnen befand, welche die Führung übernehmen konnten, so war es erstaunlich, wie sicher sie die Einsätze trafen und wie gut sie die Tonart hielten. Eine derart aktive Gesangs- und Kunstpflege gibt den einfachen Menschen tausendmal mehr als alle Virtuosenkonzerte, wo die langdauernde Passivität sie bedrückt, und wo sie niemals, wie sie's doch vom Bierkonzert draußen her gewöhnt sind, sich zwischendurch auch mal „ausquatschen" können. Dem primitiven Menschen fällt ja nichts schwerer und nichts ermüdet und verstimmt ihn schneller, als das Sich-konzentrieren-müssen auf etwas Geistiges oder Künstlerisches, wobei er nicht mittun, wobei er nicht auch körperlich mit dabei sein kann.

Unser alter Vorstand in seiner persönlichen Musizierfreudigkeit brachte es aber sogar in diesem Waldnest fertig, ganz respektable Instrumentalkonzerte zu arrangieren. Er hatte aus den Beamten der Anstalt und aus deren Söhnen, aus Lehrern und anderen Musikfreunden ein kleines Orchester zusammengestellt und wußte auch geübte Dilettanten zu gewinnen. Das führte dazu, daß auch deren Angehörige und andere Privatpersonen aus der Welt der Freiheit „da draußen" als Gäste geladen wurden, darunter auch Frauen, sogar junge und hübsche. In einem so abgelegenen Örtchen, wie es dies Ebrach ist, haben die Einwohner ja sehr selten Gelegenheit, einmal bessere Musik zu hören; sie nahmen daher diese Darbietungen innerhalb der Anstalt sehr dankbar auf, und die gemeinsame beifallsfreudige Stimmung, die sie mit „ihren" Zuchthäuslern innerlich verband, wirkte auf diese, die doch daran gewöhnt sind, von den Menschen in der „Freiheit da draußen" gemieden und verachtet zu werden, wie seelischer Balsam.

Weniger geschätzt waren rezitatorische Darbietungen; nur humoristische Sachen gefielen, z. B. Ludwig Thomas Schelmereien, in heimatlicher Mundart vorgetragen. Witzige Kabarettnummern wurden zwar momentan dröhnend belacht, hinterließen aber meist einen bitteren Nachgeschmack wie alles, was die amüsante Umwelt vermissen läßt, in der man draußen dergleichen zu genießen gewohnt war. — Der Clou der künstlerischen Veranstaltungen war aber der Bamberger Forstrat Hänel, den unser „Ober" für die Nachmittage der hohen Feste zu gewinnen wußte. Das Erscheinen dieses Mannes versetzte jedesmal das ganze Zuchthaus in frohe

Stimmung. Hänel ist ja eine weitbekannte Persönlichkeit geworden durch seine begeisternde Werbetätigkeit für den Natur-, Wald- und Vogelschutz, vor allem auch als geradezu dichterischer Schilderer des Vogellebens und seiner wunderbaren Geheimnisse. Von diesen Wundern erzählte er uns also in seiner liebenswürdigen, unmittelbar volksnahen Weise. — Und wieder eine höchst beachtenswerte Erfahrung! Diese „Zuchthäusler", oder doch wenigstens ein erheblicher Teil von ihnen, zeigten volles Verständnis für die ungeheuerliche Verarmung, welche die seelenmordende, einseitig technische Zivilisation über unser modernes Dasein bringt, wie sich das in der Tatsache ausspricht, daß die Vogelwelt mit all ihren Wundern um so schneller verschwindet, je mehr die Industrialisierung und der mechanische Verkehr zunehmen, je mehr durch übertriebene Meliorationen in Feld, Flur und Wald die letzten kleinen Strauchwildnisse und Heckenraine ausgerodet werden. Und je rapider die Vogelherrlichkeit dahingeht, um so frecher nimmt das Geschmeiß zu: die Schädlinge der Insektenwelt mit all ihren Gefahren für die Forstkultur, für Pflanzenwuchs, für Mensch und Vieh! Nur mit sichtbarem Ingrimm vernahmen die Leute aus dem Munde Hänels z. B. die Tatsache, daß die Fichte, einer unserer wundervollsten Wald- und Märchenbäume, im Begriff steht, völlig aus unseren Forsten zu verschwinden, weil sie den starken Gehalt an Kohlensäure, den die vielen Fabrikschlöte in unsere Atmosphäre hineinqualmen, nicht verträgt. Mit der Fichte verliert sich aber auch eine große Zahl unserer edelsten Vogelarten. Die Leute waren tief empört darüber, ganz im Gegensatz zu so vielen Gebildeten und Ehrengeachteten, die an dieser und jeder anderen Verarmung unseres seelischen Daseins gleichgültig vorübergehen. Man erkennt daran abermals: die Tatsache, daß ein Mensch durch juristisch formuliertes Urteil zum „Verbrecher" gestempelt wird, sagt gar nichts über seine rein menschlichen Qualitäten, nichts über seine tiefere seelische Artung! Die inkriminierte Tat kann ihm ganz gegen seine eigenste Natur durch übermächtig-widrige Umstände aufgenötigt worden sein! Übrigens spielten die Vögel und ihr Flug in der Rechtsprechung der alten Völker bekanntlich eine wichtige Rolle. Vielleicht kommt es mit daher, daß sie auch heute noch im Volke mit so großer Ehrfurcht und Liebe beobachtet werden. Jedenfalls waren meine Schicksalsgenossen alle überglücklich, wenn ihnen Hänel von den Vögeln erzählte. Die strenge Vorschrift, die jede private Unterhaltung, jedes Sich-Verständigen durch Kopfnicken und andere Zeichen bei Strafe verbot, war da nicht mehr aufrechtzuerhalten. Alles schwatzte und lachte durcheinander, und wenn die Aufsichtsbeamten keine Uniform angehabt hätten, so würde man sie kaum noch aus den Sträflingen herausgefunden haben, so gingen sie in der allgemein freudigen Stimmung mit unter. Und doch kam niemals die geringste Ungebührlichkeit vor. Allein schon die Tatsache, daß ein hoch-

angesehener Mann sich für seinen Feiertag nichts Besseres wußte, als in dies abgelegene „Kaff" herauszufahren, um den Zuchthäuslern einige frohe Stunden zu machen, übte einen mächtigen Eindruck auf unsere Mannen aus. Sogar die Kommunisten sagten: „Ja, wenn die hohen Beamten alle so wären wie der da...!"

Doch begnügte er sich nicht nur mit dem Erschließen der Märchenwelt des Waldes und der Vögel — der Waldvogelgesang aus dem „Siegfried" läßt uns ja noch erfühlen, wie hier das Mythische in der deutschen Seele sein Symbol findet —, er brachte auch noch sein Quartett mit aus Bamberg, einen musikalischen Freundeskreis, in dem er als guter Cellist das beseelende Element war. Es wurde meist klassische Kammermusik gespielt, jedesmal eingeleitet durch einen kleinen Vortrag Hänels, in dem er mit seinem gewinnenden Erzählertalent aus dem Leben und Ringen unserer großen Meister berichtete und zugleich Anleitung gab, die Individualitäten der Komponisten in ihren Werken wiederzuerkennen. Was aber auf die Gefangenen erst recht größten Eindruck machen mußte, das war, daß auch ein Oberlandesgerichtsrat aus Bamberg, der manchen von ihnen verurteilt und hierhergeschickt hatte, ebenfalls als Geiger mitspielte, und daß sich sogar der gewaltige Herr Oberstaatsanwalt, dem die Oberaufsicht über die Anstalt zusteht, diesem Bamberger Freundeskreis anschloß und seine lieben Zuchthäusler unter Sang und Klang mit einem ganz gemütlichen Feiertagsbesuch beehrte. Alle Äußerungen, die ich darüber auch von den sonst aufsässigsten Schwerverbrechern gehört habe, ließen erkennen, daß dies der beste Weg ist, um im Verbrechertum moralische Eroberungen zu machen.

Immerhin setzte diese Art von Musikpflege doch noch ein gewisses höheres musikalisches Verständnis voraus, weshalb bei der großen Durchschnittsmasse der Gefangenen der Film beliebter war, weil er keine innere Sammlung, keine anstrengende Konzentration fordert und auch oft komische Eindrücke bringt. Es macht einen sonderbaren Eindruck, etliche hundert Mann in Zuchthausmontur, darunter ein Dutzend Lebenslängliche oder auf Jahrzehnte den sogenannten Freuden des Lebens Entzogene, sich vor einem Trickfilm halbtot lachen zu sehen. Erotische Szenen waren natürlich aus den Filmstreifen herausgeschnitten, was aber von den Gefangenen an den auffälligen Lücken erkannt wurde und sehr verstimmte. Bilder aus dem Gegenwartsleben „draußen" hinterlassen überhaupt oft eine Art von Katzenjammer; sie reizen den Gaumen, stillen aber nicht den Durst, den brennend heißen Durst nach Leben, Liebe und Lust.

Dagegen erwies sich, daß die bildende Kunst für die, welche zeichnerisch oder malerisch begabt waren, wirklich ein lauterer Quell des Friedens und innerer Erhebung sein kann. Auch hier bewährte unser Ober wieder seinen gesunden Instinkt, daß er die Versuche bildnerisch veranlagter Leute nach Möglichkeit förderte. Denjenigen, die ernstlich gute Fortschritte machten, ließ er Leinwand und Farben besorgen und gewährte ihnen im Arbeitsdienste usw. Erleichterungen, damit sie sich ein wenig der Pflege ihres Talentes widmen konnten. Auch stellte er ihnen Aufgaben. Ich sah z. B. ein ganz wohlgelungenes Hindenburg-Bildnis in Öl, das er sich nach einer Photographie hatte malen lassen. Selbstverständlich suchten diese Künstler unter meinen Schicksalsgenossen meinen Rat; schon weil sie wußten, oder durch die Beamten erfuhren, daß ich im Münchner Kunstleben als Kritiker in ersten Zeitungen und Zeitschriften und auch als Ausstellungsorganisator eine ziemlich ausgedehnte Wirksamkeit ausgeübt hatte; fanden sie doch zuweilen in Zeitschriftenbänden Aufsätze aus meiner Feder, die sie, da sie ihnen nicht in allen Punkten verständlich waren, von mir erläutert haben wollten. Da war es nun sehr förderlich für sie, daß mir gestattet wurde, sie in Begleitung des Aufsehers in ihren Zellen zu besuchen, eine Erlaubnis, die eigentlich über den normalen Rahmen der Hausordnung erheblich hinausgreift. Sogar die unteren Beamten, welche meine „Ateliervisiten" überwachten, zeigten sich lebhaft interessiert für die künstlerischen Bestrebungen dieser Leute und suchten sie ebenfalls zu fördern. Wie die Kunst auf der Bildfläche erscheint, hört das Zuchthaus auf, Zuchthaus zu sein, und die abgrundtiefe Grenzscheide zwischen Uniform und Anstaltsmontur ist augenblicklich durch den bunten Regenbogen farbiger Formen überbrückt.

Es waren vornehmlich zwei meiner Schicksalsgenossen, die ausgesprochen malerische Begabung bekundeten. Der eine, Josef Buchberger, war ein geborener Münchner, schon ein älterer Mann, der wegen Raubmordes, verübt an einer alten Frau, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt war und schon an die 20 Jahre verbüßt hatte. Er war lungenleidend, und so wäre seine Lage grenzenlos elend gewesen, wenn er seine Kunst nicht gehabt hätte. Er malte Landschaften und Blumen. Das scheint im Zuchthause unmöglich, da die Natur fehlt. Allein unser Ober ließ ihn zu uns auf die östliche Seite des Zellenbaues verlegen, wo er durch sein Fensterchen den Ausblick auf das grüne Tal der Ebrach, die bewaldeten Höhenzüge, die es begleiten, und die dunstig flimmernde Ferne hatte, in der es dem Blick entschwindet; wo er die herrlichsten Sonnenaufgänge, Wolkenphantasmagorien und Regenbogen beobachten konnte. Sein Abteilungsaufseher war überdies der seelengute „Papa", der ihn gerne gewähren ließ und zu der Vernach-

lässigung der vorgeschriebenen Arbeitspensen — Buchberger war offiziell Maschinenstricker — beide Augen zudrückte, ja sogar, wie er gelegentlich spaßte: „auch die Hühneraugen". Blumen konnte man im Hofe studieren; denn das Beet, um das wir bei unseren Promenaden herumtrotten mußten, war mit allerlei blühenden Gartengewächsen bepflanzt, brachte im Februar schon die ersten Gänseblümchen hervor und dann, je nach der Jahreszeit, Nelken, flammenden Klatschmohn, allerlei Rosen; und sogar Schmetterlinge schaukelten sich zuweilen darauf: Trauermantel, Admiral, Pfauenauge usw., ein Besuch, der jedesmal Sensation erregte, die freilich noch gesteigert wurde, wenn hoch im Himmelblau ein paar Bussarde kreisten, deren majestätische Flugbahnen von den Gefangenen mit fieberhafter Spannung verfolgt wurden. Wie gerne wären sie doch alle mit davon geschwebt im freien Reich der Lüfte! Auch die Tauben, die regelmäßig aus benachbarten Bauernhöfen herübergestrichen kamen und, mißtrauisch ihre Köpfchen verdrehend, auf der hohen, düsteren Mauer niederhockten, um sich mit klatschenden Flügeln herabzuschwingen, wenn ihnen die sorgsam gesammelten Rester unserer Brotrationen hingestreut wurden, auch sie gaben mit ihrem entzückenden Federkleide unseren Malern willkommene Motive.

Buchberger, der Münchner, war ein geistig reger, freundlicher und gutmütiger Mensch, der bei den jüngeren Mitgefangenen eine gewisse Autorität genoß und auch bei allen Beamten wohlgelitten war: einer jener nur allzu häufigen Fälle, wo die Strafvollzugsbeamten kopfschüttelnd vor den Urteilen der Strafrichter stehen. Man gab sich Mühe, ihm die Begnadigung zu erwirken, denn man war überzeugt, daß die an sich verabscheuungswürdige Untat, zu der er sich als ganz junger, haltloser Bursche hatte hinreißen oder verführen lassen, keineswegs mehr einem im schweren Leide langjähriger Kerkereinsamkeit gereiften Manne zugerechnet werden dürfe, von dem jener rohe Patron inzwischen abgefallen war wie eine Kotkruste nach längst überstandenem Unwetter. Er war „ein anderer" geworden: ein neuer Mensch war aus dem Untergange jenes Unholdes geboren worden, ein guter Mensch, der solche Untat zu tun gar nicht fähig war! Der gar nicht begriff, daß er derselbe sein sollte wie jener, dessen Faust einst den welken Hals jener armen Frau umklammert hatte. Der Mann war darüber zum Grübler und Melancholiker geworden und war außerdem, wie es bei diesen Lebenslänglichen öfters vorkommt, auf okkultistische Bahnen geraten, getrieben von dem quälenden Drange, in übersinnlichen Sphären die Lösung seines Daseinsrätsels zu finden, die er in der Alltagsgewalt vergebens gesucht. Manchmal ergab er sich fromm in den Willen Gottes und fand darin auch Trost und Ruhe; dann aber riß ihn die Verzweiflung wieder ins Gegenteil; er kündigte dem Allmächtigen den Gehorsam und lästerte in wildem Trotze. Er fühlte den Todeswurm in seiner kranken Brust; und

immer noch keine Aussicht, aus den dumpfen Kerkermauern herauszukommen, um wenigstens noch ein paar Jährchen als geläuterter Mensch in der Freiheit zu genießen, was diese Erde dem Malerauge in so reicher Fülle zu bieten hat.

Unser anderer Maler hingegen war ein junger Leichtfuß. Er hatte nur drei Jahre abzumachen wegen allerhand Betrügereien, auf die er verfallen war, weil er als intelligenter Bursche sich Geld verschaffen wollte, das ihm auf ehrliche Weise zu erwerben schlechterdings nicht gelingen wollte: ein typischer Fall, der in allen Zuchthäusern Dutzende von Vertretern hat. Also auch kein eigentlicher Verbrecher, sondern, wie alle diese, nur durch verzweifelte Not ins Verderben getrieben. Der wirkliche und allein als solcher zu beurteilende Verbrecher bedarf keines Antriebes durch Not und Verzweiflung oder Verführung; er ist Verbrecher aus angeborener innerer Veranlagung und wird nicht von außen, sondern durch diese seine Individualität zu Taten veranlaßt, welche seinen Mitmenschen und der menschlichen Gesellschaft schädlich sind und daher als unsittlich aufgefaßt werden. Zum wahren Verbrecher gehört ebensowohl eine besondere Veranlagung, gehört ebensowohl Talent, d. h. eine nicht willkürlich zu erwerbende Befähigung wie zur Kunst auch; und zum großen Verbrecher gehört Genie. Auch Talent und Genie haben, wie alles Lebendige, ihren positiven und ihren negativen Pol. Echtes, sozusagen rassiges Verbrechertum ist eine Erscheinungsform des negativen Talent- oder Geniepoles. Echte Verbrecher, deren Taten bei aller sittlichen Entrüstung, die sie hervorrufen, doch die Phantasie und den Verstand in hohem Maße anregen, ja sogar entzücken können, sind ebenso selten wie echte Künstler. Bei uns in Ebrach waren nur ganz vereinzelte, die sich auch ganz unverkennbar von der Durchschnittsmasse derer abhoben, die nur aus Not oder durch Verführung und innere Haltlosigkeit bei übler Umgebung gewissermaßen zu Dilettanten des Verbrechertums geworden waren. Zu diesen Dilettanten gehörte auch dieser muntere Leichtfuß, Fritz Riefstahl, der sicherlich ein ganz zuverlässiger Deckoffizier und angenehmer Kamerad geworden wäre, wenn ihn nicht der Zusammenbruch nach Kriegsende aus seiner Marineschule und damit aus seiner Laufbahn hinausgeworfen hätte. Ohne Hilfe von zu Hause und nicht gewöhnt, sich allein durchzubringen, verlegte er sich auf kleine Hochstapeleien, wurde mit Gefängnis bestraft und, weil ihm damit nun erst recht die Bahn geordneter Arbeit versperrt war, so versuchte er's nun mit etwas großzügiger angelegten Betrügereien und wurde ins Zuchthaus gesperrt. Hier war er nun hochwillkommen. Denn er war nicht nur ein talentvoller Zeichner, sondern auch ein ungewöhnlich geschickter Feinmechaniker und Tausendkünstler auf allen technischen Gebieten. So sehr man ihm als einem im Grunde gutartigen und netten Jungen es gönnte, daß ihm ein Drittel seiner Strafzeit „auf

Bewährung" im Gnadenwege erlassen wurde, so sah man ihn doch sehr ungern ziehen, denn er war für den Betrieb der Anstalt fast unersetzlich.

Sein eigenes Dichten und Trachten war aber ganz und gar auf die Malerei gerichtet. Seine Zelle glich einem kleinen Atelier: Keilrahmen mit Landschaften und Köpfen standen herum, dicke Skizzenbücher häuften sich auf dem Tische, angefüllt mit Studien und Kompositionsversuchen. Seine einzige Anleitung entnahm er den Jahrgängen illustrierter Kunstzeitschriften, deren einige in der Anstaltsbücherei vorhanden waren. Auch ihm ließ der Vorstand Leinwand, Farben, Stifte, Papier zukommen, bezahlte es wohl gar aus eigener Tasche und feuerte ihn durch sein persönliches Interesse an. Die Beamten bewunderten ihn und zeigten kleine Arbeiten seiner Hand draußen im Dorfe voller Stolz ihren Bekannten. Es war rührend, mit welcher Begeisterung dieser arme Junge jede kleine Anleitung aufnahm, die ich ihm geben konnte. An Sonntagen wurde manchmal für die Gefangenen der Stufen II und III eine halbe Freistunde mehr eingeschaltet, in der sie nicht mit den ihnen zugeteilten „Hofgängern" zu promenieren brauchten, sondern sich nach Belieben je zwei und zwei gesellen konnten. Wenn ich dann die Treppe herunterkam, so stand er schon unten auf der Lauer in fieberhafter Ungeduld, damit ihm nicht ein anderer zuvor käme; denn das ist auch eine der Merkwürdigkeiten eines solchen Zuchthauses, von der die Welt da draußen keine Ahnung hat, daß es nämlich hier immer soundso viel sehr begabte Menschen gibt, denen häusliche Not alles versagt hat, was die Entfaltung ihrer Anlage ermöglicht hätte, und die nun mit leidenschaftlichem Fleiße dahinter her sind, das im Kerker nachzuholen und einem Schicksalsgenossen, welcher, wie ich, in diesem Punkte begünstigt war, ungezählte ernste Fragen vorzulegen haben. So beutete mich auch der kleine Riefstahl mit unersättlicher Wißbegierde aus für seine Kunst. Ahnungslos in Hinsicht auf die Zustände in dem verarmten Deutschland, hoffte er ja, sich einmal als Maler ausbilden zu können. Er hatte auch sonst höhere Interessen. Vor allem wollte er wissen, was es mit Goethes „Faust" eigentlich für eine Bewandtnis habe. Was er darüber gelesen in Literaturgeschichten usw., befriedige ihn nicht; da müsse mehr dahinter sein, Tieferes! Mit der kirchlichen Dogmatik käme doch ein moderner Mensch religiös nicht weiter; er meine immer: durch den „Faust", dessen Schluß doch das Christentum in seiner reinsten Herrlichkeit darstelle, müsse der Mensch von heute eher zu Gott kommen können als durch die Universitätstheologie. Das sind so Themata, über die man sich im Zuchthause unterhält! Ich muß gestehen, daß ich außerhalb des Zuchthauses nur sehr selten Menschen gefunden habe, welchen die Ergründung dieser Probleme ein ehrliches Herzensbedürfnis gewesen ist.

Es waren aber auch einige Dichter da. Soweit ich sie kennenlernen konnte, waren auch sie keineswegs materialistisch gerichtet, sondern, wo nicht religiös, so doch metaphysisch und okkultistisch verträumt und vergrübelt. Ich durfte ihre Niederschriften nicht lesen, obgleich sie mehrfach um die Erlaubnis nachsuchten, sie mir vorlegen zu dürfen. Ich kann also auch nicht sagen, ob ihre Gedichte, Romane, Dramen, Spruchsammlungen eigenartige und wertvolle Leistungen enthielten. Ich kann nur aus den Unterhaltungen mit ihnen schließen, daß sie teilweise es sehr ernst nahmen. Und das scheint mir durchaus nicht unwichtig! Beweist es doch abermals, wie viele Keime geistigen Wachstums selbst in einen solchen Zuchthausjammer ausgesät sind und nur auf günstiges Wetter harren, um sich zu entfalten und Früchte zu bringen. Mahnt diese Tatsache doch wiederum, endlich das Geistige im Strafvollzuge zu dem entscheidenden Range zu erheben, der ihm zukommt!

Da war vor allen das „Meierlein"! Ein freundlicher, sehr beweglicher, kleiner Mann, der immer munter daherkam und stets aufgelegt war zu okkultistisch-spiritistischen Diskussionen und Phantasien. Ganz gewiß hätte niemand hinter ihm einen wegen Raubmordes zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten gesucht! Er war schon etwa 15 Jahre da, hatte die schreckliche Hunger- und Frierperiode der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegszeiten leidlich überstanden und war wegen seiner manierlichen Art bei den Mitgefangenen wie bei den Beamten gleich wohlgelitten. Über seine Tat habe ich nie Bestimmtes erfahren können; einmal hieß es, er habe als Handwerksbursche auf der Walz einen Wandergefährten im Schlafe umgebracht, um ihn auszurauben, hätte aber dann bei der Leiche nur 60 Pfennige gefunden. Ein andermal sollte er einen Lustmord jener zweifellos pathologischen Art begangen haben, von denen man nicht begreift, wie sie überhaupt noch bestraft werden können. Eine gewisse pathologische Anlage war sicher vorhanden; aber bei welchem Dichter wäre das nicht der Fall; hat doch sogar der bis ins höchste Greisenalter kerngesunde Goethe sowohl in seiner Lebensbeschreibung wie im „Tasso" selbst tief hinuntergeleuchtet in die pathologischen Abgründe seines Inneren! — Das Meierlein kannte sich in dieser Literatur recht gut aus; er hatte seine Kerkerjahre gut angewendet. Man konnte mit ihm über alle Klassiker reden, vorzugsweise über die metapsychischen Phänomene, die in ihren Werken, z. B. bei Shakespeare, ja gar nicht selten sind. Er selbst schrieb Romane, dicke Bände, die auch in München von Sachverständigen als durchaus druckreif begutachtet worden sein sollten. Ich weiß aber nicht, inwieweit das Meierlein darin die okkulten Erfahrungen verwertet haben mag, die es erlebt zu haben fest überzeugt war. Er hatte die spiritistischen Theo-

rien kennengelernt und deutete damit seine Visionen. So schrecklich sie waren, so machten sie doch vielfach den Eindruck, als ob sie aus dem verdrängten, durch die lange Einkerkerung überspannten Freiheits- und Lebensdrange geboren wären als eine Art von krankhafter Wunscherfüllung.

„Ich stehe mit einer ganzen Anzahl von gegenwärtig als Menschen inkarnierten, aber auch mit einigen zur Zeit nicht auf Erden wandelnden Intelligenzen in ständigem Kontakte," sagte er mir. „Ich kenne sie persönlich nicht; denn ich kenne ja überhaupt niemand mehr in der Welt draußen. Aber sie besuchen mich, teils sichtbar, teils hörbar, und machen mir Mitteilungen namentlich über zukünftige, meist schon nahe bevorstehende Dinge, die sich noch jedesmal als zutreffend erwiesen haben. Sie kommen so oft und so zahlreich, daß ich keine Minute Langeweile habe; im Gegenteil: sie kommen viel öfter als mir lieb ist, namentlich des Nachts. Wie viel Qual und Jammer muß ich da anhören! Wie viel greuelvolle, ja höllische Dinge muß ich sehen und mit erleiden! Ach, wenn die Menschen eine Ahnung hätten, was ihnen alles bevorsteht in den nächsten Zeiten und was sie erst erwartet, wenn sie einmal alles Zeitliche hinter sich haben und keine Menschen mehr sein werden!" — Auch der „eingemauerte Mönch" kam bisweilen zu ihm, klagte ihm sein Leid, daß er ruhelos in den Gewölben des alten Klosters wandern müsse, und erzählte ihm erstaunliche Wahrnehmungen, die er bei diesem spukhaften Umgehen im Laufe der Jahrhunderte gemacht hatte; erst bei den Mönchen und später bei den Sträflingen. Wie von fast allen alten Klöstern, so meldet die Volkssage auch von Ebrach, daß hier einmal ein Mönch wegen schwerer Frevel, weil er sich dem Teufel übergeben, Nonnen verführt, sie zu Kindsmord verleitet usw., lebendig eingemauert worden sei und daß seine arme Seele immer noch klagend herumgeistere, auch oftmals gesehen werde. Das Meierlein konnte eine ganz plastische Schilderung von diesem Gespensterklosterbruder entwerfen. Mit der Zeit aber wurden diese visionären Besuche so häufig und so bedrohlich, daß er selbst Angst um seinen Geisteszustand bekam: „Wenn das noch länger so fortgeht, werde ich todsicher verrückt." Man sah ihm an, wie sehr er darunter litt; weshalb ich den Arzt auf ihn aufmerksam machte.

Da war es nun eine günstige Fügung, daß wir in dieser Zeit, nach dem Ausscheiden des alten Medizinalrates, vertretungsweise einen jungen Doktor im Hause hatten, der Psychiater vom Fach war und sich speziell im Kreise Schrenck-Notzings und Tischers an metapsychischen Experimenten beteiligt hatte. Der nahm sich nun des armen Meierlein mit verständnisvollster Fürsorge an, ließ ihn für einige Wochen ins Lazarett überführen, wo er ihn immer unter den Augen hatte und wo er mit anderen Leichtkranken eifrig Schach spielte, weshalb die Spirits nicht an ihn herankonnten. Der Doktor besaß auch einige mediumistische Bücher, war auf die

„Review of psychical Research" abonniert und konnte daher dem irrlichtelierenden Geiste des armen Meierlein eine solide wissenschaftliche Wegsteuer geben. Er ließ sich zwar dadurch die feste Überzeugung von der Realität seiner Visionen nicht rauben, aber er gewann doch immerhin eine größere Unbefangenheit. Die skeptischere Einstellung, die das Meierlein nunmehr ihnen gegenüber einnahm, war den Spirits offenbar unsympathisch, weshalb sie seltener zu ihm kamen. Mit dem Münchner Maler aber, der meist sein Hofgänger war, konnte er nun eifrigst metapsychische Forschungen treiben. Beides Menschen, die längst über das Niveau hinausgewachsen waren, auf dem sie einst so tiefen Fall getan hatten! Beide ein Vollbeweis für die heilsame Macht geistiger Erweckung im Zuchthause!

Noch erschütternder vielleicht war das an unserem Kantor oder vielmehr Organisten zu ersehen, der schon seit vielen, vielen Jahren allsonntäglich die Orgel spielte; denn er war draußen Dorfschullehrer gewesen. Er wurde das Opfer grauenvollster pathologischer Entartung und hatte sich — so wurde mir berichtet — unter diesem Zwange in einer entsetzlichen Weise an Schülerinnen vergangen. Lange war sein teuflisches Treiben unbemerkt geblieben, bis er eines Tages in einer Art von sexuellem Delirium ein kleines Mädchen erwürgte und die Leiche in schrecklicher Weise verstümmelte. Aus dem Wahnzustande erwacht, wußte er zunächst nicht, was er mit den blutigen Resten anfangen sollte, und so zerstückelte er den kleinen Körper, um ihn zunächst im Kachelofen zu verstecken, vielleicht mit der Absicht, ihn nachts irgendwo zu verscharren. Da es aber kalt geworden war, so kam in seiner Abwesenheit seine Hauswirtin, um einzuheizen. Ein furchtbarer Geruch, der aus dem heiß werdenden Kachelofen drang, veranlaßte sie, nachzusehen, und so kam das Entsetzliche an den Tag. Ich weiß nicht, ob dieser unglückselige Mensch zum Tode verurteilt und dann begnadigt worden, jedenfalls war er nun schon lange hier als einer unserer beklagenswertesten Lebenslänglichen. Er war von einem unheilbaren inneren Leiden gequält und hatte jede Hoffnung, jeden Wunsch nach der Welt und ihren Herrlichkeiten längst begraben. Er wohnte ständig in der Krankenabteilung, machte sich durch Schreibmaschinenarbeit, Listenführen usw. bei der Verwaltung nützlich und wurde überhaupt, da nach Abklingen der pathologischen Sexualität der anständige, ruhige Mensch herausgekommen, der er eigentlich war, mehr wie ein Angestellter als wie ein Sträfling betrachtet. Unter den Gefangenen ging ein Gerücht, wonach er auch an seinem Körper abnorme Verunstaltungen habe, doch konnte ich nicht feststellen, ob das auf Wahrheit beruhte. Jedenfalls war er ein kranker Mensch, war es immer gewesen, seine Untat ein Ausbruch seines Krankseins, auch wenn er bei deren Begehung nicht ganz unzurechnungsfähig gewesen sein sollte, was übrigens kaum festzustellen sein dürfte. Warum hatte man

ihn überhaupt kriminell und nicht psychiatrisch behandelt? — Gesetzt, er wäre ein schwer reicher Mann aus großer Familie gewesen und hätte die Mittel besessen, sich psychiatrische Sachverständige von erdrückender Autorität zur Verhandlung kommen zu lassen: würde er dann nicht in einer Pflegeanstalt untergebracht worden sein? Die juristische Auffassungsweise von heute sagt uns: in einem Falle wie diesem, der das primitivste Empfinden und die heiligsten Gefühle jeder Menschenbrust zur äußersten Empörung treibt — bestialische Hinschlachtung eines unschuldigen Kindes —, angesichts eines solchen himmelschreienden Frevels, der die Bevölkerung in weitem Umkreise in Wut und Empörung versetzt, muß eine vernichtende Strafe ausgesprochen werden, weil sonst eine unverantwortliche „Verletzung des Rechtsgefühles" eintritt und die Bevölkerung womöglich zur Lynchjustiz getrieben wird. Nicht nur auf dem Lande, auch in der Großstadt — das ist nicht zu leugnen — fordert die öffentliche Meinung, ohne sich viel um die pathologischen Grundlagen solcher Vorfälle zu kümmern, daß furchtbare Sühne erfolge. Der Racheschrei, der dann die Bevölkerung durchgellt, heischt nicht nur Tod und Hinrichtung, sondern sogar martervolle Hinrichtung. Es kann dann sogar zu einer jener Massenpsychosen kommen, wie sie die Einwohnerschaft amerikanischer Städte dazu hinreißt, schwarze Frauen- oder Kinderschänder zu Tode zu foltern. Diese Massenpsychose, dies Rachedelirium ist ebenso Tatsache wie das sexuelle Delirium, in dem der Psychopath seinen Frevel vollbringt. Kann es hier überhaupt einen Ausgleich geben? Sind wir hier nicht schon jenseits der Grenze, wo durch Menschen noch Recht gesprochen, wo noch durch Menschen Sühne erwirkt werden kann? Auch der himmelschreiende Frevel des Ödipus mußte für Menschen und durch Menschen ungesühnt bleiben; Gott selbst nahm die Sühne auf sich. Vielleicht ist es bei unserem Kantor ähnlich gegangen; vielleicht hat auch er seinen „gnädigen Gott" gefunden, der alle Frevel sühnt, indem er selbst den Martertod für uns arme Schächer auf sich nahm. Jedenfalls machte der Mann nun einen ausgesöhnten, friedlich das Ende seiner Erdenhaft erharrenden Menschen.

Wir hatten aber auch einen Küster: einen jungen Gefangenen, der die Altarkerzen anzündete und wieder auslöschte, die Nummern der Gesangbuchlieder an die schwarze Tafel steckte, die Abendmahlsgerätschaften besorgte und was so die übliche Küsterarbeit ist. Auch sein älterer Bruder war einer von den Unseren und für mich sogar eine wichtige Persönlichkeit, denn er war Hausknecht in meiner Zellenabteilung, eine Funktion, die stets eine Art von Vorgesetztenverhältnis uns gewöhnlichen Gefangenen gegenüber zur Folge hat. Diese beiden Brüder, Söhne einer angesehenen Nürnberger Familie, die eine kleine Fabrik besaß, waren typische Opfer jenes Schützengrabenkomplexes, mit dem uns schon in der Untersuchungshaft ein merkwürdiger Fall bekannt gemacht hatte.

Der ältere Bruder war Lehramtskandidat, als ihn der Krieg ins Feld rief; der andere ein kaufmännischer Angestellter. Aus dem Schützengraben wieder heimgekehrt, fehlten ihnen die Mittel, den brennenden Lebensdurst sattsam zu stillen, der sich auch in ihnen im Graben draußen bis zur Überspannung aufgestaut hatte. Vom Krieg her gewöhnt, Blut und Wunden und Menschenleben für nichts zu achten, gedachten sie sich die fehlenden Mittel dadurch zu verschaffen, daß sie den Direktor eines großen Vergnügungsetablissements in dem Augenblick überfielen, wo er im Begriff war, die Abendkasse im Safe seines Büros zu verwahren. Sie schlugen ihn nieder, glaubten ihn tot oder doch wenigstens schwer verletzt und rannten mit dem geraubten Gelde davon. Aber der Direktor war der Klügere. Er war gar nicht erheblich verletzt, sondern hatte sich nur hinfallen lassen und bewußtlos gestellt, um seine gesunden Knochen zu retten. Kaum waren die Räuber auf der Straße, als er auch schon aufsprang, ihnen nacheilte, Passanten und Schutzleute hinter ihnen herhetzte und ihnen den Raub wieder abjagte. Der ältere Bruder wurde dabei sofort verhaftet und später mit 7 Jahren Zuchthaus bestraft; dem jüngeren gelang es zu flüchten, doch wurde auch er schon nach einigen Wochen eingebracht und auf 6 Jahre nach Ebrach geschickt. Das war unser Küster, der werktags in der Buchbinderei und bei der Bibliothek einen angenehmen Dienst hatte.

Der Ältere hatte, wie wir noch hören werden, das von vielen Schicksalsgenossen ihm geneidete Glück, bei einer Meuterei die Partei der Beamten ergreifen zu können und diese beim Niederwerfen der Empörer zu unterstützen. Das trug ihm einen Strafnachlaß von nahezu zwei Jahren ein; denn mit solchen Gnadenerweisungen sucht die Behörde sich unter den Zuchthäuslern selbst Verbündete und Angeber zu werben, was ihr auch gelingt — allerdings auf Kosten des Charakters. Auch ein anderer, groß angelegter Versuch zur Meuterei, den ich beinahe selbst mit angesehen hätte, wurde durch einen nur zum Schein mitmachenden Kameraden verraten; und auch dieser erhielt zum Lohne weitgehenden Strafnachlaß, den man vielleicht insofern als wohlverdient bewerten könnte, als er wahrscheinlich schweres Blutvergießen verhindert hatte. Die anderen Gefangenen verachten natürlich einen solchen Verräter und belegen ihn mit den wegwerfendsten Schimpfworten; und doch wären weitaus die meisten überglücklich, wenn sie sich auch durch solch angeberische Charakterlumperei die heißersehnte Freiheit um ein paar Monate früher ergattern könnten. Nur wenige gibt's, denen unbedingt zuzutrauen wäre, daß sie einer solchen Versuchung gegenüber fest bleiben und lieber ihre ganze Strafe bis zum bitteren Ende absitzen würden, als einen Kameraden zu verraten; wenige — aber es gibt sie! Gibt sie hier im Zuchthaus, wo nach landesüblicher Spießermeinung nur „Schufte" hausen sollen!

Außer Kantor und Küster hatten wir aber auch zeitweise einen Vorsänger, der in der Kirche sowohl zur Verschönerung des Gottesdienstes wie nachmittags zur Bereicherung der Konzertprogramme einen recht angenehmen und auch wohlgeschulten Tenor hören ließ. Es hieß, er sei von Beruf Chorsänger bei einem großen Opernhause gewesen. Er war rückfälliger Münzverbrecher, wurde aber im Zuchthaus ebenso behandelt wie man draußen in der bürgerlichen Welt Tenöre und Stars auch zu behandeln pflegt, d. h. er wurde nach Kräften verwöhnt, um ihn bei guter Laune zu erhalten. Eine „Absage wegen Heiserkeit" hätte ja unserem musikbegeisterten Vorstand die Hauptnummern aus seinen Programmen gestrichen! Unser Tenor durfte sich dreist alles mögliche herausnehmen, was keinem anderen durchgegangen wäre. Als man ihm einmal vorhielt, warum er, der sich mit seiner guten Stimme doch leicht auf ehrliche Weise durchbringen könne, immer wieder falsche Kassenscheine mache, erklärte er keck: „Da kenn' sich der Teufel aus! Das ganze Jahr jammert der Finanzminister, es wäre kein Geld da; und wenn man sich dann seines Jammers erbarmt und macht eins, dann wird man eingesperrt!" —

Drittes Buch

Die gefährlichsten aller Zuchthäusler

Ein moderner Schinderhannes

Nach dreijähriger strenger Einzelhaft hat jeder Zellengefangene, „gute Führung" vorausgesetzt, Anspruch darauf, in der Freistunde sich im Hofe mit einem anderen Gefangenen zu unterhalten. Bei mir kam es schon früher dazu; nicht aber, weil man mir eine Vergünstigung erzeigen wollte, sondern weil ein anderer Zelleninsasse, dem diese Erleichterung lange Jahre vorenthalten werden mußte, weil er sie sich durch viele schwere Hausstrafen immer wieder verscherzte, versuchsweise dieser Gunst teilhaftig werden sollte. Man wagte es aber nicht, ihn mit einem kriminellen Gefangenen gehen zu lassen — weil er „zu gefährlich" sei. Manche Beamte hielten ihn für den gefährlichsten von allen. Er war ein Pfälzer, auch so ein wilder Schößling aus der Drachensaat des Krieges — und schließlich doch auch als eine geistige Persönlichkeit, wenn auch äußerst problematischer Art, sich enthüllend! Das war der Hans Körner aus der Gegend von Pirmasens, wo die großen Schuhfabriken sind, in denen auch er als kaum der, im Krieg ziemlich vernachlässigten Volksschule entwachsenes Bürschchen in die Finger der männerlosen Fabrikweiblichkeit fiel und von dieser so lange verhätschelt und zugleich ausgeplündert wurde, bis er nach kurzem Kavalierstraum, aller Sünd und Schand voll, als ein an Leib und Seele vernichtetes, erbarmungswürdiges Menschenkind im Kerker verschwand, — um hier mit der Zeit in sich selbst die erstaunlichsten Entdeckungen zu machen! Sein äußerer Lebensgang hatte manche Ähnlichkeit mit dem seines Landsmannes Otto Euler, von dem wir noch hören werden; und auch seine Verfehlungen waren, wenn auch viel gewaltsamerer Art, denen Eulers nicht unähnlich; und trotzdem war er ganz und gar ein anderes Wesen als jener, denn er war ein wirklicher, ein geborener Verbrecher! Euler war das nicht; in ihm war nie der absolute Wille zum Bösen, er war ganz Opfer des Milieus, der Not, der Kriegsverwahrlosung und der Verführung. Hans Körner war das auch; aber es war auch noch etwas anderes in ihm, etwas, das Böses wollte, ohne daß er durch Verführung, schlechtes Beispiel, Not dazu gereizt worden wäre. Ein einziger Zug in seiner außerordentlich fesselnden Selbstbiographie, die er mir mit einer bis ins kleinste rücksichtslos exakten Aufrichtigkeit vortrug, enthüllte mir dies „Geheimnis der Bosheit", und zwar in einer für mich er-

schütternden Weise. Er sprach gern von seiner Kindheit und wie harmlos er auf dem Dorfe unter der Hut gutherzig-schwacher Großeltern herangewachsen sei und sich in Feld und Wald nach Knabenart abenteuernd herumgetrieben. Da habe er einmal ein Reh mit einem erst vor wenigen Tagen geborenen Kitz getroffen. Wilde Jagdlust sei da in ihm erwacht, und er hätte das flüchtende Muttertier so lange gehetzt, bis das Kitzlein nicht mehr mit gekonnt. Da warf er sich auf das Junge, riß es von der Alten, die es verzweifelt zu verteidigen suchte, weg und schleppte es nach Hause, um es zu schlachten und sich von seiner Großmutter braten zu lassen. Noch lange habe er auf dem Heimweg hinter sich die herzzerreißenden Klagelaute des Muttertieres gehört. — „Und das haben Sie übers Herz gebracht?" fragte ich in einem Ton, daß er einen Augenblick unseren Hoftrott unterbrach, stehenblieb und mich mit seinen gescheiten braunen Augen verwundert anstarrte. „Warum denn nicht? Wildbret ist gut, und außerdem war das Fleisch damals schon rar." — Darauf ich: „Lieber Körner! Alles, was Sie mir aus Ihrem Leben erzählt haben — und Sie werden selbst zugeben, daß darin blutige und arge Schandtaten vorkommen —, all das kann ich Ihnen verzeihen, denn es verrät wohl Roheit, Grausamkeit, Selbstsucht — aber keine teuflische, keine absolute Bosheit! Was Sie aber dem Muttertier angetan haben, das ist absolute Bosheit, das ist Teufelei, das ist ein Bösesein um des Bösen selbst willen. Denn Sie wußten ja ganz gut, daß das jämmerlich kleine, noch ganz fleischlose Kitz gar keinen Braten geben konnte; Sie hatten außerdem bei Ihrer Großmutter so reichlich und so gut zu essen, daß Sie es gar nicht nötig hatten, einen Wildfrevel zu begehen, den man höchstens bei einem Verhungernden verzeihlich finden könnte. Sie haben es nur getan aus Lust am Wehetun, getrieben und gelockt vom Bösen selbst, d. h. von einem inneren Zwang, wehetun zu müssen. — Ist es so, oder ist es nicht so?" — „Ja, es ist so," murmelte er halblaut und knirschte mit den Zähnen; dann aber, jäh auffahrend, setzte er keck hinzu: „Übrigens finde ich solche Unterscheidungen wie Gut und Böse lächerlich. Nichts ist gut und nichts ist böse; das sind nur Urteile, die unser Egoismus fällt, je nachdem ihm etwas angenehm oder unangenehm ist, die aber an und für sich nichts zu bedeuten haben. — Schön! Ich habe dem Muttertier alles genommen. Mir hat man aber auch alles genommen! Nichts von dem, was dem Menschen lieb und wert, angenehm und vergnüglich ist, hat man mir gelassen, man hat mich in Ketten geschmiedet, man hat mich ungezählte Wochen lang in einem dunklen, eiskalten Loch hungern lassen, man hat mich fast zu Tode mißhandelt, mit Stöcken geschlagen und angeschossen — ist das nicht auch Teufelei? — Pah! Mit Füßen treten und mit Füßen getreten werden, schlachten und geschlachtet werden, fressen und gefressen werden: das ist das Dasein, und damit kann man nur fertig wer-

den, wenn man tritt, um nicht getreten zu werden, wenn man schlachtet, um nicht geschlachtet zu werden, wenn man frißt, um nicht gefressen zu werden. Alles andere sind verlogene Sentimentalitäten, die sich wohlgeborgene Leute aus besitzenden Kreisen vielleicht gestatten können, die aber für unsereinen nur lähmende Betäubungen sind, die es uns erschweren, sich gegen die ganze erbarmungslose Grausamkeit und Tücke des ungehemmten Daseinskampfes durchzusetzen." — „Aber Sie haben keinen Erfolg damit gehabt. Sie sind hier!" — „Lebendig begraben, jawohl! Seit meinem 20. Lebensjahre tot, schlimmer wie tot! Tot mit vollem Bewußtsein! In der Hölle! — Nun ja: wenn das Dasein schon eine Hölle ist, warum soll man nicht Teufel sein? Ich jedenfalls will es sein!" — Als ich von dieser Unterredung in meine Zelle zurückkam, trat der Aufseher bei mir ein, der unseren Spaziergang überwacht hatte, und fragte: „Was hat denn der Körner heute gehabt? Der hat ja ein Gesicht gemacht, daß selbst unsereinem das Grausen über den Buckel laufen könnte, wo man hier doch in dem Punkte schon an allerhand gewöhnt ist! Wie der leibhaftige Satan hat er ausgeschaut!"

Hans Körner war mir also als mein erster Hofgänger zugewiesen worden. Nun wollte man's einmal versuchen, da der Arzt seinen durch die entsetzliche Frier- und Hungersnot der Kriegs- und Umsturzperiode schwer heruntergebrachten Gesundheitszustand für bedenklich hielt. Es kam eigens ein höherer Beamter zu mir, mich von diesem Beschluß der Konferenz der Anstaltsleitung zu verständigen und mir zugleich anzudeuten, mit welch einem gefährlichen Menschen ich es nun zu tun bekäme. „Körner ist ein wirklicher Verbrecher," sagte er. „Es wird kein anderer Gefangener mit ihm auskommen können. Jeden wird er über kurz oder lang zur Verzweiflung oder zu einer Untat, vielleicht sogar zum Selbstmord treiben. Keiner kann sich seiner geradezu dämonischen Willensmacht erwehren, denn er ist der willensstärkste und intelligenteste von allen. Nur eins kann ihn bändigen: eine überlegene geistige Individualität von hoher Bildung und von großem Wissen; denn das sind Werte, für die er lebhaftes Verständnis zeigt, und nach denen er das sehnlichste Verlangen trägt. Das muß man bei all seinen gefährlichen Eigenschaften unbedingt anerkennen, und das ist das einzige, worauf ich bei diesem Burschen noch einige Hoffnung setzen möchte." — Man sieht aus dieser Schilderung, daß unter den Beamten, die täglich mit den Gefangenen zu tun haben, tatsächlich solche sind, die als alte Praktiker die Bedeutung des Geistigen auch in solch scheinbar ganz verzweifelten Fällen durchaus zu würdigen wissen. Man darf daraus den Schluß ziehen, daß es bei einer ernsthaften Reform darauf ankommt, solche Beamte für die Zuchthäuser auszuwählen, die von Natur als Menschenpfleger empfinden, und nicht solche, die sich, weil sie die juristischen Examina abgelegt haben, nun auch verpflichtet

fühlen, das furchtbare Werk der Strafjustiz bei den Abgeurteilten fortzusetzen und ihnen gegenüber mehr die Rolle des Rächers als die des psychotherapeutischen Pflegers zu spielen.

In unserem Falle bewährte sich nun die auf die Einwirkung geistiger Kräfte hoffende, pflegliche Einstellung glänzend. Solange Hans Körner mein „Hofgänger" war, hat er sich geradezu vorbildlich geführt. Allgemeines Staunen herrschte, wie friedlich, fügsam und nett er selbst gegen solche Beamte war, die er von früheren schweren Zusammenstößen her grimmig gehaßt hatte. Es war auch gar nicht anders möglich, denn die Probleme, über die wir uns unterhielten, beschäftigten seinen regen, ausgehungerten Geist derart intensiv, daß er in den 23 Stunden des Tages und der Nacht, in denen er nicht mit mir zusammen war, über und über zu tun hatte, das alles in sich zu verarbeiten, was in der einen Stunde unseres Spazierengehens nach echter alter Peripathetikerweise zwischen uns angeschnitten worden war. Ich hatte in den ersten Tagen den Eindruck, mit einem Verdursteten zusammen zu sein, der an der äußersten Grenze geistigen Verschmachtens angelangt, nun, wo jemand da war, der ihm einen sprudelnden Quell erschließen konnte, mit schier unstillbarer Gier trank und trank! Auch das hat etwas Erschütterndes! Ich fragte mich immer wieder: wären die zweifellos vorhandenen verbrecherischen Anlagen in diesem Menschen je in so verheerender Weise zum Ausbruch gekommen, wenn der wissens- und erlebnisdurstige Geist in ihm von Kind auf Anleitung gefunden hätte? —

Warum ich ihn einen „kleinen Schinderhannes" heiße? — Nun, er war ein Räuberhauptmann wie der berühmte „große" Schinderhannes; aber er war von Statur klein; und außerdem war seine Bande klein gewesen im Vergleich mit den Horden des großen Schinderhannes und dementsprechend auch seine Taten. Wenn der große Schinderhannes, der sein Wesen vielfach im Hunsrück und in Hessen nahe bei Körners Pfälzer Heimat getrieben, gleich ganze Dörfer und kleine Städte umzingelte und brandschatzte, so begnügte sich das kleine, bei seiner Verhaftung kaum 20jährige Schinderhänschen mit einzelnen Bauernhöfen; aber im Prinzip war er vom gleichen Schlage wie sein historisches Vorbild, von dem er übrigens erst durch mich erfahren hat. Denn ich hatte gewisse sozusagen familiäre Beziehungen zu dem berühmtesten und populärsten aller Räuberhauptmänner, der noch in meiner Jugend, also fast ein volles Jahrhundert nach seiner Hinrichtung, in den hessisch-rheinpfälzisch-nassauisch-kurmainzischen Gebieten ebenso volkstümlich war wie Rinaldo Rinaldini und Fra Diavolo in welschen Landen. Er hieß eigentlich Johann Bückler, war also auch ein Hans, und stammte vom Hunsrück, in welcher Gegend auch meine rheinpfälzischen Vorfahren, eines der ältesten lutherischen Pastorengeschlechter, im 18. Jahrhundert ansässig waren. Es gab in meiner Kindheit noch eine uralte Dame in unserer Verwandt-

schaft, welche die Leute des Schinderhannes als Wickelkind aus der Wiege gerissen und verschleppt hatten, als sie das Pfarrhaus ihrer Eltern plünderten. Es ist aber andererseits bezeichnend für Schinderhannes, daß dem Kindchen nichts geschehen durfte, und daß dasselbe sich eines Morgens fein säuberlich in bester Gesundheit wieder an der Schwelle des Elternhauses vorfand und ein außergewöhnlich hohes Lebensalter erreichte. Es hatte wohl eine der „Damen" der Räuberbande das Kleine inzwischen gestillt und gewartet. Ein Sohn des Schinderhannes kam später als Rekrut in die Schützenkompagnie meines Großvaters, der ihn zu einem tüchtigen Unteroffizier heranbildete und ihm persönlich Unterricht im Schreiben erteilte. Der Sergeant Bückler hat sich musterhaft geführt und ist später als Steuerkontrolleur oder so etwas ähnliches in allen Beamtenehren gestorben, ohne daß jemand gedacht hätte, in ihm den leiblichen Sohn des einst weit und breit gefürchteten Räuberhauptmanns vor sich zu haben, der Anno 1803 in Mainz, auch erst ein Vierundzwanzigjähriger, das Schafott bestiegen hatte, und dessen Skelett vor gar nicht langer Zeit noch in der Heidelberger Anatomie zu sehen war. Auch Schinderhannes, der mit seiner Bande die kleinen Fürstentümer des Rhein-Main-Nahe-Winkels samt der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. in Angst und Schrekken und damit in einer gewissen Abhängigkeit von sich erhielt, war eine Ausgeburt verwilderter Kriegsläufte. Marodeure und Deserteure der Revolutions- und Gegenrevolutionsheere waren wohl der Grundstamm seiner oft mehrere hundert Mann umfassenden Truppe. Überall in Stadt und Land hatte er seine geheimen Helfershelfer, die gegen Beteiligung am Raub ihm Tips zukommen ließen und zur Verwertung des geraubten Gutes ganze Handelsgesellschaften bildeten. So war es nie möglich, seiner habhaft zu werden, da er immer rechtzeitig gewarnt wurde, wenn ein größeres Aufgebot gegen ihn ausgeschickt werden sollte. Er entwich dann aus dem Nassauischen ins Frankfurtische, von da ins Hessen-Homburgische oder Hessen-Darmstädtische oder durchs Kurmainzische ins Erbachische usw. Das Dickicht der vielen kleinen Landeshoheiten war ein herrlicher Schlupfwinkel für ihn, noch zumal die verschiedenen kleinen Souveräne auch noch peinlich eifersüchtig aufeinander waren und infolge der umständlichen Verhandlungen, die deshalb zur Schonung der einzelnen von Kaiser und Reich verbrieften Prärogative erforderlich waren, nie zu einem geschlossenen Zusammenwirken gelangen konnten.

So gut hatte es nun unser Schinderhänschen nicht, obwohl sein Räubertum auch eine Ausgeburt der Kriegsverwilderung war. Allein was dem historischen Schinderhannes zum Vorteil gereichte, das wurde ihm zum Verderben. Das Gebiet seiner Raubzüge, die Saarpfalz und Nordlothringen, war zum Teil Etappengebiet; und dort waltete das militärische Standgericht mit unbarmherziger Strenge, das ihn, obwohl er kaum das 20. Lebens-

jahr erreicht hatte, gleich mit 10 Jahren Zuchthaus abstrafte für Verbrechen, die ein normales Gericht in Anbetracht seines jugendlichen Alters und seiner bisherigen Unbescholtenheit vielleicht mit ein paar Jahren Gefängnis abgetan haben würde. Er hätte daher auch Aussichten gehabt, später, als man daran ging, die furchtbaren Urteile der Standgerichte nach und nach abzubauen, eine wesentliche Strafmilderung zu erzielen, wenn er sich das nicht selbst verdorben, ja, mehr als das: wenn er sich nicht noch viele Jahre Zuchthaus dazu im Zuchthaus selbst zugezogen hätte als Rädelsführer gefährlicher Meutereien. So war seine Lage nach menschlicher Voraussicht so gut wie hoffnungslos; bei seiner durch die noch unterm alten System teilweise in Ketten ausgestandenen barbarischen Hausstrafen aufs schwerste erschütterten Gesundheit konnte er kaum noch damit rechnen, das Ende seiner Strafzeit zu erleben. Obendrein hatte er sich auch den Aufstieg in eine höhere Stufe unmöglich gemacht und damit also um alle die kleinen Vergünstigungen gebracht, welche Gefangene mit einwandfreier Führung in der II. und III. Stufe zu beanspruchen haben, und deren sich sogar mehrere Mörder erfreuten. Und ein Mörder war Hans Körner noch nicht einmal; allerdings nur zufällig; denn daß ihm die Mordtaten, die er versucht, nur unvollständig gelangen, lag gewiß nicht an ihm.

In dieser grauenvollen Lage hatte sich sein ganzes Dichten und Trachten nun mit der Zeit bis zur Besessenheit auf die einzige Idee konzentriert: sich unter allen Umständen, mag es das eigene, mag es noch so viele andere Menschenleben kosten, aus eigener Kraft zu befreien! Er fühlte sich den Vertretern der Staatshoheit gegenüber weit überlegen an Intelligenz, Verschlagenheit und persönlichem Mut. Er war grausam und listig wie ein Marder, in der Ertragung physischen Schmerzes, von Hunger, Durst und anderen Entbehrungen von geradezu katzenhafter Zähigkeit. Er hätte sicher nicht gezaudert, sich, wie der Fuchs, der ins Schlageisen geraten ist, ein Glied vom Leibe zu schneiden oder zu beißen, wenn er dadurch sein Ziel erreicht hätte. Bezeichnend für ihn ist folgendes: Als er einmal längere Zeit keinen Anlaß zu Beanstandungen gegeben, nutzte die Verwaltung das aus und machte ihm einen Vorschlag zur Güte. Er solle in eine höhere Stufe gelangen, er solle mit Vergünstigungen bedacht werden, ja sogar eine Empfehlung zum teilweisen Strafnachlaß wurde in Aussicht gestellt, wenn er sein Wort geben wolle, künftig jeden direkten oder indirekten Versuch zur Selbstbefreiung zu unterlassen. Denn wie der große Schinderhannes, so hielt auch Schinderhänschen auf persönliche Ehre; wie jener sein Wort unter allen Umständen einlöste, so hielt's auch dieser. Ja, er hatte Ehre im Leib! Das bewies seine Antwort auf jenen Antrag: er dürfe sein Wort nicht geben; denn niemals werde er aufhören, jede Gelegenheit wahrzunehmen und jedes Mittel zu ergreifen, um sich die Freiheit zu erringen! —

Und so blieb er nun wieder auf Jahre hinaus in seiner entsetzlichen Lage, in der er alles entbehrte, was ein Menschenleben erst zu einem Leben macht! Nicht einmal ein Eßbesteck hatte er, nur einen Holzlöffel, so daß er Fleischbrocken mit Nägeln und Zähnen zerreißen mußte! Nur wer gesehen hat, was das für ein Existieren ist, wird den vollen Respekt aufbringen, den seine durch Ablehnung jenes Kompromisses gezeigte Haltung fordert. Nur der wird aber auch begreifen, wie dieser in seiner Weise faszinierende Mensch fast noch als Knabe, als Sechzehnjähriger, das Oberhaupt einer Räuberbande werden konnte, deren Mitglieder zum Teil Familienväter und über das kriegstaugliche Alter hinaus waren! Das waren die Väter der Mädel aus der Schuhfabrik, die sich um diesen kleinen, geschmeidigen, willensstarken Burschen mit seinen bald grausam-verächtlich, bald kindlich-gemütvoll dreinblickenden braunen Augen rissen. Man brauchte Putz, man brauchte feine Schuhe, man brauchte Geld für Ausflüge, Sport, Kino, Kaffeehaus, Tanz; man suchte also Nebenverdienst. Wo gab es solchen? Die Mädels wußten's: alle Welt sucht Fleisch und Butter „hinten herum". Hänschen wußte dergleichen zu schaffen; die Väter der Mädel wußten's hehlerisch zu verwerten. So fing das Geschäft an und brachte gleich von vornherein enorme Gewinne, auch den Vätern, gerade diesen, und auch den Mädels; der Hans und seine Spießgesellen schwammen in Geld, und wer ihm gefiel, der brauchte sich wegen Toiletten, Vergnügungen und Näschereien keine Sorge mehr zu machen.

Hänschen wohnte nicht in Pirmasens selbst, sondern eine Wegstunde davon auf einem proletarisierten Dorfe bei seinen alten Großeltern, allgemein als grundehrlich bekannten Leutchen. Bei ihnen suchte man nicht das Hehlernest, das dem Schleichhandel mit geraubtem Fleisch als Zentrale diente. Hans ist grausam; ihm verschlägt es nichts, die braven Leute, die sich bis in ihre alten Tage als ehrenhafte Menschen durchgeschlagen, nun erpresserisch zur Duldung all dieses geraubten Gutes, später auch der Waffen, zu zwingen. Der gute Name der wackeren Alten deckte auf lange Zeit hinaus das von der Kriminalpolizei fieberhaft gesuchte Raubnest. Hier, bei ihnen, suchte sie's zuletzt. Die guten Alten starben darüber an gebrochenem Herzen. Das Großmütterchen erlebte es sogar noch, daß sie als Hehlerin mit angeklagt und auch zu einer kleinen Strafe verurteilt wurde, allerdings mit Bewährungsfrist, so daß sie dieselbe nicht zu verbüßen brauchte. Da wandte sich die alte Frau vor dem Richtertisch gegen ihren Enkel, der in Ketten auf der Anklagebank saß: „Dahin hast du's gebracht, Johannes!" sagte sie und wankte nach Hause, um zu sterben. Er erzählte mir das in einem Tonfalle, als ob ihm damit bitteres Unrecht geschehen wäre. „Tausende," pflegte er zu sagen, „tausende sind in der Kriegszeit schwerreiche Leute geworden durch verbotene Schiebergeschäfte mit Lebensmitteln und anderen Waren,

die der Zwangsbewirtschaftung unterlagen; und die Mittel, mit denen sie sich diese verschafften, waren vielfach ebenso ungesetzlich wie die von mir angewendeten, und doch hat sie niemand angeklagt, und doch sind sie heute hochangesehene Millionäre, und ihre Söhne und Töchter bilden die Creme der neuen Gesellschaft. Mein ganzes Verbrechen hat also tatsächlich darin bestanden, daß ich es nicht ganz im großen treiben konnte und nicht mit den leichter zu verschleiernden Methoden des Großbetriebes." Er konnte dabei auf mehr als einen unter unseren Schicksalsgenossen hinweisen, die deshalb zu Zuchthausstrafen verurteilt worden waren, weil sie gewerbsmäßig gestohlene Nahrungsmittel vom Lande zu den großen Hehlern und Gasthöfen in die Städte hinein besorgten, und deren regelmäßige Abnehmer nicht gefaßt werden konnten oder wollten, weil ihnen nicht nachzuweisen war, daß sie um die unrechtmäßige Herkunft der Waren gewußt. Und doch handelte es sich dabei um Dinge, die man damals gar nicht in solchen Quantitäten haben konnte, wenn man sie nicht stahl.

Hans hat seinen leiblichen Vater nie gekannt. Nach dessen frühem Ende hatte die Mutter einen anderen Mann geheiratet, einen mehrfach vorbestraften, rohen Menschen drüben im Lothringischen. Hans konnte sie nur heimlich besuchen, denn der Stiefvater haßte ihn und drohte ihm unter Mißhandlungen Geld abzupressen, vielleicht weil er ahnte, daß das elegante Auftreten des Jungen aus verbotenen Quellen herrührte. Wie denn unser trefflicher Pfarrer in einer seiner Predigten einmal zu seiner Zuchthäuslergemeinde sagte: „Glaubt mir doch, daß ich mir völlig darüber klar bin: wenn ich unter denselben Familienverhältnissen aufgewachsen wäre, wie viele von euch, dann wäre ich wahrscheinlich auch dahin gekommen, wo ihr jetzt seid!" — Gleich nach seiner Konfirmation, bevor er in die Fabrik kam, war Hans auch bei einem Sattlermeister in der Lehre, der einer von den „Stillen im Lande" war, dem Blauen Kreuze angehörte und in seinem Hause ein frommes, friedfertiges und gütiges Wesen führte. Das verfehlte auch auf Hans seinen Eindruck nicht; namentlich war er aufrichtig ergriffen von den gottesdienstlichen Versammlungen und den Feierlichkeiten dieser schlichten, demütigen Leute. Vor allem deren Weihnachtsfeier hatte es ihm angetan, bei welcher er, der nur die nüchterne und rationalistisch-lehrhafte Kirchlichkeit der Reformierten kannte, zum ersten Male das Erlebnis von etwas Feierlichem hatte. Noch als er mir davon erzählte, zeigte er eine gewisse Ergriffenheit und sagte, daß er eigentlich nur im Kreise dieser Leute inneren Frieden empfunden habe und glücklich gewesen wäre; und dies, obwohl er immer mit Nachdruck betonte: „Ich glaube nicht an Gott! Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich je etwas Göttliches empfunden hätte. Aber ich bestreite deshalb nicht, daß ein Gott ist; nur hat er es noch nicht für nötig gefunden, sich in mir zu offenbaren — höchstens vielleicht damals an Weihnachten, als die

stillen, armen, aber guten Leute dort um den Christbaum saßen und sangen und sich anstrahlten und so glücklich darüber waren, daß sie andere glücklich machen konnten. Damals hatte ich so etwas wie eine Ahnung. Aber bald darauf kam ich ganz davon ab. Mein guter Sattlermeister wollte mich zwingen, zu gewissen Zeiten mit ihm die Arbeit zu unterbrechen und an seinen Andachtsübungen teilzunehmen, und zwar auf den Knien. Das tat ich nicht. Eher hätte ich mich totschlagen lassen, als daß man mich zum Knien und Beten hätte zwingen dürfen! Von da an waren wir geschiedene Leute; und das zu meinem Schaden: ich ging fort und ging in die Fabrik; und da kriegten mich die Menscher in die Mache — und aus war's!"

Modernes Räuberleben

Zuerst nun, als ihn die Mädel darauf gebracht, sich Geld durch Fleischschiebungen zu verschaffen, wurden nur bereits geschlachtete Schweine und Kälber in Vierteln, dann vor allem Schinken, Würste und Speckseiten aus den Bauernhöfen gestohlen und im engsten Kreise zum Kauf ausgeboten. Ein besonders hübsches und gerissenes Mädchen verstand es, diesen wertvollen Jungen ganz in ihre Netze zu ziehen, erklärte sich für seine „Verlobte" und brachte ihn, offenbar von den Eltern dazu angestiftet, in ihre Familie. Die Möglichkeit, durch diesen vielgewandten „Bräutigam" größere Mengen von Fleisch und Butter zu bekommen, veranlaßte die Eltern, den Verkehr der Tochter mit Hans nicht nur zu dulden, sondern auch zu begünstigen, und bald ging sogar der Vater selbst mit den gestohlenen Lebensmitteln hausieren bei Bekannten, bei Wirten und Gasthöfen, bis schließlich sich ein fester Kundenkreis gebildet hatte, der gar nicht genug von diesen raren Schätzen kriegen konnte. Man lebte herrlich und in Freuden. Andere, ältere Arbeiter sowohl wie fast noch knabenhafte Burschen schlossen sich der Bande an; man wurde kühner, man begnügte sich nicht nur mit bereits Geschlachtetem, nicht mehr nur mit dem Inhalte bäuerlicher Räucherkammern, sondern man brach direkt in die Ställe ein, schlachtete Schweine, Kälber, ja sogar Ochsen nach einem von Hans ausgedachten geräuschlosen Verfahren und fuhr das Fleisch auf Automobilen in die Stadt, wo es bei den dem Bunde angeschlossenen Metzgern und Wirten weiter verarbeitet und verschleißt wurde. Das Geschäft wuchs und wuchs schon durch das Drängen des Publikums; denn es sprach sich bald herum, daß da und dort immer Fleisch zu haben wäre. Und wer hätte kein Fleisch haben wollen!

Man sah sich nun genötigt, das Tätigkeitsgebiet auf immer weiteren Umkreis auszudehnen und überfiel nun auch Bauernhöfe in Lothringen. Hans erwies sich als ein so umsichtiger Organisator,

als ein so sicherer Führer, daß er, das 18jährige Bürschchen, unbestritten den Oberbefehl in Händen behielt und auch von den alten Leuten willig darin anerkannt wurde. Er allein befahl; alle anderen hatten nur blindlings zu gehorchen. Sie taten es zu ihrem Vorteil. Denn Hans führte sie von Erfolg zu Erfolg. Die Polizei erwies sich als völlig machtlos; die Bande war bald so gefürchtet, daß die Leute in den überfallenen Höfen sich ängstlich schlafend stellten und still verhielten, um den stets scharf bewaffneten Einbrechern nicht in die Hände zu fallen. Beurlaubte Frontsoldaten und Fahnenflüchtige, die sich der Bande anschlossen, hatten Armeepistolen und Munition in Menge herbeigeschafft; man konnte schon ein Gefecht mit der Gendarmerie riskieren. Diese aber zeigte keine Neigung, sich dem auszusetzen. Dadurch kecker geworden, begnügte man sich nun auch nicht mehr bloß mit Schlachtvieh, man erbeutete auch Bargeld, Gold und Juwelen, und zwar nach echter Schinderhannes-Manier auf dem Wege der räuberischen Erpressung. Einmal überfielen sie einen katholischen Pfarrhof. Der Pfarrer selbst, seine bei ihm wohnende Mutter und seine Schwester lagen schon im Schlafe, als man das Anwesen lautlos umstellte, und Hans selbst, der sich immer die gefährlichste, aber auch entscheidende Rolle vorbehielt, drang mit zwei anderen geräuschlos durch ein Parterrefenster in die Schlafstube des geistlichen Herrn, trat ans Bett und leuchtete dem Schlafenden mit dem grellen Strahle seiner Scheinwerferlampe ins Gesicht. Dieser fuhr auf und starrte in die Mündung der auf ihn gerichteten Pistole. Er öffnete den Mund zum Schreien; aber schon preßte sich eine Hand darauf und erstickte jeden Laut. „Nur einen Ton, Hochwürden, und Sie sind eine Leiche!" flüsterte Hans so scharf artikuliert, daß der Pfarrer jäh verstummte. Dann fuhr Hans in ruhigem, höflichem Tone fort: „Entschuldigen Sie, Hochwürden, aber es ging nicht anders; wir mußten Sie im Schlafe stören, um zu unserem Ziele zu gelangen; das ist die Geldsumme, die Sie heute für diese oder jene Kasse eingenommen und hier in Ihrer Kommode verwahrt haben. Außer diesem Gelde werden wir hier im Hause nichts antasten; Ihr privater Besitz bleibt völlig unberührt. Geben Sie uns gutwillig den Schlüssel zu der Schublade, und alles ist erledigt." — In diesem Augenblicke ließen sich aus dem Nebenzimmer, wo Mutter und Schwester schliefen, ängstliche Stimmen vernehmen, die den Pfarrer anriefen: „Ist jemand drinnen bei dir? Was ist denn nur?" — Kurz entschlossen flüsterte Hans: „Hochwürden werden sich jetzt erheben, werden die Tür zum Nebenzimmer ein wenig öffnen, aber nur einen schmalen Spalt, und werden mit ruhiger Stimme hineinrufen: ‚Nur keine Aufregung! Es waren nur ein paar Betrunkene am Fenster! Sie sind schon wieder weg!' — Dann werden Sie die Türe wieder schließen, uns den Schlüssel geben und sich wieder zu Bett legen, bis wir uns mit dem Geld vom Hause entfernt haben. Während alledem bleiben unsere schuß-

fertigen Pistolen auf Sie gerichtet, bis wir unseren Wagen erreicht haben. Dann können Sie schreien, so viel Sie wollen." — Und so geschah's. Der Pfarrer hat es später als Zeuge selbst bestätigt und zeigte seinen wahren Christensinn noch darin, daß er selbst das Standgericht um die denkbar mildeste Auffassung bat; er hätte die Überzeugung, daß es mehr jugendliche Abenteuerlust als gemeine Gesinnung gewesen, welche diesen noch nicht zum Mann gewordenen Jüngling zur Tat veranlaßt hätte. — „Wenn ich je wieder herauskomme," setzte Hans diesem Berichte hinzu, „so wird es mein erstes sein, diesem vornehm denkenden Geistlichen den geraubten Betrag anonym wieder zuzuschicken; wo ich ihn hernehme, das ist gleich."

Er war sich bewußt, daß, wenn ihm wirklich einmal ein Ausbruch oder eine Meuterei gelingen würde, er nur durch eine Reihe neuer, schwerer Verbrechen sich in der „Freiheit" nach überseeischen Ländern werde durchschlagen können. Und er war entschlossen, diese Verbrechen zu begehen, um sich Kleider und Wäsche, falsche Pässe, Fahrgeld usw. zu verschaffen. „Das wird aber nicht ohne Blutvergießen abgehen," warf ich ein. — „Sicherlich nicht!" war die ganz geschäftsmäßig kühle Antwort: „Versetzen Sie sich in meine Lage! Ich kann nur dann hoffen, noch einmal in genußfähigem Lebensalter in die Welt zurückzukehren, wenn ich vor nichts zurückschrecke. Da wir da sind in der Welt, um zu leben und nicht um bei lebendigem Leibe tot zu sein, so halte ich mich für absolut berechtigt, jeden zu töten, der mir bei der Wahrung meines natürlichsten Lebensrechtes in den Weg tritt. Das würden Sie auch tun!" — „Ich glaube nicht." — Da sah er mich forschend an: „Sie glauben —? Sie halten es also doch immerhin nicht für ganz unmöglich, daß auch Sie —?" — „Ich bin noch nie in der Lage gewesen, wo es heißt: Du oder ich! Und wo man sich vielleicht gezwungen sieht, einen Mitmenschen zu töten. Ich kann also nicht wissen, was ich dann tun würde. Wie ich mich aber bis jetzt zu kennen glaube, werde ich mich lieber töten lassen, als selbst zu töten." — „Dann sind Sie in meinen Augen ein Feigling!" — „Das muß ich nun wohl mit in Kauf nehmen. Lieber verachtet, als ein Mörder." — „Das ist kein Mord. Das ist höchst berechtigte Notwehr, wozu ich gezwungen bin. Kein Mensch hat das Recht, den anderen daran zu hindern, das Leben, das er hat, auch tatsächlich zu leben. Das Dasein ist ein Kampf aller gegen alle, und ich verlange nichts, als diesen Kampf mitkämpfen zu können. Recht ist nichts, als erfolgreiche Gewalt, erfolgreiches Verbrechen; Unrecht ist nur ein anderes Wort für Mißerfolg." — Ich dachte mit Mephisto: „Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen." —

Das war die Gesinnung, die er sich gewissermaßen anerzogen hatte. Daß es aber irgendwo in seiner Seele auch andere Sphären gab, Verstecke und Höhlen, die er selbst vielleicht nicht aufzu-

suchen wagte, um sich nicht schwach zu machen in seinem erbitterten Ringen gegen den auf ihm lastenden Druck der ganzen gesitteten Welt, das kam dann und wann zutage, wenn er von seiner einzigen wahren Liebe erzählte, in die er sich draußen vor den Nachstellungen und Umgarnungen einer butter-, fleisch-, putz- und vergnügungssüchtigen Weiblichkeit geflüchtet hatte. Das war das „Ännchen", nach seiner Schilderung ein gutes, sanftes und reines junges Ding, das nichts von seinem Verbrechen ahnte und das er heiraten wollte. Als den glücklichsten Höhepunkt seines ganzen Daseins bezeichnete er eine Reise nach Köln, die er mit dem Ännchen unternommen und die ihn gerade auch deswegen so hoch beglückt hätte, weil ihre reine Liebe dabei in keiner Weise durch sexuelle Beziehungen befleckt worden wäre, obwohl sie längere Zeit im gleichen Hotel gewohnt hätten. Das Ännchen sei der einzige Mensch draußen in der Welt, den er noch einmal sehen möchte, um zu erfahren, wie sie jetzt von ihm denke, nachdem sie durch die gegen ihn geführte Verhandlung erfahren habe, was er in den Augen der Welt für ein Mensch sei. Er wiegte sich in der Überzeugung, daß das Ännchen, trotz allem, nicht an ihm irre geworden wäre.

Merkwürdig war es, wenn er von den seelischen Erlebnissen während der Begehung seiner Verbrechen erzählte: „Sie können sich nicht denken, wie sonderbar das ist, wenn man so allein in der Nacht in einem fremden Hause umgeht wie ein böser Spuk! Alles schläft, alles, nicht nur die Menschen, so kommt es einem vor. Es ist wie ein bewußtloses Atemholen um einen herum; alle Wesen, alle Dinge, das ganze Haus scheint mit zu atmen und mit zu träumen. Ich hatte den Grundsatz, bei solchen Unternehmungen immer allein vorzugehen. Meine Kameraden hatten draußen Wache zu halten, um, wenn ich ein Alarmzeichen gab, mir sofort mit der Waffe zu Hilfe zu kommen. Ich trug eine schwarze Maske und Überstrümpfe über den Schuhen, weshalb mein Gang völlig lautlos war. Ich erschrak fast zu Tode, als ich mich so plötzlich einmal als schleichendes Gespenst in einem Wandspiegel erblickte. An den Händen hatte ich selbstverständlich immer schwarze Handschuhe, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Den Browning hielt ich entsichert zwischen den Zähnen, während ich mit beiden Händen beim Scheinwerferstrahl meiner sorgfältig nach den Seiten abgeblendeten Laterne die Schubladen erbrach und alles darin abtastete. Moderne Stahlschränke kamen für uns nicht in Betracht, da wir ausschließlich auf dem Lande arbeiteten und es hauptsächlich auf die Goldmünzen abgesehen, welche die Bauern bei sich aufgehäuft hatten. Einmal ließ ich mich verleiten, auch einige schöne Schmuckstücke einzustecken, um sie dem Ännchen zu schenken. Sie wurden mein Verderben. — Nicht immer ging alles glatt ab. Man hörte Bewegung in den Schlafzimmern, Stimmen, Schritte; man merkte, daß man gefühlsmäßig von den Bewohnern gespürt

wurde und daß sie vielleicht ahnungsvolle Angstträume hatten. Da aber, wenn Gefahr nahte, war ich immer am meisten auf meiner Höhe. Meine Willenseinstellung, die ich bewußt mit aller Seelenkraft darauf konzentrierte, genügte fast immer, die aufgeschreckten Leute abzuhalten, so daß sie wie betäubt in den Schlaf zurücksanken. Es ist schon recht eigenartig, wenn man so an der Türe eines Schlafzimmers lauscht, bald das Auge, bald das Ohr ans Schlüsselloch preßt, die Atemzüge, das Schnarchen, die Traumgespräche und Alpdruckangstschreie von Menschen vernimmt, die sich unbewußt in Todesangst winden, weil sie die Nähe von etwas Furchtbarem spüren, und die doch liegen bleiben und alles geschehen lassen müssen, nur weil ich will! Mein Wille ist der dämonische Tyrann, der das ganze Haus in der Gewalt hat, solange ich darin bin! Dies Bewußtsein gab mir immer ein unerschütterliches Sicherheitsgefühl. Ich habe kaum jemals unverrichteterdinge flüchten müssen. Auch die Hunde waren diesem Zwange meines Willens verfallen. Wir gaben ihnen wohl auch Brocken, die mit Morphium getränkt waren.

Die Polizei war auf falsche Fährte gelenkt und suchte den Führer der allmählich zum Schrecken der ganzen Gegend gewordenen Bande nicht in einem 18- oder 19jährigen Jungen. Sie hätten auch nie Verdacht auf mich geworfen, wenn nicht ein Zufall sie darauf gebracht hätte. Es haben wohl die Mädel geklatscht, die eifersüchtig und neidisch waren auf die Schmucksachen, die ich dem Ännchen geschenkt. Eines Tages kommt der Gendarm, mich aufs Gericht zu holen. Man hatte erkannt, daß die Schmucksachen von einem Einbruche herrührten, und hoffte durch meine Aussagen zu erfahren, wer die Hehler oder die Stehler gewesen sind. Daß ich selbst an der Sache beteiligt sein könnte, glaubte man zuerst nicht. Der Gendarm meinte, es würde sich wohl nur um eine Zeugenschaft handeln, und so bummelte ich ganz gemütlich mit ihm auf der Landstraße in die Stadt aufs Gericht. Dort erst stellten sich neue Verdachtsmomente ein. Man behielt mich da und ließ in der Wohnung meiner Großmutter Haussuchung vornehmen, fand dabei noch mehr Schmuckstücke und schließlich auch noch eine große Menge Frischfleisch, das im Keller vergraben war. Da erst brachte man mich mit den Räubereien der langgesuchten Bande in Verbindung. Als dann die alten Kerle, die unter meinem Kommando mitgetan hatten, die Väter unserer Mädels und auch die Mädels selbst hergeholt wurden und auspackten, da erst wurde es zum allgemeinen Staunen klar, daß ich, der Jüngste von allen, der Führer gewesen war. Wie's immer geht, logen nun die anderen alles auf mich hinauf, um sich zu entlasten und bei dem Untersuchungsrichter sich lieb Kind zu machen. Mein Schicksal war damit besiegelt."

Als Schinderhänschen nun die ganze ungeheure Lawine vielfältiger und schwerster Belastung auf sich heranrollen und eine

unabsehbare Zuchthausstrafe vor sich aufsteigen sah, beschloß er, aus der Untersuchungshaft im Gerichtsgefängnisse von Zweibrücken zu flüchten. Mit scharfen Blicken musterte er seine Mitgefangenen bei den täglichen Rundgängen im Hofe und glaubte endlich in seinem Vordermanne einen willfährigen Kumpan gefunden zu haben. Vorsichtig flüsternd gelang es ihm, unbemerkt ein Einverständnis mit demselben zu erlangen. Der Vordermann hatte selbst eine langfristige Strafe zu gewärtigen und war daher schnell bereit, mitzumachen. Bei dem Mangel an Personal war während der Kriegszeit in manchen Gefängnissen der Betrieb nicht immer so exakt durchzuführen, wie es Vorschrift ist, und so lag auch im Hofe des Zweibrücker Untersuchungsgefängnisses ein Stapel Holz und dabei eine Axt. Dahinter in einem Verschlage war eine Leiter sichtbar. Die Abrede ging nun dahin, daß auf ein bestimmtes Zeichen der Vordermann sich dieser Leiter bemächtigen und sie an die hohe Hofmauer stellen sollte, während Hans die Axt ergriff, den aufsichtführenden Beamten niederschlug, worauf beide über die Mauer hinaus ins freie Feld flüchten wollten, denn das Gefängnis lag am Rande der Stadt. Man nahm an, daß die Mitgefangenen sich teilweise anschließen, teilweise vor Überraschung so perplex sein würden, daß ihre Alarmrufe zu spät kommen würden.

Als aber nun am verabredeten Tage Hans das Zeichen gab und sich mit aufgeraffter Axt auf den Beamten stürzte, verlor der Vordermann plötzlich die Nerven. Er fiel Hans in den Arm; und statt daß der Axthieb den Schädel des Beamten zertrümmert hätte, glitt er auf den Nacken ab und verursachte nur eine tiefe Fleischwunde. So blieb der Beamte bei Besinnung, konnte noch das Alarmsignal geben, und Hans stak in der Zwangsjacke, ehe er sich's versah. In der Zelle fielen die anderen Beamten in begreiflicher Wut über ihn her und mißhandelten ihn mit flachen Säbel- und Stockhieben, bis er zusammenbrach. Hans fand das ganz in der Ordnung. Es hätte ja auch jeder andere von den Aufsehern der Niedergeschlagene sein können, und Hans war fest entschlossen gewesen, den Betreffenden zu töten, um ganz sicher zu sein, daß er nicht alarmieren könne. „Natürlich kann einem so ein Mensch leid tun. Aber wenn's heißt: Ich oder du? so lautet die Antwort selbstverständlich immer: Du!" Und als er das sagte, machte Schinderhänschen eine sehr ausdrucksvolle Bewegung mit der rechten Hand.

Nach seiner Aburteilung brachte ihn ein Gendarm gefesselt mit der Bahn nach Ebrach. Unterwegs gelang es ihm, die Fesseln zu lockern. Er zeigte mir, wie man beim Anlegen der Armringe die Hände halten und die Armknöchel herausdrücken müsse, damit die Stelle, an der die Fesseln anliegen, einen möglichst großen Umfang gewinnt. Später, bei normaler Haltung, ist die Fessel dann gelockert und kann abgestreift werden. Es ist das ja ein bekannter Artistentrick der sogenannten Entfesselungskünstler. Als Hans auf

dem Ebracher Bahnhofe ausstieg und sah, daß unmittelbar neben der primitiven Nebenbahn der Wald begann, streifte er also die gelockerten Fesseln ab und lief dem etwas beleibten, älteren Gendarmen davon. Dieser brachte durch sein Geschrei sofort die ganze Bevölkerung auf die Beine, und da Hans sich so den Weg in den Wald abgeschnitten sah, bog er aus und richtete seinen Lauf auf ein abseits in Gärten stehendes Haus, wo er sich zu verstecken hoffte. Es gelang ihm auch, den Eingang zu gewinnen. Er rannte durch einen dunklen Flur, in der Absicht, durch die offenstehende Hintertür in den Garten und ins freie Feld zu gelangen, ehe die schreiend und johlend hinter ihm her tobende Verfolgermeute sich klar würde, wo er hingeraten wäre. Da öffnete sich eine Tür, und auf den Flur trat ein breitschulteriger Mann: ein Dschiu-Dschitsu-Griff und Hans krümmte sich am Boden. Das Haus enthielt Dienstwohnungen für Zuchthausbeamte, und der Mann war ein solcher. Ehe er den Gefangenen in Sicherheit bringen konnte, hatten sich aber auch schon die Verfolger auf ihn geworfen, und der pfälzische Gendarm, sinnlos vor Wut, fuchtelte wie ein Besessener mit der flachen Klinge auf ihn ein: „Grad totschlage könnt' ich dich, du Schinnoos (Schindaas), du dreckiges!" schrie er mit rotem Kopfe, und man mußte ihn gewaltsam bändigen, damit er seinen Ausruf nicht wahr machte.

Exotische Freunde

So begann denn Hans Körner sein langjähriges Zuchthausdasein mit mehrwöchigem Dunkelarrest, verschärft durch Hand- und Fußeisen, die ihm angeschmiedet wurden. Dazu kam noch eine gerichtliche Zusatzstrafe wegen Versuchs der Selbstbefreiung und wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt. Und so ging's denn nun weiter, bis die schauerliche Hunger- und Frierperiode der letzten Kriegsmonate und der beiden ersten Nachkriegsjahre seinen Elan völlig lahmlegte. In dieser Zeit der Unterernährung und Entkräftung, die viele Gefangene, namentlich die tuberkulösen, hinraffte, zeigten sich auch bei ihm die ersten Symptome der Lungenschwindsucht. Da er sich aus Hinfälligkeit ziemlich ruhig verhielt, wurde er in einen Gemeinschaftsschlafsaal verlegt und mußte im Wollsaale bei den Webstühlen Handreichung tun.

Für ungeistige Menschen ist die Gemeinschaftshaft eine große Erleichterung. Sie können sich hier gegenseitig zerstreuen und von trüben Stimmungen ablenken. Hier wird immerzu gequatscht, gelacht, Unsinn und sogar Zimmersport getrieben und wohl auch gelegentlich tüchtig gerauft und gespielt. Es bilden sich freundschaftliche und feindselige Beziehungen, es gibt immerzu Klatsch, und die Zeit zwischen den Arbeitsstunden fliegt nur so herum. Es kam öfters vor, daß sich Leute, selbst solche mit höherer Schul-

bildung, ja gerade solche, weil sie an Verkehr und an tägliches Sichaussprechen gewöhnt waren, aus der Einzelhaft in die Gemeinschaft meldeten oder auf ärztliche Anordnung in letztere überführt werden mußten, weil sie in der Zelleneinsamkeit dem Trübsinn verfielen und sogar schwere Psychosen sich in ihnen entwickelten. Es gab sogar politische Gefangene aus gebildeten Familien, welche schon nach kurzer Zeit in der Zelle dem Wahnsinn, ja dem Selbstmorde nahe kamen, Tag und Nacht herzbrechend weinten, am Ende gar zu toben begannen und sich händeringend vor dem Arzte auf die Knie warfen und um Überführung in die Gemeinschaft flehten. Anders verhalten sich Menschen, in welchen, wie auch bei Hans Körner, ein starker geistiger Keim nach Entfaltung drängt. Ihnen ist das geisttötende Zusammensein mit geistlosen und allem Geistigen feindlichen Leuten, darunter solchen, welche auf der tiefsten Stufe menschlicher Gesittung stehen, eine Marter, die von Tag zu Tag qualvoller wird und, da jede Möglichkeit, sich zu separieren und einmal für sich zu sein, mangelt, schließlich ebenfalls zu Psychosen führt, wenn sie nicht in die Zelle verbracht werden, wo sie sich sammeln und dem Drange nach geistigem Erleben ungestörter hingeben können. Hans Körner berichtete mir mit allen Zeichen des Entsetzens und des Abscheus von den Jahren, die er mit dem Abschaum der Menschheit in solchen Gemeinschaftsräumen hatte verbringen müssen. Dazu waren es die Jahre äußerster Knappheit, wo es nur Wassersuppen und ungenießbares Brot gab, und wo die Leute infolge quälender Unterernährung immer reizbar waren und massenhaft erkrankten. Ferner fehlte es an der Heizung. Noch zu meiner Zeit, also 1923 bis 1927, wurden die Öfen der Schlafsäle nur Sonnabends nachmittags ein wenig angeheizt, doch kaum je auf mehr als 12° Celsius. Sonst blieben sie auch im strengsten Winter die ganze Woche ungeheizt, so daß es zeitweise nur dann möglich war, darin zu existieren, wenn man sich mit allen dickwollenen Kleidern ins Bett legte. Es ist nicht möglich, sich hier richtig zu waschen. In der Frühe tritt die ganze Belegschaft, einer hinterm anderen und jeder mit seinem blauen Emailbecher voll Wasser in der Hand, an einen mit Blech ausgeschlagenen Trog, nimmt ein Maul voll Wasser, läßt es über die Hände laufen und reibt sich damit schnell das Gesicht ab.

Das ist die ganze Toilette, die in diesen Gemeinschaftsschlafsälen möglich ist. Nur alle 14 Tage gibt's im Baderaum ein warmes Brausebad und Gelegenheit zum Abseifen. Zähne putzt man — vorausgesetzt, daß man's überhaupt tut — am Abortkübel, vorausgesetzt, daß man im Zuchthaus gelernt hat, das Ekelgefühl als ein Vorurteil abzustreifen. Diese Kübel, die in einem Verschlag stehen, werden jeden Morgen in große Holzbutten ausgeleert, die dann je zwei Mann jedes Schlafsaales, in langem Zuge hintereinander aufmarschierend, durch die langen Flure in den Garten hinaus tragen. Hier werden sie in das Metallfaß eines Tankwagens

ausgeleert, an einem besonderen Bassin schnell ausgespült und wieder zurückbefördert. Das ist die tägliche, feierliche „Stinkparade", zu der jedesmal ein stattliches Aufgebot von Wachtmeistern ausrücken muß, um den An- und Abmarsch der Gestankbatterien zu regeln.

Für Hans Körner bedeutete es daher geradezu eine Erlösung, als in seinem Schlafsaal eines Tages ein exotischer Neuling erschien, mit dem er sich verstand. Das war ein Marokkaner, ein ehemaliger Unterzahlmeister oder etwas Dergleichen bei den französischen Besatzungstruppen, der sich in irgendeiner pfälzischen Stadt mit der Witwe eines im Kriege gebliebenen Ingenieurs angefreundet und sie schließlich auch geheiratet und das Motorradgeschäft ihres ersten Gatten fortgeführt hatte. Bald aber stellte sich heraus, daß er in seiner afrikanischen Heimat bereits verehelicht war, und so wurde er wegen Bigamie angeklagt; und da sich bei dieser Gelegenheit noch eine Reihe anderer Schwindeleien herausstellten, mit Zuchthaus bestraft. Er war ein intelligenter brauner Bursche, hatte die Welt gesehen, verstand mehrere Sprachen und konnte daher dem nach Wissen hungernden Geist Hans Körners nicht nur Nahrung, sondern sogar Leckerbissen reichen, indem er ihm von Paris, vom Mittelmeer, von Algier, vom Leben und Treiben im Orient und namentlich von der Weiblichkeit aller dieser Länder vorphantasierte. Es gelang ihm aber, durch die französischen Behörden im Austauschverfahren seine Freilassung zu erwirken. In der Brust Hans Körners hinterließ er ein wogendes Meer von Vorstellungen, Träumen, Wünschen. Denn Hans war ja, die Kölner Reise mit dem Ännchen abgerechnet, nie über die Umgebung von Pirmasens hinausgekommen, war er doch fast noch ein Kind, als er im Kerker verschwand. Nun hatte er zum ersten Male einen Begriff davon erhalten, wie groß und reich die Welt sei, die für ihn immer verloren sein sollte! Ein unbezähmbarer Drang: hinaus! fort! gärte in ihm auf und wurde noch gesteigert, als jetzt ein anderer Fremdling im Schlafsaal erschien, der noch viel, viel mehr zu erzählen hatte von jener Welt da draußen und von den Abenteuern, welche man in ihr erleben kann. Das war jener kühne Hochstapler, dem es in den Unruhen der Nachkriegszeit gelungen war, einen der damals in Bayern so schnell wechselnden radikalen Minister und die Münchner Filiale einer Großbank durch ein vorgespiegeltes riesiges Geschäft in Brotgetreide usw. um eine große Summe guter Schweizer Franken zu begaunern. Er nannte sich „Alfred Spencer" — oder so ähnlich. Wie er eigentlich hieß, ist nie festgestellt worden; vielleicht hatte er es selbst vergessen über all die vielen Namen, unter denen er in den verschiedensten Sprachen und in den verschiedensten Ländern Europas, Amerikas und Australiens schon aufgetreten war. Die Kriminalbehörde nahm an, daß er mit einer ganzen Anzahl von Hochstaplerpersönlichkeiten identisch sei, auf die von England,

Frankreich und den Vereinigten Staaten aus gefahndet wurde, konnte es ihm aber nicht nachweisen und mußte sogar noch ein freundliches Gesicht dazu machen, als es ihm mit tausend Kniffen und Tücken glückte, auf Grund seiner angeblichen englischen Staatszugehörigkeit frei zu kommen und per Schub an die Grenze gebracht zu werden, wo er sich wohl sachte verkrümelt haben dürfte, um jetzt unter anderem Namen andere Ruhmestaten zu verüben.

Nach den liebevollen Schilderungen, die Hans Körner von diesem seinem Freunde entwarf, könnte er ursprünglich Schauspieler oder Artist gewesen sein, denn er muß eine erstaunliche Gabe besessen haben, sich mit jedem neuen Namen und mit jedem neuen — natürlich geklauten — Passe auch in eine neue Rolle, in eine neue Persönlichkeit hineinzuleben. Er war mit ebensolcher Virtuosität brasilianischer Plantagenbesitzer wie Prinz aus entthrontem deutschem Fürstenhaus, ehemaliger französischer Offizier wie australischer Schafzüchter, rheinischer Großindustrieller wie amerikanischer Bankdirektor, englischer Reverend wie österreichischer Hocharistokrat: alles, was kreditwürdig, imposant, vertrauenerweckend, faszinierend wirkte, das stand ihm blendend. Seine Laufbahn war ein in die Wirklichkeit übertragener sensationeller Filmstreifen, in dem es natürlich auch nicht an den aufregendsten und pikantesten erotischen Episoden fehlte, die der stets todschick auftretende Pseudokavalier mit den Frauen in aller Herren Länder erlebt haben wollte. Es war ihm — so erzählte er dem Hans — wiederholt gelungen, sich mit Töchtern aus reichen Häusern zu verloben oder gar zu vermählen, allerdings um dann mit deren Mitgift oder unter Erpressung einer Abstandssumme oder unter exzessiver Ausnützung des schwiegervätterlichen Kredits zu verduften. Seine Bräute bzw. Frauen hätten ihn aber immer heiß geliebt, und manche hätten auch nach seinem Verschwinden nicht aufgehört, ihn als Opfer verleumderischer Intrigen zu beweinen. Sicherlich war vieles von diesen Abenteuern gelogen. Aber das war für die Wirkung, welche diese im Phantastisch-Ungewissen verdämmernde Persönlichkeit auf Hans Körner ausübte, gleichgültig. Das erlebnisreiche Dasein, das dieser Mensch, obwohl wahrscheinlich aus der Hefe stammend, als hocheleganter Globetrotter geführt, stachelte den Trieb nach Freiheit in ihm bis zur Unerträglichkeit auf. Nun mußte etwas geschehen! Und es geschah! —

Meuterei

Nachdem Herr „Alfred Spencer" verschwunden war — er hatte es verstanden, ein solch unentwirrbares Netz von außen- und innenpolitischen Verwicklungen und Weiterungen um sich zu spinnen, daß die Verwaltung und die höheren Instanzen gar nicht mehr aus

den fatalsten Scherereien herauskamen und froh waren, ihn eines Tages ans Ausland abschieben zu dürfen —, da litt es Hans Körner nicht länger in der Gemeinschaft des Durchschnittszuchthäuslertums. Es verlangte ihn nun erst recht nach der Einsamkeit der Zelle, wo er sich zunächst mit der Fülle des Neuen beschaulich abfinden könnte, mit dem die Welt von da draußen nach ihm gegriffen hatte. Sein scharfes Auge tat keinen Blick mehr, mit dem es nicht nach einer Gelegenheit zum Ausbrechen gespäht hätte. Sein Zellennachbar fiel ihm auf. Er war jung, ebenfalls mit einer vieljährigen Strafe bedacht, kräftig und intelligent. Vielleicht war mit dem etwas zu machen. In der Schule, an der sie beide als noch nicht Dreißigjährige teilzunehmen hatten, gelang es ihm, eine Verständigung herzustellen, und zwar dadurch, daß er das, was er fragen oder sagen wollte, auf seine Schiefertafel schrieb und diese dem Nachbar so geschickt vor Augen hielt, daß dieser alles lesen konnte, ohne daß es die ringsum an den Wänden postierten Aufseher merkten. In gleicher Weise antwortete der andere. Es dauerte natürlich Monate, bis auf diesem Wege ein klarer Aktionsplan festgelegt war. Im übrigen vermieden es die beiden, sich Zeichen zu geben oder miteinander zu flüstern, damit die Beamten nichts von ihrem Einverständnis ahnen sollten.

So gelang es vollständig, diese zu überrumpeln. Der Plan war von Hans mit erstaunlicher Verstandesschärfe und unter Ausnützung aller psychologischen Momente aufgebaut auf die unbedingt mitreißende Wirkung, die es auf alle Gefangenen haben muß, wenn einer oder einige plötzlich zielbewußt mit einer Gewalttat losbrechen. Das war im Zellenbau nur möglich bei der Kostausgabe. Denn täglich um 11 Uhr holen die Hausknechte in großen Geschirrtragen die gefüllten Schüsseln aus der Küche im Hauptgebäude, durchqueren unter Aufsicht eines Wachtmeisters den Anstaltsgarten und gehen dann langsam an allen Zellen in allen Stockwerken entlang, deren Türen von einem vorauseilenden Aufseher aufgesperrt werden, während ein zweiter Aufseher nachfolgt, um sie sofort wieder abzuschließen, nachdem der in den Türrahmen getretene Gefangene seinen Kostnapf aus dem Traggestell und von dem zweiten Hausknecht ein Brot aus dem Sack in Empfang genommen hat, den dieser um die Schulter trägt. Diese ganze Prozedur vollzieht sich mit großer Schnelligkeit. Andere Beamte als diese beiden Aufseher sind um diese Stunde im Zellengefängnis nicht anwesend, da zu gleicher Zeit drüben im Hauptgebäude Hunderte in Gemeinschaft lebender Gefangener in einer großen Halle verköstigt werden müssen, wozu alle verfügbaren Beamten mit der Waffe in der Hand anzutreten haben. Hans wählte nun einen Tag, an dem als erster, die Türen öffnender Beamter der gute dicke alte „Papa" an der Reihe war. Dieser, weil durch rheumatisches Leiden geschwächt und ziemlich hilflos, war nicht imstande, ernsthaften Widerstand zu leisten. Als zweiter, die Türen

schließender, folgte den Essenträgern aber mein Abteilungs-Oberwerkmeister, mit dem durchaus nicht zu spaßen war. Aber er schien eben gerade deshalb besonders geeignet, als Objekt des Zuschlagens zu dienen, weil er der gefürchtetste und heftigste aller Beamten war, der schon mit vielen Gefangenen Zusammenstöße gehabt hatte. Hans Körner glaubte aber gerade deshalb, daß die Mitgefangenen einen Angriff auf diesen Mann sofort tätlich unterstützen würden. — Den ersten Schlag führte er selbst. Als der schon etwas wacklige „Papa" seine Zellentür und die von einigen Nachbarn aufgesperrt, trat Körner, die hölzerne Kehrichtschaufel auf dem Rücken haltend, in die Tür, ebenso sein Komplize nebenan. Sie ließen die Kost unangerührt vorüber, als ob sie unwohl wären oder keine Eßlust hätten; und als dann als Schließender der Oberwerkmeister erschien, schlug Körner mit der Schaufel aus Leibeskräften derart auf ihn ein, daß sofort die Kopfhaut klaffte und ein Blutstrom ihm, in die Augen dringend, das Sehen unmöglich machte. Sogleich warf sich auch, der Abrede gemäß, der Nachbar auf den Beamten. Was aber dann hätte kommen sollen, blieb aus: die Hausknechte und die übrigen Zelleninsassen, deren Türen noch offen standen, schlossen sich der Meuterei nicht an. Sie waren unheldenhafter, aber dafür auch klüger, wie Hans Körner in seiner großzügigen Seele gewähnt hatte. Sie hofften, sich Strafnachlaß zu verdienen, indem sie die Partei der Beamten ergriffen und die beiden Meuterer überwältigen halfen. Der angegriffene Beamte bekam dadurch die Hände frei, zog den Säbel, schlug mit aller Wucht auf die beiden ein und brachte Hans schwere Wunden an Kopf, Brust und Armen bei, worauf die Hausknechte ihn und seinen gleichfalls niedergeschlagenen Komplizen in die Zellen hineinwarfen und die Beamten hinter ihnen abschlossen.

Der gute „Papa" hatte inzwischen die Alarmvorrichtung durch einen Druck auf einen der überall angebrachten Knöpfe in Gang gesetzt, und so kam denn nun im Laufschritt die Bereitschaft von der Hauptwache angerückt — und das Unternehmen war gescheitert. Wäre es programmgemäß verlaufen, so würde man den hilflosen „Papa" sowie den bewußtlosen und schwerverwundeten Oberwerkmeister geknebelt, ihnen mit Hilfe der anderen Gefangenen die Waffen und Schlüssel entrissen und die große Leiter aus dem Keller heraufgeholt haben, welche dort bereit lag, um von Zeit zu Zeit zum Putzen der Zellenfenster zu dienen, zu welchem Zwecke sie von außen an die Mauer angelehnt wurde. Mit Hilfe dieser drei Stockwerk hohen Leiter war es kinderleicht, die etwa 4 bis 5 m hohe Hofmauer zu übersteigen. Jenseits war sofort freies Feld und um diese Zeit, wo man nicht nur in der Anstalt, sondern auch in den Bauernhäusern Mittag machte, keine Menschenseele weit und breit. Mit wenigen Laufschritten war die Ebrach erreicht; und dann wäre man zunächst ein paar hundert Meter im

Bach selbst abwärts gewatet, um die Spuren für die Polizeihunde zu verwischen, die in der Anstalt nicht nur gehalten, sondern sogar für die Zwecke der Polizeibehörden gezüchtet und auf den Mann dressiert wurden, und welche man selbstverständlich den Ausreißern sofort auf die Fährte gesetzt haben würde. Das Schwierigste — darüber war sich Hans Körner völlig im klaren — wäre aber das Weiterkommen gewesen. Er wußte natürlich ganz genau, daß innerhalb einer Stunde auf telephonische Alarmierung hin die ganze nähere Umgebung der Anstalt lückenlos umstellt sein würde und dann ein Absuchen durch ungezählte Beamte, Radfahrer und Hunde erfolgen würde, denen nur durch ein Wunder zu entgehen war. Aber er rechnete mit der den überwältigten Beamten abgenommenen Armeepistole in seiner Tasche. Mochte es Menschenleben kosten: er würde sich in der nächsten von den zahlreichen im Tal zerstreuten Mühlen bürgerliche Kleidung verschafft, sich unkenntlich gemacht und mit falschen Papieren versehen haben. — Mit alledem war es nun nichts. Er lag, bewußtlos von dem schweren Blutverlust, auf dem eisigen Zementboden seiner Zelle, merkte nicht, wie man ihm einen Notverband anlegte, ihm Hände und Füße fesselte, ihn auf seine Bettdecke wälzte und darin in die Krankenabteilung schleppte. Er kam erst zu sich, als ihn die Nadeln auf dem Kopf heftig zu schmerzen begannen, mit denen der Medizinalrat, glücklich, wieder einmal seiner chirurgischen Neigung frönen zu können, ihm die Kopfhaut wieder zusammennähte.

Er mußte furchtbar büßen. Kaum daß das Wundfieber etwas nachgelassen hatte, schleppte man ihn schon an den Amboß, wo ihm eiserne Ringe um die Hand- und Fußgelenke geschmiedet wurden, die durch je eine einen halben Meter lange Stange bzw. Kette verbunden waren. Nur zur Nahrungsaufnahme wurde ihm die Handstange für kurze Zeit abgenommen; nachts blieben Stange und Kette an Händen und Füßen, deren Gelenke natürlich bald aufgerieben waren und zu eitern begannen. Viele Wochen lang lag er so im Arrestkäfig auf den bloßen Holzdielen, hungernd und frierend und meist in absoluter Finsternis, denn nur an jedem vierten Tag, dem sogenannten „guten Tag" der Arrestanten, wurde Licht in den Käfig gelassen und ihm für eine Stunde lang Bewegung im Hofraum gewährt, jedoch ohne daß die Kette und die Stange abgenommen wurden. Unterm alten System war das so gebräuchlich; aber nicht zu vergessen, daß das erst wenige Jahrzehnte hinter uns liegt! — Hans Körner ertrug das alles mit erstaunenswerter Zähigkeit; seine geradezu dämonische Willensstärke peitschte ihn trotz seines stark geschwächten Körpers auch über diese Abgründe voll Qualen hinüber. Was ihn aber am meisten wurmte, das war seine eigene Torheit, mit der er — wie er sich ausdrückte — die Menschen für anständiger gehalten hatte, als sie sind. Er meinte damit seine irrige psychologische Berechnung hin-

sichtlich der Hausknechte und Mitgefangenen, die gefahrlosen Verrat am Schicksalsgenossen einer heldenkühnen Kameradschaftlichkeit vorgezogen, und das mit Erfolg. Denn, wie wir schon gehört: sie erzielten zum Lohn einen erheblichen Strafnachlaß, während sie doch, wenn sie die Meuterei mitgemacht, selbst im Falle des Gelingens nur „unstät und flüchtig" wie Kain hätten in der Welt umherirren müssen von Verbrechen zu Verbrechen, wenn sie nicht — und das ist das Wahrscheinlichere — schon nach wenigen Tagen, ausgehungert und verelendet, von den Hunden gestellt und wieder eingebracht worden wären, um, neben den damals noch entsetzlich grausamen Hausstrafen, auch noch eine gerichtliche Zusatzstrafe von mehreren Jahren auf den Hals zu bekommen. So erging es nun auch Hans Körner und seinem Komplizen. Er erhielt 5 Jahre Zuchthaus zu den 12, die er bereits hatte.

Die Verhandlung fand in dem nahegelegenen Amtsstädtchen Burg-Ebrach statt. Als er durch einen Gendarmen von dort per Bahn nach der Strafanstalt zurückgebracht wurde, gelang es ihm abermals, sich zu entfesseln und beim Aussteigen in den nahen Wald zu entspringen. Sofort brachte das mörderische Getute der Alarmsirene alle Beamten und Ortseinwohner, insbesondere die ob solchen Abenteuers hocherfreute Schuljugend auf die Beine. Links und rechts von ihm schlugen die Geschosse in die Buchenstämme, zwischen denen er atemlos bergan hastete. Allein durch die Quälereien der letzten Monate war sein Körper so geschwächt, daß ihm bald die Beine den Dienst versagten. Ein Metzgerbursche, der des Wegs entgegenkam, hatte es leicht, ihn festzuhalten und sich die Fangprämie zu verdienen. Unterm Jubel der Schuljugend wurde er im Triumph in die Anstalt zurückgebracht, wo er alsbald wieder in Eisen gelegt und in den absolut finsteren Arrestkäfig geworfen wurde.

Bei seinem Charakter — und er ist ein Charakter, das muß man ihm schon lassen! — war nun aber sein ganzes Sinnen erst recht mit verbissenem Ingrimm auf eine gewaltsame Befreiungstat gerichtet. Ich erschrak daher, als mir eines Morgens beim Hinabgehen in den Hof gesagt wurde, daß ich von heute ab nicht mehr mit Hans Körner zu promenieren hätte, sondern mit einem anderen, noch gefährlicheren Gefangenen. Ich hatte zu tief in der Seele des mir gegenüber unbedingt aufrichtigen Hans Körner gelesen, um nicht die schlimmsten Befürchtungen für sein weiteres Verhalten und Schicksal zu hegen. Ich wußte ja am besten, daß es wirklich nur das fanatische geistige Interesse war, mit dem er mich nach allem Wissenswerten, nach Gott und Welt, nach Hölle und Teufel, nach ethischen, erkenntnis-theoretischen und hunderttausend anderen Dingen ausforschte, was ihn bisher von sich und dem nagenden Giftwurm in seinem Herzen abgelenkt hatte. Ich war mir sofort klar darüber, daß es nun zu irgendeiner Katastrophe kommen müßte. Ich machte auch die Beamten darauf

aufmerksam, leider ohne Erfolg. Hans Körner ging also von nun ab alle paar Wochen mit einem anderen Kameraden spazieren, aber keiner konnte seinen Ansprüchen genügen. Er fand sie alle langweilig und minderwertig und führte absichtlich Zänkereien herbei, um sie loszuwerden. — So wurde es Spätherbst, und die Zentralheizung, welche um diese Zeit ordnungsgemäß in Gang gesetzt werden sollte, versagte. Natürlich versuchte St. Bürokratius nach seiner Art, zunächst einmal durch jämmerliches Flickwerk sich eine Neuanlage zu ersparen. Inzwischen kamen Fröste, und wir saßen nun in unseren kalten Löchern wie jene Verdammten in Dantes „Inferno", die in einer Eiskruste feststecken. Endlich mußte der Zellenbau bis zur Fertigstellung einer neuen Heizung geräumt werden. Wir wurden in das Klostergebäude überführt; ich kam mit einem früheren Rechtsanwalt in die Hausknechtszelle der Arrestabteilung und der Hans mit einigen anderen uns schräg gegenüber in die sogenannte „Abgangszelle", in welcher diejenigen Gefangenen ihre letzte Nacht verbringen, die anderen Morgens entlassen werden sollen. Hier lag er mit fünf oder sechs anderen auf dem mitgebrachten Bettzeug am Boden. In der Ecke neben der Tür stand ein dicker Eisenofen ältesten Stils, der vom Flur aus geheizt wurde und daher mit seinem Feuerungsrohr die Mauer durchbohrte. An der Rückwand der großen Zelle, unerreichbar hoch oben, befindet sich eine kleine vergitterte Luke, die von einem Wirtschaftshof her einiges Licht hereinläßt. Jeden Morgen wurde die ganze Gesellschaft noch in der Dunkelheit in die Schneiderwerkstätten hinaufgeführt, wo sie arbeiten mußten, und jeden Abend wieder in die Abgangszelle zurück. Die Nacht über blieben sie ungestört, ausgenommen die gelegentlichen Einblicke, welche die gegenüber untergebrachte, zwei Mann starke Wachabteilung durch das Judasauge nahm. Als ich dies ganze Ensemble sah, wußte ich sofort, daß hier etwas geschehen würde.

Schon nach wenigen Wochen hatte Hans Körner alle Zellengenossen für seinen Plan gewonnen. Besonders eifrig zeigte sich einer unter diesen, ein gewisser Kolmsperger, der noch etwa drei Jahre wegen allerhand Spitzbübereien abzumachen hatte. Er war einer von jenen Menschen, die gar nicht wie richtige Menschen wirken, sondern mehr wie gespenstige Vogelscheuchen; so schlottrig, windig, in sich selbst verkrochen kommen sie dahergeschlichen, schildkrötenhaft Hals und Kopf bald ausstreckend, bald einziehend, und immer auf irgend etwas lauernd. Auch ein zweiter, namens Hobrecht, tat kräftig mit, während die übrigen sich so verhielten, daß sie im Falle des Mißlingens auch sagen konnten, sie hätten sich ganz indifferent verhalten und die ganze Unternehmung eigentlich mißbilligt. Wie sie sich im Falle des Erfolges verhalten hätten, mag ebenso dahingestellt bleiben wie die Frage, wie sich gewisse bayrische Politiker und „Prominente" wohl verhalten haben würden, wenn die verunglückten oder verratenen Putschversuche,

von denen sie hintennach nichts gewußt haben wollten, erfolgreich gewesen wären.

Kurz vor Weihnachten war alles so weit ausgemacht, daß zur Ausführung geschritten werden konnte. Man hatte festgestellt, daß die Backsteinummauerung des Ofens ohne große Mühe mit Hilfe der Metallöffel gelockert und der Ofen dann herausgenommen werden konnte. Durch die Öffnung sollten dann alle, die mithielten, auf den Flur hinauskriechen. Dort — so wurde angenommen — würde ihnen die im gegenüberliegenden Raum stationierte Nachtwache, zwei Mann hoch, entgegentreten. Diese sollten überwältigt, wenn's nicht anders ginge, auch getötet und ihnen die Schlüssel entrissen werden. Mit diesen wollte man das große Gitter, die Haustür und dann auch das Hoftor aufschließen, das direkt auf eine Landstraße ins Freie führte.

Als nun die Nacht der Ausführung herangekommen war, machten sich Hans und Hobrecht mit den Löffeln daran, den Mörtel zwischen den Backsteinen herauszukratzen und diese Stück um Stück herauszunehmen, so daß schon nach kurzer Zeit der Ofen zum Wegheben freigelegt war. Kolmsperger und die anderen, sich vorläufig abwartend verhaltenden Gefangenen lagen indessen weiter rückwärts auf ihren Strohsäcken. Hoch oben an der Rückwand über ihnen befand sich das kleine Gitterfenster. In der Zelle selbst mußte, wie in allen Räumen, in denen mehr als ein Gefangener untergebracht ist, ein Glühlicht brennen, so daß also jenes von außen her nur matt angeleuchtete Fenster überblendet war und man von innen her nicht sehen konnte, wie dort das schnurrbärtige Gesicht des Oberwachtmeisters erschien, der mit begreiflichem Interesse den Fortgang der Arbeiten beobachtete, mit denen Hans Körner und Hobrecht, dem Fensterchen den Rücken zuwendend, im Schweiße ihres Angesichts unverdrossen fortfuhren. Natürlich hatte Herr Kolmsperger den ganzen Anschlag längst verraten. Als Judaslohn wurde ihm schon nach einigen Wochen der Rest seiner Strafzeit auf Bewährung erlassen. So war denn dieser Treffliche der einzige von allen, der bei diesem Befreiungsversuch sich wirklich die Freiheit erschlich, und das mühe- und gefahrlos, während Körner und Hobrecht, die auf Tod und Leben darum zu kämpfen entschlossen waren, sich nur noch tiefer in den Kerker hineinrannten. Die Menschen im Zuchthaus sind eben keine anderen Menschen als wie die meisten Menschen anderwärts auch: wo einer sich durch feige Lumperei gefahrlos einen Vorteil verschaffen kann, da tut er's unbedenklich, und jeder ist der Verräter des anderen. Diese Gesinnungsweise des Durchschnittsmenschen ist für die Verwaltungen dieser Häuser die beste Rückversicherung gegen Meutereien. Sie können mit Gewißheit darauf zählen, daß jede derartige Planung ihnen verraten wird, und sie züchten diese Angeberei durch großzügige Belohnung. — Das war also nun das dritte Mal, daß ein scharfsinnig entworfener und ebenso umsich-

tig wie mutig in Angriff genommener Befreiungsversuch Hans Körners an der erbärmlich niedrigen Gesinnung seiner Schicksalsgenossen scheiterte.

Während er nun also bis zur Erschöpfung an der Mauer bohrte und wühlte, versammelte sich lautlos auf Filzüberschuhen unter Führung des Hausverwalters ein bewaffnetes Kommando auf dem Flur. Sobald der vom Hof aus durchs Fenster beobachtende Beamte den Augenblick des Zufassens durch einen Boten melden ließ, gab der Oberverwalter das Zeichen zum Angriff. Alles vollzog sich nun mit blitzartiger Geschwindigkeit: ein Wachtmeister schloß auf, und ehe sich Körner und Hobrecht vom Boden erheben konnten, erscholl der Ruf: „Hände hoch!" und schon standen auch mehrere Beamte mit schußfertigen Pistolen in der Zelle. Körner und Hobrecht waren im Nu gefesselt und auf dem Flur an die Wand gestellt, wo sich auch die übrigen Zelleninsassen anreihten und auf jeden von ihnen sich die entsicherte Waffe eines Wachtmeisters richtete. Eine ganze Serie von Arrestkäfigen stand schon aufnahmebereit offen und verschlang die ganze Gesellschaft vorläufig, bis die Untersuchung Klarheit über den wahren Sachverhalt ergeben haben würde; denn Herrn Kolmspergers Aussagen allein genügten der Behörde nun doch nicht.

Indessen das alles vor sich ging, lagen wir drei, nämlich außer mir, der das Bett unten rechts innehatte, der ehemalige Rechtsanwalt in dem wie im Schlafwagen über mir angeordneten Bett, und der Hausl, der eigentliche Zelleninhaber, bei dem wir einquartiert waren, in dem Bett neben mir, und waren gerade eingeschlummert — ausgenommen der Rechtsanwalt, der stets bis spät in die Nacht hinein beim Scheine des nach uns anderen hin abgeblendeten Deckenlichtes religionswissenschaftliche Werke studierte —, als uns ein entsetzlicher Schrei jäh auffahren ließ, ein wirklich herzzerreißender Schrei, dem alsbald eine hemmungslose Flut furchtbarster Anklagen, Verwünschungen, Drohungen folgte! Ich erkannte sofort an der Stimme und an dem pfälzischen Idiome meinen armen Freund Hans Körner, bei dem sich nun die ausgestandene Spannung und die grausame Enttäuschung in einem Tobsuchtsanfall Luft machten. Es war qualvoll anzuhören, wie nun aller Haß, alle Verbitterung, alle ohnmächtige Verzweiflung, die sich in der Seele dieses unglücklichen Jungen in vielen Jahren aufgestaut hatten und nun gleichsam durch einen Todesstoß zum Ausströmen gebracht worden waren, bald gellend, bald dumpf wehklagend durch die widerhallenden Gewölbe des alten Klosters ergossen. — Und dann klirrte ein schweres Gitter, donnerte eine Tür ins Schloß, Gemurmel und dumpfe Fußtritte entfernten sich — und es war wieder die unheimliche Grabesstille der Zuchthausnacht.

Schinderhänschen krümmte sich wie ein zertretener Wurm auf dem Boden seines Käfigs, und die Wutschreie, die er gegen die Steinwände brüllte, sein wildes Zähneknirschen, sein krampfhaf-

tes Schluchzen verhallten ungehört. Rasend suchte er nach irgend etwas, womit er seinem nun endgültig für immer dem Zuchthausgrab verfallenen Leben ein Ende machen könnte. Aber man hatte damit gerechnet: er fand nichts. Sich die Pulsadern aufzubeißen, gelang ihm auch nicht. Erst später, als er die Arreststrafe abgebüßt hatte, vermochte er sein Zellenfenster zu zerschlagen und sich mit einer Scherbe die Schlagader am linken Arm zu öffnen. Da er jedoch unter vorzugsweise scharfer Beobachtung stand, wurde es rechtzeitig bemerkt und verbunden. Er zeigte mir die Narbe, als er nach einigen Monaten Gelegenheit fand, mir alles das zu erzählen. Er war zum Skelett abgemagert, ein hohläugiger, schwankender Schatten; aber sein Blick sprühte nach wie vor wilde Drohung, rasende Freiheitsgier! — Und doch hätte er froh sein dürfen, daß dieser letzte seiner Versuche so glimpflich für ihn und für alle Beteiligten beurteilt wurde, wie es geschah. Diesmal war nicht mehr die Rede von In-Eisen-Schmieden, von Krumm-Schließen, von wochenlangem Erfrieren in tödlicher Finsternis. Es gab keine Zwangsjacken, keine Säbel- und Stockhiebe, keine Schelt- und Schimpfworte, ja nicht einmal ein Wort der Erwiderung auf die zügellose Flut seiner Anklagen und Drohungen! Das „neue System" zeigte sich in wunderbar humaner Gegensätzlichkeit zum alten! Die ganze Art und Weise, wie die Untersuchung geführt wurde, lief deutlich fühlbar darauf hinaus, dem ganzen Vorfall die denkbar harmloseste Seite abzugewinnen, wodurch zunächst einmal der sensationslustigen Presse und den radikalen Abgeordneten die Möglichkeit genommen wurde, sich des langen und breiten über unerhörte Vorgänge usw. vernehmen zu lassen, und der Verwaltung wie der Regierung eine endlose Reihe von unangenehmen Nachprüfungen, Besichtigungen, Berichten erspart blieben. Das moderne Rechtsgefühl und Menschheitsempfinden will nicht, daß das Zuchthaus noch als ein Ort der Qual und der Verzweiflungsausbrüche zu Tod gequälter Mitmenschen erscheine. Ob es aber deshalb aufhört, es zu sein? — Jener Blick allein, mit dem mir Hans Körner die Narbe an seinem Handgelenk vorwies, verneint das!

Den anderen Insassen der Abgangszelle glaubte man, daß sie sich indifferent verhalten hätten, und ließ sie ganz ungeschoren, Herrn Kolmsperger verachtete man, belohnte ihn aber auch, Hobrecht und Hans Körner erhielten jeder ungefähr 1 Jahr Zusatzstrafe. Ob Hans Körner bei seiner schwachen Brust lange genug leben wird, bis die vielen, vielen Jahre im Zuchthause überstanden sind, und der heute erst Anfang der Dreißig Stehende die Freiheit schauen darf? — Ich für mein Teil bin von ihm mit der Überzeugung geschieden, daß es völlig unnötig wäre, ihn einzusperren, wenn man ihn beim Ehrgefühl zu nehmen wüßte und ihn in eine geistig anregende Umgebung brächte, wo er seine guten geistigen Anlagen so entfalten könnte, daß sie den gefährlichen Gewalten in

seiner Brust das Gegengewicht hielten. Allein die Rachsucht des Spießertums scheint mir noch so sehr alle „Humanität" zu überbieten, daß sie das wohl kaum gestatten dürfte. Und wer übernimmt die Verantwortung für ein solches, auf die Macht des Geistigen gegründetes Verfahren in einer Welt, die so wenig vom geistigen und so alles vom mechanischen Organisieren erhofft? Die so geräuschvoll darauf aus ist, auch gegen die als Schädlinge Empfundenen unter den Ihren „menschlich" zu sein, und die doch in Gestalt des entseelenden Mechanismus die Unmenschlichkeit selbst auf den Thron erhebt? Die ganze Unhaltbarkeit dieses inkonsequenten Kompromisses zwischen ethisch-humanitärer Reformfreudigkeit und bürokratisch-mürrischem Festhalten am mechanistischen Schematismus, wie sie das neuzeitliche System gegenwärtig immer noch darstellt, offenbart sich aber in geradezu grotesker Weise, wenn man sich nun vor Augen hält, daß die Kolmspergers und alle diese niederträchtigen Spitzel, diese doch zu jeder Schandtat — vorausgesetzt, daß sie gefahrlos ist — fähigen Angeber, seelenruhig lange vor Ablauf ihrer Strafzeit in Freiheit gesetzt und mit der ganzen Bosheit ihrer Dreckseelen auf die Menschheit wieder losgelassen werden, nur weil sie sich äußerlich einmal, und zwar aus den perfidesten und hundsgemeinsten Beweggründen, auf die Seite des paragraphierten „Rechtes", der „Staatsautorität" und der Bürokratie geschlagen haben; während man bei Menschen wie z. B. Otto Euler und Hans Körner, in denen eine auf Geistiges und Edles gerichtete Veranlagung, trotz aller ihrer Verfehlungen, sich nicht verleugnet, eine Verkürzung oder Umwandlung der Strafen nicht glaubt verantworten zu können, obwohl das Urteil über sie vor langen Jahren ausgesprochen wurde, als diese inzwischen in eine reiche innere Entwicklung eingetretenen Menschen noch unreife, jeder Verführung hilflos ausgesetzte und verwahrloste Jungen waren.

Das Perpetuum mobile

Der schwere Junge, dem zuliebe die Verwaltung mich vom Hans Körner trennte, hieß Oskar Michalski, auch der „blutige Oskar" genannt, obwohl die Kreise in Berlin NO, die ihm diesen Ehrentitel beigelegt, schwerlich etwas davon wußten, daß Oskar Blumenthal um der „Abschlachtungen" willen, die er als Theaterkritiker an Schauspielern und Dramatikern vornahm, einst in Bühnenkreisen scherzhaft ebenso genannt zu werden pflegte. Dem Anschein nach lag bei Michalski gar kein Anlaß vor, ihm diese, an die „Moritatenpoesie" gemahnende Bezeichnung anzuheften. Die zahlreichen Verbrechen, wegen deren er die gegenwärtige langfristige wie auch alle seine früheren Strafen verbüßte, waren durchaus

nicht blutiger Natur, sondern ganz gewöhnliche Einbrüche, Diebstähle, Hehlereien und Gaunereien; das Ganze in die typische Zuhälteratmosphäre der nordöstlichen Berliner Apachengegend getaucht, wie sie Alfred Döblin in seinem Roman „Berlin Alexanderplatz" mit wirklich staunenswerter Porträtähnlichkeit zur Darstellung gebracht hat. Als ich ihn aber näher kennenlernte, fing ich an, diese blutige Titulatur zu begreifen. Wenn man sich nicht bloß an das Offensichtliche hielt, sondern tiefer in seine seelische Unterwelt eindrang, traf man auf recht sonderbare, ja unheimliche Regungen. Nein! Er selbst verübte kein Blutvergießen; im Gegenteil: er hütete sich ängstlich davor! Aber andere dazu aufzuhetzen, sie langsam, unvermerkt, aber unwiderstehlich suggestiv dahin zu bringen, daß sie Blut vergossen oder sonst etwas Gefährliches unternahmen, das anderen und ihnen selbst größtes Unheil brachte: danach gelüstete ihn immer. Daher war er für die anderen Gefangenen, die doch gerade einer solchen Suggestion meist widerstandslos preisgegeben sind, ein äußerst gefährlicher Gesellschafter, und darum wurde auch ich sein Hofgänger, als er nach dreijähriger Einzelhaft auf einen solchen Anspruch erhalten hatte. Seine Freunde und Freundinnen in Berlin NO, die ihn den „Blutigen" zubenannt, kannten ihn also eigentlich sehr gründlich. Der Name sollte wohl eine Art von Warnung sein für unerfahrene Neulinge der berufsmäßigen Verbrecherwelt, damit sie sich nicht in Gefahren hineinhetzen ließen, in denen der Hetzer selbst sie dann hohnlächelnd umkommen lassen würde, nachdem er sich persönlich rechtzeitig gedrückt. Mit dieser Veranlagung war Michalski der geborene politische Hetzer. Er wollte denn auch schon bei der Kieler Matrosenrevolte, welche die November-Revolution 1918 einleitete, eine große Rolle gespielt haben, selbstverständlich selbst schleunigst aus dem Gefechtsbereich verschwindend, sobald die Sache gefährlich wurde. Er markierte überhaupt den überzeugten, „aufs Ganze gehenden" kommunistisch-bolschewistischen „Aktivisten". Es war aber leicht zu durchschauen, daß dieser politische Radikalismus nur ein fadenscheiniges Mäntelchen war, mit dem er seine ganz gewöhnlichen Eigentumsverbrechen so drapierte, als ob sie Handlungen einer ausgleichenden sittlichen Gerechtigkeit wären. „Kampf bis aufs Messer dieser volksverderblichen Kapitalisten- und Pfaffenwirtschaft!" das war die Losung, unter der er auf Diebstahl und Raub auszog, das Feldgeschrei, mit dem er seine Heldentaten als Zuhälter, Hehler und Erpresser verübte, „Befreiung des geknechteten Proletariats" das Transparent, durch das er seine Betrügereien glorifizierte.

Schon monatelang, bevor ich ahnte, wer er wäre, fiel mir seine merkwürdige Gestalt im Spazierhof auf: ein sehr großer, offenbar auch sehr muskulöser Mann gegen Ende der Dreißig, aber mit einem einseitig aufgesetzten Höcker und oftmals von schwerem, rheumatischem Leiden krummgezogen: so duckte er sich in eine

Ecke des Hofes, wenn er angeblich zu schwach war, um in dem ziemlich flotten Marschtempo mittrotten zu können. Unter der tief auf die Ohren gezogenen Schirmmütze stach die für Bucklige typische Spitznase aus einem eingefallenen, fahlen, mit schon ergrauenden Bartstoppeln bedeckten Gesicht, während die kleinen, grünlichen Augen ruhelos beobachtend umherschweiften: der Typus des Meuchelmörders, geradezu kitschig in seiner Übereinstimmung mit den Apachengestalten populärer Filme mindester Güte! — Ich müßte damit rechnen, daß er alles, was ich sage, oder was er von mir erfahren zu haben vorgeben könne, auf jede Weise skrupellos ausnützen würde, und daß ich in die bedenklichsten Verwicklungen durch ihn hineingeraten könne, wenn ich nicht äußerste Vorsicht walten lasse: das war die liebenswürdige Mahnung, mit welcher mich die Verwaltung diesem Zeitgenossen vertrauensvollst gesellte! Es muß aber gleich zu dessen Ehren gesagt werden, daß nichts dergleichen geschah, und daß er sich während unseres monatelangen Verkehrs mit ausgesuchter Anständigkeit gegen mich benommen hat. Ja, mehr als das: er ward mein Gönner! — Der Mensch, auch der Mensch der sogenannten „primitiven" Schichten — Michalski war der Sohn eines Sackträgers an einem Ostseehafen — ist ein unausdenklich viel komplizierteres Wesen, als wir für gewöhnlich ahnen. Sobald man Menschen kennenlernen muß, um deren Bekanntschaft man „draußen" in der sogenannten Freiheit einen weiten Bogen schlägt, so entdeckt man erst, daß man sich nur selbst der merkwürdigsten Erkenntnisse beraubt hatte, als man diesen Ausgestoßenen und Verworfenen vorurteilsvoll auswich. „Und wo ihr's packt, da ist's interessant": dies Wort des großen Menschenkenners gilt auch heute noch und, wie ich jetzt weiß, gerade von dem Menschenleben, das wir im gewöhnlichen, gut bürgerlichen Dasein am entschiedensten von uns stoßen: vom Verbrecher. Auch Mephisto führt ja den Faust an solche Orte, wo er Gelegenheit findet, zum Verbrecher zu werden und kriminell „ins volle Menschenleben" hineinzugreifen! Sonderbarerweise kommt aber der Teufel in diesem Punkt, wenn auch von sehr verschiedenem Standpunkt aus, völlig überein mit Gott; denn auch Christus kommt ja nicht zu den „Gerechten", sondern zu den „Sündern", zu den Schächern, zu den Verbrechern; bringt nicht jenen, sondern diesen alles Heil des ewigen Lebens und greift nach dem Bericht der Evangelien viel lieber „ins volle Menschenleben" der Zöllner und Sünder und Sünderinnen, d. h. der von der „guten" Gesellschaft Ausgestoßenen, als in das der Bürgerlich-Korrekten und „Prominenten".

Es bestand aller Anlaß, mit Michalski darüber zu reden, denn er zeigte auf Schritt und Tritt, und obwohl ich religiöse Gespräche als unfruchtbar zu vermeiden suchte, eine ausfallende Gehässigkeit gegen alles Christliche, gegen jede Religiosität überhaupt; ja,

selbst das Wort „Religion" war ihm derart zuwider, daß er es prinzipiell nie richtig aussprach, sondern immer „Religon" sagte. Ich verwies auf die nicht zu leugnende Tatsache, daß Christus immer auf unserer Seite stehe, auf Seite der Gefangenen und ehrlos Gemachten, der Ausgestoßenen, der Aussätzigen, der Enterbten, der Elenden und Proletarisierten, und daß er stets gegen das Kapital — er nennt es „Mammon" — und gegen den ganzen weltgebietenden Hofstaat des Gottes Mammon, des Kapitales, gegen die von demselben abhängigen völkerknechtenden Politiker, gegen die ausbeuterischen Sklavenhalter, Wucherer, Schieber, Streber, Priester, Pfaffen und Menschenschinder und alle sonstigen Beamteten, Söldner und Pfründner Mammons die vernichtendsten Flüche schleudert. Aber das half alles nichts: „Nun, ja! Da haben wir's!" rief er mit überlegener Intelligenz: „Sie haben Christus dafür ja auch genau so behandelt wie uns, sie haben ihn zum Gefangenen gemacht und hingerichtet! Und die sich später auf ihn beriefen und ein Geschäft aus seiner Lehre machten, haben es immer mit den Besitzenden und Mächtigen, das Volk Ausbeutenden gehalten, weil sie sich dabei besser standen. Und so ist's heute noch, und so wird's immer bleiben, bis wir mit alledem Schluß machen! Wer bezahlt denn unsere Pfarrer hier? Der Staat! Und wer ist dieser Staat? Eine Versicherungsgesellschaft des Kapitals gegen Gefährdung seiner, alle Völker ausbeutenden Weltmacht! Mindestens acht Millionen Menschen gehören noch an die Wand gestellt, ehe unsere Bewegung genügend Spielraum hat, daß ein gerechter Neuaufbau der Menschheit erfolgen kann! Vor allem aber müssen die Pfaffen, Priester, Mönche, Rabbiner und Lamas restlos vernichtet werden, physisch vernichtet, ehe gesunde Vernunft und Wohlfahrt auf der Erde herrschen kann!" — „Wir", sagte er und „unsere Bewegung", um in mir die Vorstellung wachzurufen, als ob er in Kreisen der „Dritten Internationale" eine bedeutsame Persönlichkeit wäre. Und von diesem Standpunkte aus, von diesem Bewußtsein, das ihn offenbar ganz erfüllte, getragen, wurde er mein Gönner. Allerdings erst nach einer Periode charaktervoll-gemessener Zurückhaltung gegen mich als einen Menschen, der wegen angeblich reaktionärer und monarchistischer Staatsverbrechen hier gefangen saß. Nach ein paar Tagen aber schon sagte er mit herablassendem Wohlwollen: „Ich habe Sie jetzt näher kennengelernt, und ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich Sie für einen sehr anständigen Menschen halte. Sie sind offenbar nur der Mißbrauchte gewesen, der träumerische Idealist, den dieses reaktionäre, monarchistische und pfäffische Gesindel in seiner niederträchtigen Weise in allerhand Treibereien hineingezogen und dann feige und schamlos verraten und als Opfer für seine eigenen Verbrechen abgeschlachtet hat." – Man wird begreifen, daß diese ehrende Anerkennung aus dem Munde eines in Einbruchsdiebstählen, Hehlereien und Zuhältereien so oft bewährten Mannes, wie es Michalski

von früher Jugend an war, mich mit hoher Genugtuung erfüllen mußte.

Allein ich durfte mich nicht lange in diesem erhebenden Bewußtsein wiegen; er fügte gleich hinzu: „Ich würde Ihnen ja auch gerne helfen, wenn wir nächstens Schluß machen mit diesen letzten, erbärmlichen Überresten der alten Welt. Sehr gern würde ich ein gutes Wort für Sie einlegen – das dürfen Sie mir glauben! – weil ich Sie wirklich für einen anständigen Menschen halte. Aber das würde leider gegen unser Prinzip verstoßen. Es kann, darf und soll keine Ausnahme gemacht werden! Alle Menschen sind zu vernichten, die noch Infektionskeime der alten religiös-kapitalistisch-monarchistisch-bürgerlichen Weltverseuchung in sich tragen! Und deshalb kann ich auch nicht durchsetzen, daß bei Ihnen eine Ausnahme gemacht wird. Aber es ist mir Ihnen persönlich gegenüber aufrichtig leid." – Ich bedankte mich auch für die gute Absicht, was er aber mit einem „bitte, bitte – nichts als Menschenpflicht!" und mit einer freundlich-herablassenden Gebärde ablehnte. Von da an war er mein Gönner und blieb es, bis uns sein Schicksal trennte; versicherte mich auch noch öfters, daß er jedenfalls alles zu meinen Gunsten versuchen wollte, wenn er demnächst in Freiheit gesetzt werden müsse. Er würde dann sofort mit der Sowjetgesandtschaft zu Berlin in Verbindung treten, und dann dürfte der Ausbruch der endgültigen Weltrevolution nicht mehr lange auf sich warten lassen. Warum – das wäre sein Geheimnis! – Inzwischen behandelte er mich also mit leutseligem Wohlwollen wie einen etwas beschränkten, aber gutartigen Menschen, der von Glück sagen dürfe, durch ihn nun endlich einmal die Augen geöffnet zu bekommen für die Gegenwart und Zukunft, und der, dank solcher Belehrung, doch vielleicht noch in seinen alten Tagen sich zu vernünftigen Ansichten bekehren werde. Er erbarmte sich meiner Beschränktheit und erwies sich hilfreich, indem er mich über den Abgrund von Korruption, Roheit und Gemeinheit aufklärte, der in der Beamtenschaft der Anstalt gähnte, und mir Ratschläge erteilte, wie ich, der in seiner bürgerlichen Verblödung von dem allen bisher gar nichts gemerkt hatte, mich nun dagegen wehren könnte, ja als anständiger Mensch mit gehöriger Selbstachtung mich wehren müsse: Ratschläge von solcher Vortrefflichkeit, daß ich ganz sicher aus den peinlichsten Untersuchungen und Hausstrafen gar nicht mehr herausgekommen wäre und alle kleinen Erleichterungen meines Loses eingebüßt haben würde, wenn ich ihnen Folge geleistet hätte. Gar manchem von den anderen Gefangenen – und er brachte namentlich von den jüngeren viele ganz in die Gewalt seines Willens – ist es so ergangen.

Meine Beschränktheit bewies er mir mit einfach zerschmetternder Logik: „Sie sind beschränkt, weil Sie Ihrem Denken eine Schranke setzen; und diese Schranke ist Gott. Über diese Schranke hinaus dürfen, wollen, können Sie nicht denken, weil dann Gott so-

fort sich in nichts auflösen würde, und vor dieser Tatsache schrecken Sie aus anerzogenen Vorurteilen zurück. Da stehe ich anders da! Ich bin unbeschränkt in meinem Denken, kein Gottheitsphantom tritt mir in den Weg, und ich komme daher auch immer weiter." — „Aber viel weiter wie ich sind Sie doch schließlich auch nicht gekommen," entgegnete ich schüchtern. „Sie sind doch auch hier, wo ich bin." – Er lächelte mitleidig: „Momentan. Aber passen Se bloß uff: in ein paar Monaten bin ich ganz woanders! Und dann ist auch das ganze Proletariat frei und die ganze Welt frei!" – Er war der Typus jener, nicht nur unter den Gewohnheitszuchthäuslern, sondern auch sonst in halbgebildeten Kreisen nicht seltenen „Intellektuellen", die sich im Verlaufe der Jahre, namentlich hier im Gefängnisse, auf eigene Faust eine gewisse „Wissenschaftlichkeit" angeeignet haben. Dazu dienen ihnen die naturwissenschaftlichen, seltener auch die wenigen populär-philosophischen Bücher, die sie in den Anstaltsbibliotheken vorfinden, mehr aber noch die Aufsätze jener Schriftsteller, die in illustrierten Zeitschriften die Ergebnisse der modernen Forschung volkstümlich zu machen suchen. Die Lektüre solcher, oft an und für sich recht verdienstvoller Veröffentlichungen hat für Menschen von so schwacher und so lückenhafter Vorbildung, wie es diese Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser doch meistens sind, die große Gefahr, daß sie die hier mitunter so packend vorgetragenen Hypothesen und sonstigen vorläufigen Annahmen, bei denen sich die Forschung notgedrungen für jetzt noch genug sein lassen muß, als endgültige, restlos erwiesene Feststellungen ansehen und sich mit mindestens ebenso viel Gläubigkeit, ja Aberglauben daran halten wie der kirchliche Mensch an seine Dogmen. Mit der Beseitigung des ganzen „religiösen Schwindels", namentlich der christlichen Dogmatik und alles Gottes- und sonstigen Aberglaubens war die Menschheit seiner Überzeugung nach — und das ist typisch für viele seinesgleichen — eigentlich allwissend geworden. Die Schranken waren gefallen, der menschliche Verstand durchmaß, erkannte, ergründete und nützte alle Fernen und alle Nähen, alle Höhen und alle Tiefen. Jetzt brauchte er nur noch alles vernunftgemäß zu organisieren, und dann wären alle Garantien für ein unbeschränkt glückliches Erdendasein geboten. Die Entwicklung der Naturwissenschaften und namentlich der geradezu als Gottheit des modernen Menschen angebeteten Technik und der neuzeitlichen Medizin schien absolut unbegrenzt, mußte mit der Zeit, in gar nicht ferner Zeit schon, auch zur Abwehr aller Krankheiten führen und endlich sogar das Sterben unmöglich machen. „Den Unfug des Sterbens schaffen wir ab; passen Se bloß uff!" — Die Ernährung und Erhaltung der sich dann ins Unermeßliche vermehrenden und, selbstverständlich, nach streng materialistisch und rationalistisch uniformierender Sowjetmethode mechanisierten Zukunftsmenschheit würde dann wohl durch Vermittelung jener Kräfte des Weltraumes erfolgen, deren

Bezwingung auch nur noch eine Frage weniger Jahrzehnte wäre, und durch die man in den Stand gesetzt werden würde, eine unerschöpfliche Fülle von synthetischen Nährmitteln aus ätherischen Substanzen anderer Weltkörper zu erzeugen: „Machen wir alles! Die moderne Technik ist allmächtig! Euer Herrgott ist erledigt! Passen Se bloß uff!" — Dies „passen Se bloß uff!" im echten Tonfalle der Rosentaler oder Elsässer Straße war überhaupt sein drittes Wort. Es klang wie etwas heimlich Triumphierendes, aber auch wie etwas recht bösartig Drohendes; es klang wie von einem, der schon im Blute aller derer „schranken"-und gefahrlos schwelgt, die ihm bisher unbequem und verhaßt gewesen.

Sein Geheimnis! — Ja, auch das kam schließlich an den Tag! Es war das Perpetuum mobile! — Woran die klügsten Geister der Welt jahrhundertelang vergeblich herumgesonnen und — experimentiert, woran sie aber alle scheiterten, weil ihre durch den Gottesglauben eingeengte Denkfähigkeit nicht weit genug ausgreifen konnte: er, Michalski, der Gottlose, der „unbeschränkt" Denkende, er hatte es gefunden! Mit verklärtem Blicke maß er die Quadermauern, die uns umschlossen: „Wenn die Welt ahnte, welch ein gewaltiges Werk diese Mauern in sich hegen! Eine Erfindung, die ein neues Zeitalter der glücklichsten Menschheitsentwicklung herbeiführen muß!" — Nun befindet sich fast in jedem Zuchthause der eine oder andere Langfristige, der seit Jahrzehnten an der Konstruktion des Perpetuum mobile herumtüftelt, und gewöhnlich auch einer, der es schon gefunden zu haben überzeugt ist und absolut nicht verstehen kann, warum die anderen Menschen, Mitgefangene wie Beamte und Lehrer, das nicht einsehen und anerkennen wollen! Michalskis großes Geheimnis war es nun, daß er, im Gegensatz zu solchen „meschuggenen Phantasten", wirklich und wahrhaftig der erste, einzige und alleinige war, dem die Lösung dieses Weltproblemes in einer wissenschaftlich tatsächlich unanfechtbaren Form gelungen war, und zwar — das ist ja das Kennzeichen aller wahrhaft großen Erfinder — in geradezu kindlicher Einfachheit! Ein kleines Blättchen Klosettpapier, wie's den Zellengefangenen aus der Anstaltsbuchbinderei in lächerlich unzureichenden Quantitäten geliefert wird, genügte seinem klaren, scharfen Geiste vollkommen, um mir darauf mit wenigen Bleistiftstrichen — das verbotenerweise eingesteckte Blei war nur ein Fingerglied lang — das verblüffend simple Konstruktionsprinzip im Schema darzustellen. — Aber Oskar Michalski war nicht der Mann weltferner Theorie. Er war durch und durch Praktiker. Sein persönliches Geheimnis sollte alsbald der ganzen Menschheit segenbringend kund und nutzbar werden! Dazu aber mußte er — dieser Überzeugung würde sich ja auch die Behörde nicht verschließen dürfen —, dazu mußte vor allem er selbst, Oskar Michalski, der Menschheit wiedergegeben, mußte frei werden, um frei wirken zu können! Er machte mir klar, daß es meine Pflicht der Menschheit

gegenüber sei, ihm bei diesem Unternehmen der Menschheitsbefreiung, die aber selbstverständlich in erster Linie seine eigene Befreiung bedeute — nach meinen beschränkten Kräften und Gaben hilfreich zu sein; ja, er ließ sich sogar soweit herab, in dieser Hinsicht Ratschläge von mir zu erwarten! Das Perpetuum mobile, das er erfunden hatte, sollte nämlich seine Anwendung zunächst im Schiffsbau finden, indem es gestattet, Fahrzeuge zu konstruieren, die sich selbst mit motorischer Kraft versorgen; und ferner bei der Eisenbahn zur Ausgestaltung von Betriebsanlagen, bei denen auch die Weichen- und Signalstellung automatisch erfolgt, so daß jeder Unfall künftig ausgeschlossen sein wird. Dies letztere Verfahren wollte er der Reichsbahn zur Verfügung stellen, wenn sie bewirke, daß er Strafurlaub erhalte, um in dem Versuchslaboratorium der Reichsbahn die Modelle auszuarbeiten. Und das war eben der Punkt, an dem er mir gestatten wollte, mir einen zwar bescheidenen, aber immerhin doch ganz ehrenvollen Anteil an seinem Erfinderruhme zu erringen, indem ich durch meine „prominenten" Verbindungen trachten sollte, Oskar von Miller, den Gründer des Deutschen Museums und Großmeister moderner Technik, zu verständigen, damit er veranlasse, daß Oskar Michalski enthaftet werde, um seine Ideen zum Heile der ganzen zivilisierten Menschheit praktisch verwirklichen zu können. Mit dem Modell des Perpetuum mobile und des sich durch dasselbe pfeilschnell bewegenden Luft- und Wasserschiffes wollte er sofort nach seiner Entlassung sich bei der Sowjetgesandtschaft in Berlin oder vielleicht auch gleich beim Generalsowjet in Moskau melden. Im Besitze dieser, die ganzen Wirtschaftsverhältnisse umgestaltenden Erfindung war der Bolschewismus, war die „Dritte Internationale" selbstverständlich Herr der Welt und konnte diese restlos in eine einzige, gleichmäßig taktende Mechanik wandeln, vermochte also ungehemmt ihre Ideale zum Segen der Unterdrückten zur Tatsache werden zu lassen: „Passen Se bloß uff!" —

Er verlangte auch einige Foliobogen, um darauf die Grundgedanken seiner Erfindung zu beschreiben und durch sinnvolle Zeichnungen zu illustrieren. Dies Aktenstück sollte an die Generaldirektion der Reichsbahn nach Berlin und an Oskar von Miller nach München gehen, ist aber, soviel ich weiß, von der Verwaltung schamhaft zurückgehalten worden. Man wird ja mit der Verwaltung auch sonst wenig geneigt sein, diese Ideenwelt ernst zu nehmen; und doch verdient sie es; denn sie ist ganz außerordentlich kennzeichnend für gewisse Besonderheiten im Seelenleben langjährig Eingekerkerter, die mit der Zeit allen Kontakt mit den Realitäten des äußeren Daseins verlieren und dann hemmungslos ins Blaue hinein denken, planen und grübeln, bis sie sich selbst wesenlos im Wesenlosen gleichsam abhanden kommen. Und das, obwohl sie überzeugt sind, höchst vernünftig, sachlich, zeitgemäß und realistisch vorzugehen. So war's auch bei Michalski,

der mir immer vorhielt: „Sehen Sie, das ist echt neuzeitlich-praktische Arbeit! So muß man heutzutage denken und schaffen, wenn man die Welt und sich selbst darin vorwärts bringen will! Religion, Philosophie, Poesie, Kunst, das sind alles überwundene Schwärmereien, bei denen nichts herauskommt und die man überhaupt verbieten sollte, weil sie die Menschheit, weil sie das Proletariat auf seinem Vormarsche zur gesunden, vernünftigen, allen gerecht werdenden Weltordnung der Zukunft aufhalten! Praktisch tüchtige, den realen Bedürfnissen angepaßte Arbeit, das ist's, was wir allein noch brauchen können, und keine phantastischen Schwärmereien! Passen Se bloß uff!"

Ist nun die Erfindung des Perpetuum mobile, wie jeder zugeben wird, an und für sich schon ein höchst bemerkenswertes Ereignis, so ist die Art und Weise, wie Michalski es gefunden hat, noch weit erstaunlicher; nämlich nicht durch fleißiges Berechnen, Studieren, Probieren, sondern durch eine urplötzliche Erleuchtung! Wie wir von genialen Mathematikern und Physikern wissen, daß ihnen die Lösung eines lange vergeblich bearbeiteten Problemes eines Nachts im Traume oder eines Tages wie eine Vision ungeahnt und ungewollt vor Augen stand, so war es auch hier geschehen! Und dies im Zusammenhange mit einer Aktion, die er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn eingeleitet hatte, um seine Strafzeit abzukürzen. Er hatte nämlich summa summarum von verschiedenen nord- und süddeutschen Gerichten acht Jahre Zuchthaus erhalten, davon drei oder vier vom Münchner Volksgerichte wegen Einbruchsdiebstahles, begangen in einem Warenhause. Zuchthaus deshalb, weil er wegen Einbruchs schon mehrfach vorbestraft war. Nun behauptete er auf einmal, den Nachweis führen zu können, daß er jenen Einbruch gar nicht begangen habe, sondern daß er nur der Hehler gewesen sei und die bei ihm gefundenen Waren lediglich zum Verkauf von ihm übrigens unbekannten Händlern übernommen habe. Er beantragte also Wiederaufnahme des Verfahrens, und zwar diesmal wegen Hehlerei. Da er aber als Hehler noch nicht vorbestraft war, so konnte er nur zu Gefängnis verurteilt werden, und die dann zu gewärtigende Strafe war, in Zuchthaus umgerechnet, längst abgebüßt. Nun ist aber die Wiederaufnahme nur dann statthaft, wenn eine neue Tatsache von erheblicher Bedeutung vorgebracht werden kann. Wie Michalski das nun fertig brachte, ist wohl so ziemlich das Raffinierteste, was ich bei meinem mehrjährigen Verkehre mit Menschen, die doch schon aus Verzweiflung häufig zum äußersten Raffinement gebracht werden, erfahren habe.

Er hatte einen Bruder, der zu Detroit in den Vereinigten Staaten in ziemlich guten Verhältnissen lebte. Dieser Bruder, so behauptete er, verdanke ihm die Freiheit, denn er habe ihn vor vielen Jahren in Berlin vor dem Zugriffe der Kriminalpolizei errettet, als diese ihm wegen Tötung eines Schutzmannes auf den Fersen war. Eine

Schwester, die in Deutschland lebte, hatte ihn öfters von diesem Bruder gegrüßt und durchblicken lassen, daß dieser ihm gerne weiterhelfen wolle, wenn er nur erst aus dem Zuchthause heraus wäre. Durch diese Schwester verschaffte er sich die Adresse des Bruders und bat diesen um Überweisung von — ich weiß nicht, wie viel hundert Dollar, damit er sich einen Anwalt nehmen könne; denn er sei unschuldig im Kerker. Der Bruder schickte ihm denn auch wirklich einen Scheck, den Michalski seinerseits nun sofort bei einem Münchner Anwalt hinterlegen ließ. Bei der Wahl dieses Anwaltes nahm er nun auch meine Personalkenntnis in Anspruch. Vor allem, forderte er, müsse der Anwalt seines Vertrauens Jude sein; wie es denn eine fast allen gewitzigten Verbrechern gemeinsame, an Aberglauben grenzende Anschauung ist, daß nur jüdische Anwälte das Zeug haben, in „schwierigen" Fällen etwas zu erzielen. Die nicht-jüdischen gelten bei ihnen als minderwertig, weil es ihnen — so sagte man mir öfters — mehr darauf ankomme, mit den Richtern im Hinblick auf künftige Fälle gut zu stehen, als rücksichtslos und mit Aufgebot aller Mittel den Mandanten durchzubringen. Der jüdische Anwalt hingegen verspreche sich eine größere Reklamewirkung für seine Praxis, wenn es ihm gelänge, durch rücksichtslose Ausnützung aller prozessualisch erlaubten Mittel und ohne auf die Empfindlichkeit der Staatsanwälte und Richter zu achten, auch dann einen Freispruch oder doch ein überraschend geringes Strafmaß zu erzielen, wenn alle Welt das für unmöglich halte. Ich habe keine Ahnung, ob dieser Verbrecheraberglauben irgendwelche sachliche Begründung hat, aber er ist mir oftmals entgegengetreten; wie auch die Klage: alles wäre ganz anders gekommen, wenn man sich statt des interesselosen Offizialverteidigers, den die Behörde stellt und mit ein paar Mark ablohnt, einen „recht scharfen, gerissenen Juden" hätte leisten können. — Es gelang auch, einen Münchner Rechtsanwalt ausfindig zu machen, der den weitgehenden Ansprüchen Michalskis zu genügen schien und dem der Scheck nun in Depot gegeben wurde, zugleich mit dem Auftrage, das Wiederaufnahmeverfahren einzuleiten.

Nun aber hieß es, zunächst einmal, nach so vielen Jahren noch, die „neue Tatsache" zu beschaffen. Was Michalski in dieser Beziehung vorbrachte, schien grenzenlos unwahrscheinlich. Trotzdem gelang es ihm; gelang es ihm in so verblüffender Schnelligkeit, daß die juristischen Beamten, die aus ihrer Skepsis kein Hehl gemacht hatten, in den Augen der Gefangenen tief beschämt waren und allgemein schadenfroh bewitzelt wurden. Als Michalski damals, 1920 oder 1921 nämlich, auf einer, von der Kriminalpolizei nur sehr lückenhaft erforschten „Geschäftsreise" auch nach München gelangte, befand er sich — angeblich — in Begleitung einer eleganten Dame aus jenen Kreisen, die seinen männlichen Schutz in Anspruch zu nehmen pflegten, und die er immer mit einem gewissen achtungsvollen Klange in der Stimme „Kartendamen" zu be-

nennen liebte. Er hatte durch Korrespondenz mit seiner Schwester, die einst auch zur Bereicherung des Nachtlebens auf den Trottoirs der Berliner Friedrichstraße hervorragend beigetragen, feststellen können, daß jene Frau sich inzwischen verheiratet hatte und in sehr dürftigen Verhältnissen dahinkränkele. Sie würde — so meinte er — sich mit Freuden an frühere, schönere Zeiten erinnern, wenn ein Dollarscheck ihrem Gedächtnisse zu Hilfe komme. Aber wie denselben in ihre Hände spielen, und wie ihr klarmachen, welche Aussage man von ihr als „der Wahrheit entsprechend" unter Eid erwarte, ohne daß es wie ein Versuch der Zeugenbeeinflussung aussah? Denn Briefe, die derartiges auch nur argwöhnen ließen, würde weder die Verwaltung hinausgehen lassen, noch der Anwalt, an den sie zu richten waren, annehmen. Jene Frau sollte sich nämlich noch ganz genau entsinnen, daß sie die Nacht, in welcher der Einbruch verübt wurde, mit Michalski verbracht, teils in der Familienpension, in der sie abgestiegen wären, teils im Deutschen Theater bei einem Boxwettkampfe; ferner sollte ihr noch im Gedächtnis sein, daß sie anderen Tages in einem Kaffeehause gesehen habe, wie Michalski mit ihr unbekannten Leuten wegen eines Warenpostens verhandelte, wie denn in jener Zeit der wirtschaftlichen Verwilderung es allenthalben von Gelegenheitshändlern wimmelte. Sie wäre bei der ersten Verhandlung nicht als Zeugin vorgeladen worden, weil Michalski seine Beziehungen zu ihr verschwiegen habe, um sie nicht in den Verdacht der Mittäterschaft zu bringen. Ob diese Dame überhaupt mit in München war und überhaupt etwas wußte, mag dahingestellt bleiben. Die Hauptsache war, daß mit ihr nun die „neue Tatsache" auf der Bildfläche erschien. Die darüber sich im Laufe der Monate entwickelnde Korrespondenz, bei der doch alles, worauf es ankam, zwischen den Zeilen stehen mußte, hat mich Michalski Brief um Brief mit verfolgen lassen und war sichtlich eitel auf die diplomatische Meisterschaft, die er dabei entwickelte. Zunächst zeigte er sich als „guter Bruder", indem er den Anwalt aufforderte, der kranken und bedürftigen Schwester einen gewissen Betrag zu senden. Dagegen war nichts zu sagen; die Briefzensur mußte es durchlassen. Dann, nachdem heiße Danksagungen der überraschten Schwester die Ausführung dieser Anordnung angezeigt hatten, wurde die Schwester gebeten, doch von der erhaltenen Summe der armen „Mieze", ihrer und seiner alten Freundin, doch auch ein Sümmchen abzugeben und sie zugleich wissen zu lassen, daß Michalski nach seiner, hoffentlich recht baldigen, Freiwerdung auch weiterhin für sie sorgen wolle. Auch dagegen war nichts einzuwenden; auch dieser Brief mußte die Zensur passieren. Darauf ließ man eine längere Pause eintreten, bis die „Mieze", oder wie die alte Freundin hieß, bei der Zensurstelle vergessen war, und dann erst wurde sie dem Münchner Anwalt als die neue Zeugin angegeben, und zwar unter genauester Feststellung aller Einzelheiten, welche sie aussagen und beeiden könne,

d. h. solle. Daraufhin mußte dem Wiederaufnahmeverfahren stattgegeben und Michalski per Schub zur Verhandlung nach München gebracht werden. Da die „liebe, gute, alte Mieze" aber bettlägerig krank war, so mußte die Verhandlung wiederholt vertagt werden, bis schließlich ihre Vernehmung kommissarisch an ihrem Krankenbette vorgenommen wurde und natürlich „wahrheitsgemäß", d. h. wunschgemäß ausfiel. Inzwischen wurde Michalski in München in Untersuchungshaft behalten und, da er alsbald mit dem Gefängnisdirektor Zusammenstöße hatte, mit Arrest bestraft.

In der kahlen, trostlosen Öde des Arrestkäfigs, da war es nun, wo sich gewissermaßen der Adler des Zeus auf ihn niederließ, wo er auf einmal, während er, hungernd und frierend, ruhelos in dem engen Loche hin und wider wanderte, das Ungeheure klar und deutlich vor seinem geistigen Auge stehen sah: das Perpetuum mobile! — Ein unausdenklich bedeutungsvoller Augenblick! Ein tiefstes Sehnen der Menschenbrust hatte nach Jahrhunderten leidenschaftlichen Forschens endlich seine Erfüllung gefunden! Dieses Erlebnis, so erzählte er mir, war derart überwältigend, daß die Arrestwochen wie in einem Rauschzustande vorüberflogen. Er war restlos glücklich, zumal auch das Wiederaufnahmeverfahren bald darauf ganz das angestrebte Ergebnis hatte. Dem Anwalt war es gelungen, den Hauptbelastungszeugen aus der ersten Verhandlung wieder ausfindig zu machen und Michalski gegenüberzustellen. Dieser mit seiner überlegenen Intelligenz verstand es, den einfachen Mann, irgendeinen Maurer oder Straßenkehrer, so geschickt und so unmerklich suggestiv zu fragen, daß dieser sich auf einmal gar nicht mehr gewiß war, ob dieser Michalski da wirklich der Mann gewesen sei, den er damals, vor soundso viel Jahren, als er im Morgengrauen an dem Warenhause vorüberging, mit einem großen Pack unterm Arme aus einem Seiteneingange herauskommen sah. Noch ein paar weitere, streng an die „Wahrheitsliebe" appellierende Fragen des Anwaltes, und der arme Mann wußte sogar auf einmal fast bestimmt, daß Michalski jener Mann nicht gewesen sein könne. Daraufhin wurde Michalski vom Verbrechen des Einbruchsdiebstahles im Rückfalle freigesprochen und nur wegen Hehlerei zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, die er längst verbüßt hatte. Die Triumphbahn in die zu erlösende Welt schien dem Erfinder des Perpetuum mobile offenzustehen, als er nun zu uns nach Ebrach zurückkam. In der Tat schritt er wie ein ruhmverklärter Sieger einher, und alle Gefangenen, die es irgend erreichen konnten, mich zu sprechen, frugen mich hastig flüsternd aus, wie dieser Michalski, dieser „Mordskerl", das nun wieder fertig gebracht habe, und wie die Adresse des großartigen Anwaltes sei, der „das Ding so blendend gefingert" hätte; sie wollten's auch probieren.

Mir gegenüber aber erwies sich Michalski als ein wahrer Gönner und treuer Kamerad. Mit einer herablassenden Güte, die mich wirklich

rührte, forderte er mich auf, ihm nun „ruhig" alles aufzutragen, was er für mich tun könne, denn er werde ja nun alsbald in der Lage sein, durch Vermittelung der Russischen Botschaft einen Druck zugunsten meiner Begnadigung auszuüben. Er würde ja doch mit der Sowjetvertretung zu verhandeln haben wegen seiner Erfindung. Das Perpetuum mobile bedeute ja geradezu den Sieg der Dritten Internationale und die wahre Welterlösung, die Christus nicht fertig gebracht hätte. Er war aufrichtig gerührt über sich selbst und über seine hochherzige Selbstlosigkeit, als er mir sagte: „Sehen Sie, so sind wir Menschen der kommunistischen Zukunftsweltordnung! Ich denke gar nicht daran, es so zu machen, wie die Erfinder eurer veralteten bürgerlichen Weltordnung, die ihre Erfindungen nur ausnützten, um sich selbst und die Kapitalistengruppe, die hinter ihnen stand, auf Kosten der bewucherten Allgemeinheit schamlos zu bereichern! Ich werde alle Patente, die aus dem Perpetuum mobile zu erzielen sind, der Sowjetregierung ohne jeden Gewinn zur Verfügung stellen, damit sie ganz und gar der Allgemeinheit zugute kommen. Ich werde mir nur ein kleines Monatsgehalt von — sagen wir — 2—3000 Mark ausbedingen und natürlich einen kleinen Fonds von ein paar Millionen, der aber ausschließlich für Arbeiten an der weiteren Ausgestaltung meiner Erfindung verwendet werden soll. Sehen Sie, so denken wir Menschen ohne Gott! Wenn das Christentum die Selbstlosigkeit als höchste Tugend fordert, so sind wir die ersten wahren Christen, die es überhaupt jemals gegeben hat!" — Ich konnte mir's nicht verkneifen, darauf wenigstens schüchtern zu bemerken, daß seine ganze Befreiungsaktion doch eigentlich auch auf kapitalistischen Prinzipien und auf die kapitalistischen Mittel seines selbst als Kapitalist lebenden Bruders aufgebaut gewesen wäre, und daran die scheinbar naive Frage zu knüpfen: wie er es überhaupt vor seinem kommunistisch-bolschewistischen Gewissen verantworten könne, Geldmittel von einem solchen kapitalistischen Bruder anzunehmen? — „Aber das ist doch ganz etwas anderes!" belehrte er mich milde: „Das Kapital an und für sich ist nicht das Schlimme; es kommt darauf an, in welchen Händen es ist. Kapital in unseren Händen ist kein Fluch, sondern ein Segen für die geknechteten Völker. Wir bekämpfen das Kapital durch das Kapital! Deswegen bemühen wir uns, so viel Kapital wie möglich in unsere Hände zu bekommen. Nicht ich habe gestohlen, sondern die Kapitalisten, welche die Werte, die ich für die Befreiung der ausgebeuteten Massen zurückgeholt habe, der Allgemeinheit entzogen hatten."

Leider kam die Ernüchterung nur allzu bald! Seine Triumphatorengloriole erlosch jählings, als bekannt wurde, daß gar keine Rede davon sein könne, daß Michalski nun in Freiheit gesetzt werde, denn er habe in Preußen noch soundso viele Jahre Zuchthaus abzubüßen und werde daher zunächst einmal dorthin abgeliefert. — Das ist denn wohl auch geschehen, vorausgesetzt, daß es ihm nicht

geglückt ist, unterwegs zu „türmen", wie damals, als er zu einer Gerichtsverhandlung mit der Bahn nach Burg-Ebrach transportiert wurde: eine Ruhmestat, in deren Glanz er sich noch nach Jahren sonnte! Daß er sich entfesseln konnte, ist bei einem, der in der hohen Schule des „Dicken Wilhelm" groß geworden, eine zu selbstverständliche Sache, als daß man ihrer überhaupt Erwähnung tun wollte. Daß er aber dann den ihn eskortierenden Gendarmen mit einem stiernackigen Kopfstoße in den Unterleib auf den Boden des Wagens schleuderte und dann aus dem fahrenden Zuge sprang: dazu gehörte schon ein sicherer Sportsmann. Und dann erst der Stafettenwettlauf durch die Waldungen unter Berücksichtigung aller Tricks, die man anwenden muß, um Hunde und Häscher irrezuführen! Endlich an einem Dorfeingange den Zuchthausspenzer abgeworfen, eine am Zaune hängende Bauernjoppe umgehängt, beim Schulhause, wo ein Stapel Holz aufgeschichtet ist, sich gegen Verköstigung und eine Mark Taglohn als Holzmacher anbieten, um darauf im nächsten Dorfe in einer Wirtschaft zu nächtigen: dazu gehörten die absolut beherrschten Nerven eines in allen Wassern abgebrühten Fußball- und Boxathleten, wie es Michalski in der hohen Schule des „Dicken Wilhelm", des halb sagenhaften Berliner Verbrechervorbildes, geworden war. Aber schließlich ist doch alles nur „für die Katz" gewesen. Denn des Abends, als Michalski sich gerade für die als Holzmacher verdiente Mark in dem Dorfwirtshause gütlich zu tun gedachte, erschien dort ein Gendarm und schimpfte weidlich, daß man ihn gerade heute, am Sonnabend vor Pfingsten, telephonisch aus aller gewohnten Ruhe und Ordnung aufgestört hätte wegen so eines vermaledeiten Zuchthäuslers, der einem Kollegen davongelaufen wäre und den man jetzt noch vor den Feiertagen wieder einfangen solle! Als ob man nicht sowieso schon genug Plage hätte für das bißchen Gehalt! Michalski wartete gar nicht ab, bis diese vom Flure her vernommene Unterhaltung zwischen Gendarm und Wirt in der Gaststube fortgesetzt wurde, sondern verkroch sich schleunigst in die Dachkammer, die man ihm als Schlafstelle angewiesen. Als es dann unten im Flure still geworden war, schlich er auf den Socken die knarrende Stiege herab, um sich durch die Hintertür zu verduften. Aber da stand schon der Wirt und frug: „Wohin so eilig?" Und der Gendarm war auch gleich da, denn man hatte wohl schon Verdacht geschöpft; und als anderen Morgens die Pfingstglocken läuteten, da saß der „blutige Oskar" schon im Gewahrsam eines wunderschönen, alten Mainstädtchens. Und wenn auch äußerlich nur allzu eng beschränkt, so war ihm doch innerlich für sein „unbeschränktes Denken" hinreichend Freiheit gelassen, über Gott und die Ausgießung des Heiligen Geistes nachzusinnen. Die Frau des Arrestverwalters aber hielt dafür, daß es eigentlich doch recht unchristlich wäre, wenn man so ein armseliges Menschenkind, wie den nachts eingebrachten Zuchthäusler da droben, gar nicht teilnehmen

lasse an dem Pfingstjubel, der sich in jenen gesegneten Gebreiten dort zwischen blühenden Weinbergen, Obstbaumhainen und blumenreichen Wiesen am Mainflusse so überwältigend auftut. Sie ließ ihm daher einen wohlversorgten Teller vom eigenen Festtagsschmause zukommen und Kaffee mit fetter Sahnenmilch und Gugelhupf dazu. Als mir Michalski davon erzählte, meinte er selbst: „Wenn alle Christen so christlich wären, wie diese Frau, dann ließe man sich schließlich das Christentum doch gefallen." — Es scheint aber nicht, daß es ihm gelang, beim Verschobenwerden von Zuchthaus zu Zuchthaus neuerdings zu „türmen", denn sonst müßte doch die Presse aller Länder voll Sensationsmeldungen sein über das die ganze Welt neugestaltende Perpetuum mobile. —

Der Dicke Wilhelm

Von allen meinen Ebracher Schicksalsgenossen war Michalski derjenige, durch welchen ich die tiefsten Einblicke in das eigentliche Verbrechertum erhielt. Mit Stolz sprach er immer von seinem großen Vorbild, Erzieher und Freund, dem „Dicken Wilhelm", der am Horizont jener Verbrecher- und Zuhälterhautevolee von Berlin NO wie der Schatten eines mythischen Heroen ins Sagenhafte hineinzuragen scheint. Ich habe ihn später im „Reinhold" des Döblinschen Romans, wenn auch in anderer Individualisierung, so doch dem Prinzip nach wiedererkannt.

„Junge, Junge, du willst wohl den Dicken Willem markieren?" so spottet der Berliner, wenn einer autoritative Geltung verlangt, die man ihm nicht zugestehen will; und welche Autorität würde ein echter, hundertprozentiger Berliner überhaupt jemals anerkennen wollen?! — Aus dieser schnoddrigen Redensart erhellt aber, daß das Original des „Dicken Wilhelm" eine sehr hohe Autorität gewesen sein muß. Um es gleich zu konstatieren: es war in der Tat eine „höchste" Autorität Alt-Berlins, nämlich der großgewachsene, dicke König Wilhelm II., der Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen. Dieser letztere selbst, der sich nur selten und ungern in Berlin aufhielt, war bei den Berlinern niemals populär; um so mehr sein dicker Nachfolger, der mit seinem Prinzip: „Leben und leben lassen" alsbald wieder „Leben in die Bude" brachte, bei seiner üppigen Hofhaltung etwas draufgehen ließ und vor allem durch zahlreiche Skandalaffären dafür sorgte, daß dem Klatschbedürfnis der Residenzbewohner endlich einmal wieder reichlicher Stoff geboten wurde. Der „dicke Wilhelm" war in Berlin populär, populärer vielleicht als alle anderen, tüchtigeren und bedeutenderen Preußenkönige, und so ist sein Spitzname als halb ehrenvolle, halb spöttelnde Bezeichnung für volkstümliche Autorität erhalten geblieben. Der „Dicke Wilhelm" von Berlin NO war oder ist, nach Michalskis Schilderung, die volkstümlichste aller Auto-

ritäten jener in ihrer Art „klassischen" Verbrechergegend, welche der Nichtberliner, welche sogar der gebildete Berliner des Westens nur aus Zeitungsberichten über dort stattgehabte Straßenschlachten kennt. Mit dem königlichen Original hat er jedenfalls das eine gemein, daß ihn immer ein Schwarm hingebender Weiblichkeit umschwebt; nur daß diese sich und alles, was sie hat und durch Preisgabe ihrer Person erwirbt, jederzeit für ihn aufzuopfern bereit ist, während der König, umgekehrt, große Opfer bringen mußte, um die Huld seiner zahlreichen Freundinnen zu gewinnen. Wie bei allen solchen halbmythischen Gestalten — ist es nicht sehr interessant, daß auch die profane moderne Welt ihre Mythen hat? — ist auch dieser „Dicke Wilhelm" eine Art von Kristallisationsachse, an die sich tausend Geschichten, Anekdoten, Vorfälle, Zeitungsberichte in vielfacher Umgestaltung mit verwirrendem Geflimmer anhängen: Geschichten, die in jenen Gegenden und Kreisen von Mund zu Mund gehen, und die in Wirklichkeit sich wohl auf sehr viele Einzelmenschen verteilen. Auch das hat er mit mythisch-dämonischen Typen gemein, daß er für „kugelfest" gilt, daß eine wunderbare Fügung über ihm waltet, die ihn der Polizei auch in den unwahrscheinlichsten Situationen noch entrückt, vergleichbar der Tarnkappe der Helden alten Stils oder dem mystischen Nebelschleier, durch welchen die antiken Götter ihre Lieblinge den ihnen drohenden Gefahren entzogen. Er ist der Organisator, Stratege und Heerführer der großen Raubzüge, der sensationellen Bankeinbrüche und all jener Taten, welche die Bevölkerung wochenlang in Atem halten. Um ihn organisiert sich ohne alle Formalität und halb unbewußt diese ganze Welt der Unterirdischen, welche immerfort gegen die oberirdische „offizielle" Welt auf der Lauer liegt, wie einst die Raubritter gegen den bürgerlichen Handel und Wandel. Er ist Herr über Leben und Tod der Seinen; und zu den Seinen zu gehören, das ist für Mann und Weib jener Sphäre ungefähr dasselbe, was es für einen Ritter dermaleinst bedeutete, an die Tafelrunde des Königs Artus berufen zu werden, oder für ein Fräulein aus edlem Geschlecht, in den Kreis jener Vielbeneideten aufgenommen zu sein, die ein berühmter fahrender Abenteurer und Held mit seiner Gunst beglückt. Und wie die Schönen in den alten Ritterromanen die von der Überzahl ihrer Feinde bedrohten Recken in aller Heimlichkeit in ihren Schlafgemächern versteckt halten, so wird auch dieser weit beschriene Abenteurer modernsten Stils bald von dieser, bald von jener Schönen beherbergt, verköstigt und verwöhnt; und alle anderen beneiden die jeweils so beglückte Freundin um dieser Ehre willen und sind jeden Augenblick bereit, ihn ebenso demütig aufzunehmen, sobald die Kriminalpolizei seinen seitherigen Unterschlupf aufgespürt hat. Furchtbar und unerbittlich grausam ist die Manneszucht, mit der er die Seinigen an sich gefesselt hält; der Hauch eines Verdachtes genügt, um den als Verräter Bearg-

wöhnten aus der Liste der Lebenden zu streichen. Andererseits ist er aber — auch darin den sagenhaften Heldenfürsten der feudalen Vorzeit ähnlich — freigebig und großmütig in der Belohnung treuer Anhänglichkeit und kühner Taten und nicht kleinlich bei der Verteilung der Beute. Natürlich kennen ihn die Kriminalbeamten, die „Bullen", ganz genau; wenn sie ihn aber treffen, so tun sie, als ob er ihnen fremd wäre, um nicht Hand an ihn legen zu müssen, was für sie nur die schrecklichsten Folgen haben könnte. Denn jedes Haar auf seinem Haupt ist von den scharfen Späheraugen seiner Getreuen bewacht, und grausame Rache trifft früher oder später den, der sich erdreistete, ihn anzutasten!

Wenn er ausgeht, um sich in den Luxushotels des Westens oder in den Grunewald-Villen mit abenteuerlustigen Frauen des High life zu treffen, ist er ein Kavalier von vollendeter Eleganz, an Ritterlichkeit, Galanterie und distinguiertem Benehmen jedem Film-Star ebenbürtig. Multimillionäre, Gesandtschaftsattachés trinken Brüderschaft mit ihm, ohne zu ahnen, daß er der Gefürchtete ist, der eine ganze Armee von Detektivs im In- und Ausland in Atem hält. Alle Mädchen der Halbwelt sind seine Spioninnen, die ihm alles zutragen, was sie im Verkehr mit ihren reichen und vornehmen Gönnern in Erfahrung bringen. Kurz alles, was die Romantik des modernen Kriminal- und Detektivromans ihren Helden andichtet, ist in ihm und durch ihn lebendige Wirklichkeit geworden! Die Rangordnung der Männer wie der Frauen richtet sich in dieser Sphäre der Verbrecher- und Kokottenelite nach dem Grad der Intimität, mit der man dem „Dicken Wilhelm" näher oder ferner steht. Fast in jedem wirklichen Verbrecher, namentlich fast in jedem jüngeren, ist der Ehrgeiz lebendig, irgendwie dem Typ des „Dicken Wilhelm" nahezukommen, auch solch ein Gentlemanheros der Unterwelt zu werden, schon wegen der Weiber, die sich einem solchen Verbrecher-Star nur so an den Hals werfen und mit Begeisterung für ihn aufopfern. Michalski behauptete, dem „Dicken Wilhelm" nahegestanden zu haben, öfters in seinem Auftrag an gewagten Unternehmungen beteiligt gewesen, auch von ihm in Augenblicken höchster Gefahr vor den Häschern gerettet worden zu sein, auf die das Erscheinen dieses gefürchteten Helden jedesmal eine lähmende Wirkung hervorrufe. Ich bin überzeugt, daß Michalski hierbei grenzenlos renommiert hat, aber es ist doch bezeichnend, auf welchen Mittelpunkt seine Renommage hinzielt, und von wo in diesen Kreisen der „Ruhm" erwartet wird. Selbstverständlich ist der „Dicke Wilhelm" ein großartiger Meister im Fußball, im Boxen und Ringen; wie denn jede Art von Kraftsport bei dieser Elite des Verbrechertums mit Leidenschaft getrieben und mit Enthusiasmus verfolgt wird. Da Michalski seiner zahlreichen Hausstrafen wegen niemals in eine höhere Stufe versetzt werden konnte, so bekam er auch keine Zeitung zu lesen, weshalb ich ihm die wichtigsten Sporttelegramme

immer notieren und im Hofe vorlesen mußte, worauf er sich mit der Geste routinierter Kennerschaft im Abwägen der Chancen und Resultate erging. Auch tat er immer, als ob er draußen auf Renn- und Flugplätzen eine Art von Habitué gewesen wäre und stets über fabelhafte Tips verfügt hätte. Kraftsport und gewerbsmäßiges Verbrechen stehen in einem ganz eigenartigen, unterbewußten Verhältnis zueinander, was z. B. auch die Mitteilungen bestätigen, welche der wegen Ermordung seiner Gattin zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Dr. Béla Erdéyis in Budapest machte, als er zur neuen Verhandlung vor der Berufungsinstanz vorgeführt wurde. Im Zellenbau des Zuchthauses, in welchem er seine Strafe verbüßt, werden alle wichtigen Sportsereignisse nachts um zwei Uhr durch eine telegraphische Mitteilung bekannt, die ein entlassener Sträfling abredegemäß auf einem Kanalrohr vor dem Hause nach dem Morsealphabet zum Ertönen bringt. Die Gefangenen, deren Zellen dem Kanalrohr benachbart sind, geben dann die Nachricht durch Klopfsignale an der Zentralheizung weiter, so daß alle Ergebnisse der Sportswettkämpfe, namentlich der Fußballwettspiele, schon in der Nacht, die auf den Kampftag folgt, im ganzen Zellenbau bekannt werden. Nach den Eröffnungen Erdéyis' ist die Sportleidenschaft der Schwerverbrecher so ungeheuer, daß die ganze Stimmung im Zuchthaus von dem Ausfall dieser Sportkämpfe abhängt. Ich muß das bestätigen.

Ich habe erst hier einen Begriff bekommen, von welcher Bedeutung der Kraftsport für diejenigen Volkskreise ist, welche man früher die „unteren" oder „ungebildeten" nannte, und die man jetzt die „Massen" nennt. Erst hier wurde mir klar, daß diese Sportleidenschaft das Volk mit der Zeit völlig umarten und die Physiognomie der Nation verändern muß; und das nicht bloß in bezug auf die körperliche Entfaltung, Gesundheit, Gewandtheit, sondern auch in der Beziehung der Geschlechter zueinander, in der Geselligkeit und in jeder Interesseneinstellung. Die jüngeren Leute kamen bei uns nicht zu Ende mit Erzählen von Sporterlebnissen und allem Drum und Dran: Sportanzüge und Koffer, die man braucht, um zu den Wettkämpfen zu reisen, um den Sportdamen zu gefallen, und was da sonst alles noch für „Ehrenausgaben" nötig sind, ohne die man vom Sportleben ausgeschlossen bleibt — und ohne Sport und ohne Sportgemeinschaft kann man nicht leben! Also verschafft man sich die Mittel so oder so — und also ist man nun hier im Zuchthaus! Sportleidenschaft gilt bei den Gerichten nicht als ein ehrenhaftes Motiv; die zahllosen Eigentumsverbrechen und -vergehen, welche aus Sportleidenschaft verübt werden, sind also aus „unehrenhaften" Beweggründen begangen und führen daher im Wiederholungsfall rettungslos ins Zuchthaus. Aber wie lange noch? — Wenn man diese Leidenschaft der jüngeren Verbrechergeneration für den Sport so im täglichen Umgang beobachtet, so erkennt man, daß

sie darin ihre Ursache hat, daß gefährliche Verbrechertaten — wenn man einmal jede moralische Wertung beiseite läßt und sie rein als körperliche Leistungen und Bravourstücke kühner Geschicklichkeit betrachtet — vielfach gar nichts anderes sind als „angewandter Sport"; so wie es zuweilen sehr schwer ist, die Stelle zu finden, wo das an den Reibungsflächen des Sittengesetzes geschärfte Messer ethischer Kritik zwischen frecher Hochstapelei und eben noch erlaubter, tollkühner Finanzspekulation den scheidenden Einschnitt führen kann. Das Ideal des Sportmenschen und des abenteuerlichen „Finanzgenies", wie es sich aus den für den Massenkonsum berechneten Romanen und Filmen ergibt, ist dem Ideal des großstädtischen Verbrecher-Stars, wie er sich aus den Kriminal- und Detektivgeschichten und -filmen entnehmen läßt, durchaus wesensverwandt, ja, diese beiden höchsten Ideale der modernen großstädtischen, ja auch schon kleinstädtischen Massen gleichen sich wie Zwillinge. Die nur mit atemloser Spannung und schließlich in einem hysterischen Rauschzustand zu verfolgende Überwindung scheinbar unentrinnbarer Gefahren und übermenschlicher Schwierigkeiten: das ist ja von jeher das Wesentliche aller volkstümlichen Helden, vom drachentötenden Göttersohn bis zum Räuberhauptmann der romantischen Oper gewesen; und eben dies findet der moderne Mensch heute nur noch beim Sporthelden, also etwa beim Rekord-Flieger, Boxkampf-Weltmeister, ferner beim tollkühnen Finanzspekulanten und Industriegewaltmenschen, sowie schließlich beim sensationellen Eliteverbrecher und bei seinem Gegenpol: dem Rekorddetektiv à la Sherlock Holmes. Denn Verbrecher-Star und Detektiv-Star gehören zusammen und sind im unterbewußten Erleben der modernen Massen nur polare Erscheinungsformen desselben Einheitstyps modernsten Heldentums. Das geht so weit, daß sogar die Frau, insofern sie als Heldin bei diesem neuzeitlichen Massenpublikum Sympathie finden will — sei es im Film, sei es im Roman, sei es im wirklichen Sensationsprozeß — irgendwie mit diesem Eliteverbrechertum in leidenschaftlicher Verbindung stehen muß. Und wenn die Romanciers und Verfasser der Drehbücher die geliebten und angeschwärmten Rekordverbrecher meist gar keine Verbrecher im juristischen Sinn sein lassen, sondern sie als maskierte Ehrenmänner, als abenteuernde Multimillionäre, kurz als Kriminalamateure einführen, so ist das doch nur ein oberflächliches Auskunftsmittel, das angewendet wird, um nicht als Verbreiter von sittenverderbender „Schundliteratur" verdächtigt, und um nicht von Verlegern und Redaktionen mit Rücksicht auf die moralischen Bedenken mancher Publikumsschichten und mancher Zensurbehörden abgelehnt zu werden. Am Kernproblem wird durch diese Retusche nichts geändert. Dies Kernproblem ist, daß der neuzeitliche Mensch im Verbrechertum „höheren Grades" die Romantik wiederzufinden hofft, die ihm das moderne Dasein

sonst überall weggenommen hat, für die sonst nirgends mehr ein dämmeriger Erdenwinkel geblieben, in dem sie noch wuchern könnte.

Da dies ein ganz hervorstechender Zug in der Mentalität des modernen Massenpublikums ist, so muß es auch auf die Einstellung der öffentlichen Meinung zur Strafjustiz und zum Strafvollzug mit der Zeit tiefgehende Wirkung ausüben. Je mehr das sensationelle Verbrechen Gegenstand einer sportmäßigen Bewertung, um nicht zu sagen „Goutierung" wird, um so ablehnender muß die Haltung der öffentlichen Meinung gegenüber der Verhängung von entehrenden oder gar qualvollen Strafen über solche Rekordverbrecher werden, um so entschiedener wird die öffentliche Meinung gegen das Zuchthaus Stellung nehmen. Wenn man aber schon die berühmt gewordenen „großen" Sensationsverbrecher nicht der Schmach und der Pein eines solchen, noch auf moralische „Sühne" und „Besserung" hinzielenden, also als altmodisch und spießig empfundenen Strafvollzugs ausgesetzt wissen will — man entsinne sich doch nur an die „hochgehenden Wogen der Empörung" im „Fall Hau" oder in ähnlichen Sensationsfällen! —, so können die weniger interessanten, „unbedeutenden" Durchschnittsverbrecher, die doch viel weniger auf dem Kerbholz haben, erst recht nicht mehr solch einer als rückständig-sittenrichterlich empfundenen Züchtigung ausgesetzt werden. Denn wenn das große Publikum sich auch für diese Zehntausende nichtsensationeller Durchschnittsübeltäter gar nicht interessiert, so wäre es doch ein Hohn auf alle „Gerechtigkeit", wenn sie schlechter behandelt würden als die hochsensationellen Gattenmörder, Giftmischerinnen und Millionendefraudanten der mit so heißer Gier in den Zeitungen verschlungenen Sensationsprozesse! Bei uns im Zuchthaus wußten die intelligenteren und beleseneren Leute ganz genau, daß es heute beim Massenpublikum einzig und allein auf die Sensation, auf den Rekord ankommt, und daß es dem modernen Durchschnittsmenschen keinen Unterschied macht, ob der die Sensation Erregende ein Rekord-Sportsmann, ein Rekord-Finanzmann, ein Rekord-Theater- und Filmstar oder ein Rekord-Verbrecher ist. Es käme — so belehrte mich Michalski — nur darauf an, daß die Rekordsensation das sittliche Gefühl oder die durch die Tat aufgewühlte Entrüstung noch überbiete, und dann wäre die Rechtsprechung gar nicht mehr imstande, ohne Rücksicht auf das Sensationsinteresse ihres Amtes zu walten. Die Rekordsensation zu erzielen sei daher das höchste Ziel des großen Verbrechers und vor allem des selbst wieder eine Sensation darstellenden Rekordverteidigers. Das Sensationsinteresse wirke strafvermindernd, wo nicht gar die Freisprechung erzwingend. Damit rechnet der moderne Verbrecher heute vielfach schon ganz kalt.

Als Rekord- und Eliteverbrecher höchsten Grades galt zu meiner Zeit auch der Fassadenkletterer. Es war gerade mit dem Kri-

minalroman „Kletter-Maxe" ein Sensationserfolg erzielt worden. Alle Welt verfolgte mit fieberhafter Spannung die Schicksale dieses Kletter-Maxe und schwärmte für ihn. Maxe ist aber ein Verbrecher. Denn wenngleich er seine Fassadenkletterei nicht aus gemeinen, eigennützigen Beweggründen, sondern aus erotischer Leidenschaft unternimmt, so ist das doch für das Miterleben des Lesers, für die hysterische Hingerissenheit, in der jedes Ladenmädel mit hochgeröteten Wangen und jagenden Pulsen den gefährlichen Abenteuern des Helden folgt, ganz gleichgültig. Erlebt wird das alles doch als Verbrechen; denn darauf, daß es als Verbrechen in Erscheinung tritt, beruht ja die große Gefahr für den Helden und darauf die Spannung, die schließlich geradezu leidenschaftliche Liebe, mit welcher man ihm durch alle seine Abenteuer folgt. Sobald das Bewußtsein eintritt, daß das, was der Held unternimmt, in Wahrheit gar keine Verbrechen sind, verliert die Handlung die berauschende Wirkung der romantischen Narkose, um derentwillen sie so gierig verschlungen wird. Dann ist man ernüchtert, enttäuscht, dann verliert man das Interesse. Es ist auf diese Weise gewissermaßen Ersatz geschaffen worden für die ebenfalls aus kriminalistischer und erotischer Spannung zusammen erzeugte Sensation der öffentlichen Hinrichtung. Wie heute noch in Frankreich, so war vor ungefähr 100 Jahren auch in Deutschland das Publikum noch zu den Hinrichtungen zugelassen. Ich habe selbst noch alte Leute gekannt, die bei solchen zugegen waren, z. B. bei der Enthauptung des Kotzebue-Mörders Sand in Mannheim, und die mir erzählten, daß im dumpfen Fühlen der großen Durchschnittsmasse die Sympathien fast immer auf Seite des Verurteilten gewesen seien, und daß, wenn dieser ein junger Mann war, die meisten Weiber aus dem Volke mindestens unterbewußt in ihn verliebt gewesen wären. Die öffentlichen Hinrichtungen waren geradezu Volksfeste, bei denen die Massen sich ganz ebenso naiv dem Auskosten einer Blut und Nerven aufpeitschenden Situation hingaben, wie sie es heute bei einem lebensgefährlichen Autorennen, Raketenflug oder Boxkampf auch tun. Schließlich ist es ja auch gleichgültig, ob der aufzuopfernde Rekordheld unterm Henkersschwert oder unter den rauchenden Trümmern eines Motorfahrzeuges verblutet.

An diesem modernen Heldenruhm des Rekordverbrechertums haben und nehmen im Zuchthaus denn auch nur die wenigen echten, die geborenen, sportmäßig geschulten Verbrecher teil, während die übergroße Anzahl der gewöhnlichen Durchschnittsgefangenen, die ja gar keine Verbrecher im eigentlichen Sinn, sondern nur verunglückte, entartete, kranke, aus Verzweiflung in Untaten gestürzte Durchschnittsmenschen sind, dieser Romantik meist fern und unzugänglich bleibt. Wenn aber ein solcher unechter, sportmäßig als Dilettant zu betrachtender, nur aus Not und Verführung in Verbrechen verwickelter Gefangener sich unterfing, zur Elite

gehören zu wollen, so ging's ihm schlecht. Es galt das für eine freche Anmaßung und trug dem allzu ehrgeizigen Burschen — nur Jüngere verfielen diesem Zauber — höhnische Zurückweisung, wenn nicht gar Prügel ein. War da so ein windiger, dürrer, fahriger junger Schneidergeselle, der sich draußen mit wenig ergiebigen Saisoneinbrüchen in leerstehende Landhäuser mehr schlecht als recht durchgebracht hatte und froh war, wenn ihm außer kaum verwertbaren Büchsenkonserven auch einmal ein Schrank voll Lodenmänteln oder ein paar bessere Teppiche in die Finger fielen. Er wurde als Friseur beschäftigt, schnitt allwöchentlich jedem mit der Maschine den Bart auf ein halbes Millimeter Haarlänge und alle vierzehn Tage das Kopfhaar auf drei Millimeter und diente so als Kommunikationsglied, durch das entfernt untergebrachte Bekannte sich einander Nachricht zukommen ließen. Das führte, wie vielfach bei Friseuren ja sonst auch, zu einer großen Geschwätzigkeit, und der Junge bekam's darüber mit dem Größenwahn. Auf einmal behauptete er, als Fassadenkletterer da und dort dies und jenes Bravourstückchen vollführt zu haben, das nicht weit hinter den Rekordleistungen des Kletter-Maxe zurückzustehen brauche. Da hätte man hören sollen, wie dieser spitznäsige Windhund von den gediegenen alten Veteranen des Zuchthauses niedergebügelt wurde! „So ein ausgenommener Häring wie du! So ein elender Hungerleider! So ein trauriges Stück Schlamassel — und Fassadenkletterer! Also das ist doch der Gipfel! Du warst ja draußen froh, wenn du aus einem offenstehenden Flur einen alten Überzieher oder einen Regenschirm stehlen konntest — und so etwas will jetzt ein zweiter Kletter-Maxe gewesen sein!" Und Klitschklatsch hatte er ein paar hinter den Ohren; und noch lange nachher machte sich die aufrichtige sittliche Entrüstung ob solcher Selbstüberhebung in derben Scheltworten Luft! „Ehrenkomment" des Zuchthäuslers!

Über den wäre überhaupt manches zu sagen. Zu den Honoratioren des Zuchthauses gehörten z. B., wenn auch in weitem Abstand vom „Dicken Wilhelm" und vom „Kletter-Maxe", alle diejenigen Spezialisten, die besonders große Gefahren zu überwinden haben und dabei doch absolut „cavalièrement" auftreten. Also z. B. die Eisenbahndiebe, die, „todschick in der Schale", mit hocheleganten Necessairekö fferchen im Gepäcknetz, sich in die Polsterecke eines Abteils I. Klasse im internationalen Expreß hinlümmeln, mit kostbar beringten Fingern erstklassige Zigaretten halten und mit den Damen Blicke tauschen, als ob sie mindestens Prinzen von Geblüt oder Milliardärssöhne wären. Ihre Beute ist gewöhnlich sehr groß, weil das weibliche Luxuspublikum mit seinen Handköfferchen bodenlos leichtsinnig umgeht und diese, die oft Brillanten und andere hohe Werte enthalten, bald auf der Toilette stehen lassen, bald beim Gang in den Speisewagen nicht mitnehmen: der „distinguierte", interessant kokettierende Herr in der Ecke ist

ja der sicherste und „ritterlichste" Beschützer! — Diese Spezialisten arbeiten gewöhnlich zu mehreren; während der eine durch scheinbare Unbehilflichkeit beim Aussteigen eine Verkehrsstokkung im Korridor des Wagens erzeugt, springt der andere mit der Beute auf den Bahnsteig, wo der dritte schon bereit steht, ihm den Schatz abzunehmen und damit zu verschwinden, ehe der Detektiv, der die Szene vielleicht beobachtet hat, an ihn herangekommen ist. Persönlichkeiten aus dieser Sphäre genießen im Zuchthaus stets eine gewisse „Autorität" und bestimmen vielfach, was gutes und was schlechtes Benehmen ist, halten sich aber auch den gewöhnlichen Zuchthäuslern gegenüber mit einer gewissen vornehmen Diskretion zurück. Es gibt auch in der Verbrecherwelt eine exklusive Aristokratie — ja, auch hier! —, obwohl offiziell nirgends in der Welt die Menschen so brutal gleichgemacht werden wie im Zuchthaus, wo der kultivierteste Hochgebildete — man denke an Oskar Wilde! — von Amts wegen in allem und jedem ganz und gar dasselbe wird und äußerlich scheint wie der halbvertierte Strolch aus der Gosse. Nur daß die „Edelauslese", die sich nach dem Wertempfinden der Gefangenen selbst aus der groben Masse herauskristallisiert, eine ganz andere ist, ganz andere Kristallisationsachsen hat, als die Auslese, welche die Verwaltung trifft und in den drei Stufen zum Ausdruck bringt, in welche sie ihre Insassen einteilt. Die Behörde wertet offiziell nach moralischen Gesichtspunkten; die Zuchthäusler selbst aber lachen darüber und behaupten, die behördliche Bewertung erfolge lediglich danach, ob und inwieweit ein Gefangener der Verwaltung bequem oder unbequem sei. Die aus dem Gefühl der Leute selbst aufgestaffelte Rangordnung dagegen ist völlig amoralisch und nur mit der Art und Weise der sportlichen Bewertung vergleichbar, wo ebenfalls die ethischen Qualitäten des zu Beurteilenden völlig außer Betracht bleiben. Es muß eben einer ein „Kerl" sein, ein „Mordskerl", ob moralisch oder unmoralisch, ob der bürgerlichen Gesellschaft nützlich oder schädlich, danach wird hier nicht gefragt. Wie beim Sport, wie beim Theater, wie schließlich auch in der Finanz, entscheidet der Rekorderfolg für die Aufnahme in den Kreis der „Prominenten", der Bewunderten, wobei wir uns nicht auf die vielleicht zu recht seltsamen Ergebnissen führende Untersuchung einlassen wollen, ob es sonst im Leben, z. B. in der Politik, viel anders sei. Wo der Erfolg ist, da wird selten noch gefragt, ob die seelischen Beweggründe, aus denen er angestrebt, die Mittel, durch die er gewonnen wurde, sehr moralisch waren oder sehr das Gegenteil.

Jedoch es genügt nicht, daß einer einen Rekord aufgestellt hat durch eine Glanzleistung in der Skala der Verbrechen, es muß auch etwas Phantastisches dabei sein, es muß sich alles von einem die Phantasie anregenden, beunruhigenden, reizenden Hintergrunde abheben, sonst hat man keine Aussicht, in der Welt der Zucht-

häusler und „zünftigen" Verbrecher als Star anerkannt zu werden. Es genügt also durchaus nicht, irgend etwas Furchtbares begangen und dafür auch eine furchtbare Strafe erhalten zu haben, und wär's die Todesstrafe! Das kommt jeden Tag vor in der Welt und macht hier gar keinen Eindruck. Der Mensch und seine Tat müssen umwogt und umwittert sein von einer unfaßbaren, unheimlichen Stimmung voll halb geahnter, halb geträumter Schrecknisse und Entzückungen. Es ist dabei gar nicht notwendig, daß dieser phantastische Nimbus irgendwelche reale Begründung habe; er kann großenteils auf verlogene Redereien zurückzuführen sein, ja die Leute mögen sich halb bewußt sein, daß dieser Märchenhintergrund, von dem der Held sich abhebt, geschwindelt ist: sie halten doch daran fest, weil es ihre Sensationslust befriedigt, und weil sie es bei ihren Stars so haben wollen. Und Stars müssen sie haben, denn von diesen bald blendend-glanzvollen, bald grauenerregend-düsteren Gestalten fällt ein effektvolles Licht oder ein interessant modellierender Schlagschatten auch auf jeden Nicht-Star unter den Schicksalsgenossen. Und ist's bei den Stars der Bühne, des Films, des Sports viel anders? Sind nicht auch sie, wenn man sie näher kennenlernt, gar oft, erfreulich oft, ganz schlichte, natürliche Menschen, deren fabelhafte Silhouette, deren schummerige Umwelt, deren Skandale und Extravaganzen nichts als „Management" sind, das sie sich von ihren Impressarien nur mit Widerwillen gefallen lassen, weil das sensationslüsterne Publikum nun einmal nur in dem einen Star einen Stern zu schauen geneigt ist, der aus einem unergründlichen, von phantastischen Welten erfüllten Nachthimmel herausleuchtet. Und wie es die phantastische Aura des Rekord-Stars ist, die junge Menschen so unwiderstehlich zur Bühne, zum Film, zum Berufssport verlockt, so ist's auch in der Verbrecherwelt der geheimnisvoll-düstere Ruhm der halb sagenhaften Eliteverbrecher, der auf viele junge Leute, namentlich des kriminell verseuchten Großstadtproletariates, einen unwiderstehlichen Anreiz ausübt, sich in der Kunst, in der Arena, auf der Bühne Erfolge und Ehren zu holen, die ihnen, den sonst überall Ausgeschlossenen, allein offensteht. Da es ihnen auf allen bürgerlich erlaubten Gebieten verwehrt ist, sich als Star auszuzeichnen, so versuchen sie es, indem sie sich der Phantastik des Sensationsverbrechens hingeben und, obendrein verlockt und umhuldigt von der Weiblichkeit ihrer Sphäre, „den dicken Wilhelm markieren"! —

Der Clou der Anstalt

Es geschah sehr bald nach meiner Entlassung aus dem Zuchthause, daß wieder einmal im bayerischen Landtage eine Anfrage an den Justizminister erging, warum der nun schon fast 25 Jahre eingekerkerte Raubmörder Eugen Winckler in so unmenschlich

strenger Weise behandelt würde. Der Minister oder sein Referent erwiderte darauf, daß sich das leider nicht ändern lasse, denn dieser Winckler sei der gefährlichste von allen Strafgefangenen, die gegenwärtig in den Zuchthäusern untergebracht wären. Wer wolle die Verantwortung dafür übernehmen, wenn dieser Mensch mehr Bewegungsfreiheit erhielte oder gar begnadigt würde, und dann furchtbares Unheil geschehe, was bei der bis zum heutigen Tage immer wieder ausbrechenden, unberechenbaren Gewalttätigkeit seines Charakters jeden Augenblick zu befürchten wäre. — Ja, wer übernimmt die Verantwortung! Von den Abgeordneten schien keiner dazu geneigt; denn die Ausführungen des Ministers blieben ohne Erwiderung. Hier ist die Achillesferse all der Menschenfreunde, die mit so viel Edelmut für eine mildere Behandlung der Schwerverbrecher kämpfen. Würden nicht gerade sie die ersten sein, welche die Verwaltung, welche die Regierung empört zur Rede stellten, wenn ein Mörder oder sonstiger Roheitsverbrecher einen Beamten und Familienvater erschlüge, weil ihm zu viel Bewegungsfreiheit gelassen wurde; oder wenn er sogar als Begnadigter über harmlose Menschen draußen unsagbares Unheil brächte? — Hier waltet ein unlöslicher Konflikt des Gewissens, der menschlichem Ermessen und Vermögen zu spotten scheint. Denn auch die an sich nicht zu leugnende Tatsache, daß solche höchst gefährliche Menschen im Verlaufe langjähriger Einkerkerung oftmals die merkwürdigsten Charakterwandlungen durchzumachen und die fügsamsten, anständigsten Leute zu werden scheinen, bürgt nur allzu unzulänglich. Kein Mensch, auch kein noch so erfahrener Seelenforscher und -arzt kann wissen, welche Mächte aus ihrer Verdrängung in der Nacht des Unterbewußtseins ausgelöst werden und wieder jäh hervorbrechen, wenn der Unselige nun plötzlich in der Freiheit draußen einer Unmasse von Eindrücken ausgesetzt ist, die in der strengen Absonderung nicht an ihn herankamen.

Und in diesem „Falle Winckler" hatte sogar der Betreffende selbst Angst vor diesen ins Unterbewußtsein hinabgesunkenen schrecklichen Gewalten seines Herzens. Es ist vorgekommen, daß man ihm, weil er lange Monate hindurch sich als der vernünftigste, gutwilligste und aufrichtigste Mensch von der Welt erwiesen, beträchtliche Erleichterungen gewährte, und daß er dann nach einiger Zeit selbst darum gebeten hat, diese Erleichterungen wieder aufzuheben und ihn wieder in die grauenvolle Einsamkeit seines doppelt und dreifach verwahrten Gitterkäfigs zurückzubringen, weil er gewissermaßen selbst Furcht bekam vor den unheimlichen Dämonen, die alsbald in seinem Inneren wieder Luft bekamen und mit Ausbrüchen drohten, Dämonien, die, wenn sie nicht an anderen, also an Beamten oder Mitgefangenen sich austoben konnten, sich zwangsläufig gegen ihn selbst richten mußten, und das auch taten: Selbstmordversuche ließen es deutlich erkennen, auch wenn sie

nicht immer durchaus ernst gemeint waren. Zwar hat Winckler diese Angst vor den dunklen Gewalten in seiner Brust weder anderen noch sich selbst gegenüber eingestanden. Er gab sich selbst und anderen gegenüber vielmehr irgendwelche sonstige Gründe an für seine Flucht in die schärfste Verwahrung zurück; etwa, daß er von einer so verächtlichen Verwaltung, als welche sich die unserer Anstalt erwiesen habe, nichts geschenkt nehmen wolle, oder was sonst seinem Selbstgefühle schmeichelte. Aber in Wahrheit war es doch nur die Angst vor dem düsteren Unheil im eigenen Unterbewußtsein, was ihn dazu trieb, diese — wir werden gleich hören — allem Menschentum hohnsprechende Dauerfolter selbst wieder herbeizuwünschen. Mir gegenüber hat er das übrigens auch ganz offen zugegeben. Und doch haben jene Menschenfreunde völlig recht, denen der Gedanke unerträglich ist, daß ein lebendiger Mensch, ein hochintelligenter, in vielem sogar weit über den Durchschnitt begabter Mensch, der im allgemeinen sich von der anständigsten Gesinnung erfüllt zeigt, jahrzehntelang, sein ganzes Leben vom 25. Jahre an in einem düsteren Mauerloch verbringen soll, ohne je etwas anderes zu sehen, als den hochummauerten Gefängnishof! Ohne je mit einem Menschen ein Wort zu wechseln, außer den dienstlich notwendigen, kurzgehaltenen Verständigungen mit den Beamten und außer dem täglichen einstündigen Gespräche mit dem anderen Gefangenen, der ihm als „Hofgänger" für die Freistunde zugewiesen wird. Dieser andere Gefangene war ich. Monatelang habe ich täglich mit ihm den Rasen des Zuchthaushofes umkreist. Man hatte mich dazu ausgewählt, weil man Scheu trug, kriminelle Gefangene seinem Einflusse auszusetzen. „Sie kann er nicht verderben," sagte der Beamte, als er mich aus der Zelle holte, um mich zum ersten Male zu dem schrecklichen Eugen Winckler in den Hof zu führen. Mit dem unglaublich verfeinerten Gefühl für alle seelischen Vorgänge in seiner Umgebung, das sich bei solch einem jahrzehntelang abgesonderten Gefangenen in tiefster Einsamkeit entwickelt, ahnte er auch sofort, daß man mir irgendwelche besondere Andeutung über ihn gemacht hatte und argwöhnte selbstverständlich, daß man ihn durch mich bespitzeln lassen wollte, um über etwa von ihm gehegte neue Gewaltpläne rechtzeitig unterrichtet zu sein. Das war aber nicht der Fall. Er ließ denn auch sehr bald jede Voreingenommenheit fallen und entschleierte mir die Abgründe seines Innern mit jener restlosen Offenherzigkeit, wie sie vielleicht nur an diesem Orte möglich ist, weil man bei den monatelang täglich sich wiederholenden Zwiesprachen schließlich überhaupt gar keinen Gesprächsstoff mehr hätte, wenn man ihn nicht aus dem eigenen Innern schöpfte. Bei den meisten meiner anderen Hofgänger trat gewöhnlich sehr bald eine Erschöpfung ein; ihr Inneres gab nichts mehr her. Anders bei Eugen Winckler! Er war unerschöpflich. Es ist wahr: er belog mich in einer geradezu phantastischen Weise. Aber gerade diese unendlich ausgesponne-

nen Lügengewebe waren es, die mir auch die sonst verborgen gehaltenen Dinge seines Inneren zur Anschauung brachten, jene Dinge, die kaum ein Mensch offen aussprechen wird, die mit dürren Worten bekanntzugeben uns Scham und Stolz verhindern, ja die oftmals uns selbst kaum bewußt werden, schon weil es in jedem Menschen Regungen und Mächte gibt, deren er um alles in der Welt sich nicht bewußt werden will. Im gewöhnlichen Leben ahnen die Menschen wohl nur selten etwas von dem Walten dieser dunklen Mächte in ihrem eigenen Unterbewußtsein; wir aber, die wir jahrelang auf uns selbst allein angewiesen und in uns selbst hineingedrängt waren, wir wissen's nur allzu gut! Bei Winckler war es nun so, daß sich in den ausschweifend romanhaften Phantasien, die er mir vorlog — er hätte statt etlichen 50 mindestens 500 Jahre alt sein müssen, wenn er nur die Hälfte von dem allen wirklich erlebt hätte, was er mir als reale Erlebnisse auftischte —, daß in all diesen Lügengeschichten sich die Wahrheiten und Wirklichkeiten seines unterbewußten Seelenlebens gleichnishaft anschaulich machten.

Es waren außer ihm noch etwa 20 andere wegen Mordes zum Tode oder zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilte mit mir zusammen, einige davon waren sogar schon länger da als Winckler. Allein sie waren alle längst eingewöhnt und führten teils in den Schlafsälen und Werkstätten, teils in selbstgewählter Zelleneinsamkeit ein ganz normales Zuchthausdasein. Nur Winckler für sich allein war ganz besonderen Ausnahmebestimmungen unterworfen, seit er durch einen, einst die Öffentlichkeit sehr beunruhigenden abenteuerlichen Ausbruch und durch eine Reihe von Gewalttaten sich als derart unbändig und gefährlich erwiesen hatte, daß selbst die furchtbaren Sicherungen des Zuchthauses bei ihm nicht ausreichend erschienen. Er selbst war nun ungeheuer stolz auf diese Ausnahmeexistenz und genoß mit hochbefriedigter Eitelkeit die scheu bewundernden Blicke, mit denen ihn die Neulinge maßen, denen er von den Alteingesessenen gezeigt wurde. Noch mehr aber schwellte es sein Selbstgefühl, daß er bei Besichtigungen des Hauses durch Minister, Abgeordnete, Journalisten, Verbände, insbesondere durch charitative Frauenverbände stets als der sensationelle Clou der ganzen Anstalt „serviert" wurde. Er behauptete zwar, in wiederholten Beschwerden das Unterlassen dieser Schaustellungen gefordert zu haben: die Strafanstalt wäre doch keine Menagerie und er kein Renommierlöwe; aber in Wirklichkeit schwelgte er gewaltig in dem Bewußtsein, der Star des ganzen Verbrecherensembles zu sein. Nach meiner Überzeugung hat ihn dies hochfliegende Selbstbewußtsein, hat ihn diese pathologisch überspannte Eitelkeit überhaupt zum Verbrecher gemacht. Er war im allgemeinen ein Mensch von zweifellos sehr anständiger Gesinnung mit manchen edlen, selbstlosen Wallungen, nichts weniger als ein gemeiner Genußmensch, ja sogar in seltener Weise

bedürfnislos und aufopferungsfähig. Aber in der kleinbürgerlichen, fast proletarischen Handwerkersphäre, aus der er stammte, fand sein Selbstgefühl kein Genüge. Es trieb ihn mit Übermacht hinaus: er mußte eine glanzvolle Rolle in der Welt spielen. Durch seine überlegene Intelligenz und durch seine seltene Begabung für Sprachen gelang es ihm leicht, weniger kluge Mitmenschen zu überlisten, sich durch Betrügereien, Einbrüche, Raubüberfälle Geldmittel zu verschaffen, die ihm ein „vornehmeres" Auftreten ermöglichten. Natürlich gestattete ihm seine anspruchsvolle Selbsteinschätzung nicht, dabei kleinlich vorzugehen. Gewöhnliche Diebereien, Unterschlagungen und Hochstapeleien verachtete er maßlos — beging sie aber doch! Aber natürlich nur „faute de mieux", bis etwas ganz Außerordentliches geschehen könne! Wenn aber schon ein Verbrechen begangen werden sollte, so mußte es ein ungewöhnliches, nicht von jedem beliebigen dummen Kerl auch zu verübendes sein. So wurde er ganz selbstverständlich zum Schwerverbrecher von jener Art, deren Taten in den Zeitungen mit einer gewissen sensationellen „Aufmachung" berichtet zu werden pflegen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er in seinen Erzählungen mir gegenüber diese Untaten noch in ganz ausschweifender Weise übertrieb, sie noch verbrecherischer ausschmückte, als sie den Akten nach gewesen waren, nur weil das großartiger, dem Selbstgefühl schmeichelnder klang. Außerdem liebte er es, Verbrechen sensationeller Art, die andere begangen und von denen er irgendwo gelesen, auf sich zu übertragen und so sich selbst als den Helden viel erörterter Kriminalaffären in Szene zu setzen, mit tief verachtender Geste gegen das Durchschnittsverbrechertum.

Auch die Schauplätze seiner Phantasieabenteuer durften keine gewöhnlichen sein: Pariser Luxushotels, Londoner oder Brüsseler Großbanken, elegante Expreßzüge, die Treffpunkte des Highlife an der Riviera, im Orient, in Konstantinopel, in Petersburg: das war das Milieu, das er allein als würdigen Wirkungskreis für sich gelten ließ und das er mit den Virtuosenstückchen seiner Phantasie belebte, zu denen er seine an und für sich gar nicht so besonders imposanten Untaten filmartig zu entwickeln wußte. Nicht einmal der Ort seiner Geburt durfte ein gewöhnlicher sein. Nach den Akten war er, wie man mir berichtet hat, als Kind einfacher Leute in Ansbach geboren. Nach seiner Darstellung aber mußte er selbstverständlich mindestens in Ägypten das Licht der Welt erblickt haben unter sehr merkwürdigen Umständen, und zwar wäre sein Vater dort als Ingenieur beim Bau der Nilsperren beschäftigt gewesen. Nur sehr ungern erinnerte er sich an den Raubmord, der seine, wenigstens in seiner Vorstellungswelt, so pompös daherrollende Tatenfolge endlich für immer abschloß.

Es konnte kaum etwas Kläglicheres geben: eine alte Frau in einer fränkischen Mittelstadt war von ihm mit zwei Komplicen, die durchaus keine kriminellen „Kavaliere", sondern ganz prole-

tarische Burschen gewesen, in ihrer Wohnung überfallen und, als sie ihre Barmittel nicht gutwillig herausgeben wollte, sondern verzweifelt zu schreien anfing, erdrosselt worden. Er behauptete zwar, er hätte das Gebiß, das die arme Frau bei ihrem krampfhaften Geschrei verschluckte und an dem sie erstickte, ihr aus dem Halse entfernen wollen, um sie zu retten, aber es sei dabei, ganz unbeabsichtigt, eine Verletzung des Kehlkopfes und infolgedessen der Erstickungstod eingetreten. Aber diese Mär war zu unwahrscheinlich, um dem gemeinen Verbrechen ein effektvolles Glanzlicht im Sinne des kosmopolitischen Kriminalvirtuosentumes aufzusetzen. Überdies litt sie daran, daß sich noch ein anderer „Lebenslänglicher" bei uns im Zellenbau befand, der wegen des gleichen Verbrechens verurteilt worden war und bei dem tatsächlich das Verschlucken des Gebisses und der Erstickungstod der überfallenen alten Frau gegen die Absichten der Räuber eingetreten war. Obgleich Winckler offensichtlich seine Erzählung diesem tatsächlichen Vorfall angeähnelt hatte, wahrscheinlich weil die Rolle des „Helfers", die er dabei spielte, ihm schmeichelte — so pflegte er doch nur mit äußerster Geringschätzung von jenem Schicksalsgenossen zu sprechen, bei dessen Tat es wirklich so zugegangen war, wie er denn die meisten unserer Mitgefangenen als „minderwertige Dilettanten" geringschätzig ablehnte; was ihm von diesen auch leicht gemacht wurde, denn sie blickten fast alle mit offenbarer Bewunderung, ja mit scheuer Ehrfurcht zu ihm auf; einmal wegen der grauenvollen Strafverschärfung, die eigens für ihn allein auf besondere ministerielle Anordnung mit großen Kosten eingerichtet worden war; zum anderen wegen seines vor nichts, auch vor den qualvollsten Hausstrafen nicht zurückschreckenden, jahrzehntelangen Kampfes gegen die Verwaltung, gegen die Oberstaatsanwaltschaft, gegen das Justizministerium. Wie ein Berserker stürzte er sich auf jede „Ungerechtigkeit", auf jede „sadistische Brutalität", gleichviel ob er selbst sich als deren Opfer empfand oder einen anderen. Dann wütete er in maßlos scharfen, satirisch gepfefferten und grob beleidigenden Beschwerdeeingaben dagegen bei allen Instanzen bis zum Ministerium, zum Landtage und zum Reichstage; selbstverständlich ohne jemals etwas anderes zu erreichen, als daß er wegen ungebührlicher Überschreitung des Beschwerderechtes in den Arrestkäfig flog. Das war dann natürlich für ihn wieder der Grund zu neuen Beschwerden, und so ging das durch all die Jahre endlos fort. Er hat mir selbst gestanden, daß er von den 22 Jahren, die er damals im Ebracher Zuchthaus schon zugebracht hatte, über zwei Jahre im Arrestkäfig ausgestanden habe, wenn man die in Portionen von 2—6 Wochen verabfolgten Hausstrafen addiert.

Eines Tages erklärte er mir, er würde jetzt an den Reichspräsidenten von Hindenburg selbst schreiben, um diesem die Augen zu öffnen über die „schamlosen Mißbräuche der Amtsgewalt", deren sich der Vorstand und viele andere Beamten, auch

der Arzt der Anstalt, ständig schuldig machten, ohne daß bei der Regierung ein Einschreiten dagegen zu erzielen wäre. Dieses Schreiben an Hindenburg sollte aber natürlich keine einfache Eingabe, keine gewöhnliche Beschwerdeschrift werden; beileibe nicht! Das wäre ganz und gar unter dem Niveau gewesen, auf dem so hochstehende Geister wie er und Hindenburg miteinander verkehren. Er wollte dem Oberhaupte der Nation zugleich zu wissen tun, daß nicht nur ein edler Mensch, sondern auch ein großer deutscher Dichter, nämlich Eugen Winckler, unschuldig im Zuchthaus schmachte und von einem „vertierten Bürokratentum" in der schamlosesten Weise zu Tode gemartert würde. Zu diesem Zwecke hatte er in den hochtönenden Text gereimte satirische Strophen eingeschaltet, die er mit dröhnendem Pathos im Spazierhofe vortrug, damit der ganze Zellenbau es ja hören konnte. Darauf erbat er von mir, meine rückhaltlose Bewunderung als selbstverständlich voraussetzend, einen Rat darüber, in welcher Schrift diese Verse in der Anstaltsdruckerei abzusetzen seien und wie die von der Buchbinderei dafür herzustellende Mappe gestaltet sein müsse, damit sie einen seiner und Hindenburgs würdigen Eindruck mache. Dabei lag ihm aber der Gedanke, sich dadurch die Begnadigung oder nur eine Erleichterung seiner wirklich schrecklichen Lage zu erwirken, durchaus fern. Dazu war er viel zu stolz! Es kam ihm einzig nur darauf an, dem Oberhaupte der Nation, dem mit weltgeschichtlichem Ruhme gekrönten Heerführer aus dem Zuchthause heraus als ein geistig Ebenbürtiger gegenüberzutreten und damit Sensation zu machen. Dabei muß man sich gegenwärtig halten, daß Gefangene, die schon so viele, viele Jahre in strengster Einzelhaft verbrachten, jedes Gefühl dafür verloren haben, daß die Menschen und die Welt da draußen von unermeßlich vielgestaltigen Interessen in Anspruch genommen werden. Sie spiegeln sich immer nur in sich und ihren eigenen Vorstellungen.

Er fordert seine Hinrichtung

In dieser grotesken, immer nur sich selbst bespiegelnden Eitelkeit ist der Schlüssel zu dem Schicksale dieses Menschen zu erblicken. Er ist das ausgesprochene Gegenstück zu Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre", insofern er aus einem Übermaß von Selbstverehrung zum Verbrecher, ja zum Mörder geworden war. Aber diese Selbstvergötzung ermöglichte es ihm andererseits auch, die entsetzlichen Folgen seiner Untat zu ertragen; zunächst einmal dadurch, daß ihm die furchtbare Tatsache, einen anderen Menschen, dazu noch eine gebrechliche, wehrlose Frau, in der grausamsten Weise des Lebens beraubt zu haben, gar nicht recht zum Bewußtsein kommen konnte. Das phantastische Gewölke, mit dem

sein hochfliegendes Selbstgefühl das alles umhüllte, ließ ihn über solche nebensächliche Details wie das Leben einer alten Frau achtlos wegschreiten, etwa wie ein großer Reitergeneral bei der Attacke über Tote und Verwundete achtlos dahinsprengt. Dann aber war er nur kraft dieser Selbstvergötzung überhaupt imstande, die entsetzlichen Folgen seiner Tat zu tragen. Sie ermöglichte ihm, genährt an den Vorbildern sensationeller Kriminalfälle, aus seinem Schicksal ein Martyrium zu formen, dem er immer wieder neue effektvolle Seiten abzugewinnen, das er immer wieder mit neuen Konturen und Farben auszuschmücken wußte, und an dem er sich selbst immer wieder neu berauschte. So ungeheuer war die Wirkung dieser Autosuggestion, daß sie ihn sogar die unausdenklich qualvollen Wochen von seiner Verurteilung zum Tode bis zur Begnadigung zu lebenslänglichem Zuchthaus erstaunlich leicht überstehen ließ, so daß er sie offenbar auch gar nicht als etwas besonders Qualvolles im Gedächtnis behalten hatte; ganz im Gegensatze zu Otto Götz, von dem wir noch hören werden, der infolge der Seelenfolter, die er in den drei Monaten bis zur Begnadigung ausgestanden, als er so lange mit dem Kopfe unterm Fallbeil liegen mußte, irrsinnig geworden war. „Sehr begreiflich!" ruft Hamlet aus in einem ähnlichen grausigen Falle. Winckler dagegen wußte aus dieser schauerlichen Frist eine so hochpathetische Heldenpose herauszuphantasieren, daß er sie fast wie einen Höhepunkt seines Daseins zur Schau trug, als etwas, das ihn mit unerhörtem moralischem Ruhme krönt: „Ich habe ihnen" — den Richtern, der Staatsautorität nämlich — „meinen Kopf vor die Füße geschmissen!" deklamierte er aus hoch geschwelltem Busen: „Ich wollte keine Gnade von diesem ungerechten System! Ich weigerte mich und weigere mich noch heute, von diesem Pack die Begnadigung anzunehmen! Erst kürzlich habe ich wieder eine Eingabe an das Ministerium gerichtet, in der ich meine Hinrichtung fordere! Ich will ihnen zeigen, daß ich im Vollbewußtsein meiner Unschuld und meiner höheren ethischen Stellung dem Tod furchtlos ins Auge schaue!" Und was dergleichen, leider immer ein wenig banal formulierte Deklamationen mehr waren, die deutlich die großartige Pose fühlen ließen, die ihn selbst durch den Blutdunst des Schafotts hochbeschwingten Fluges hingleiten ließ. In der Tat kam er nach vielen Jahren noch darauf zurück: er wolle geköpft sein! Er habe ein Recht darauf und niemand könne es einem Menschen zumuten, dieses grauenvolle Dasein, zu welchem das „sadistische Staatssystem" ihn verdammt hätte, immer weiter zu schleppen.

Zuvor jedoch — so erzählte er mir weiter — werde er seinen Kopf noch zugunsten seiner Hinterbliebenen, insbesondere seiner dem Erblinden nahen Schwester versichern. Er habe gelesen, daß amerikanische Firmen, welche ärztliche Einrichtungen liefern, gutgebaute Skelette und insbesondere Schädel suchen, welche die Ärzte

als Reklamemittel aufstellen. Die Maße seines Schädels seien ganz ungewöhnlich groß; er habe einen Rekordschädel, wie er nur bei den größten Geistesheroen der Weltgeschichte bisher festgestellt wäre. Gegen Auszahlung einer gewissen Prämie an seine notleidende Schwester wolle er dieses Museumsstück von einem Kopfe einer solchen Firma vertragsmäßig vermachen. Diese Pose war für ihn doppelt ergiebig, indem sie zugleich erkennen ließ, welch edelmütiger Wallungen er fähig sei. Mit lauter Stimme, so daß es die anderen Gefangenenpaare und namentlich die Aufseher ja auch hörten, die mit uns zugleich im Hofe waren, rief er: „So handle ich an meiner Schwester! Am kleinen Finger habe ich mehr Ethik als die Menschenschinder und Staatssadisten alle zusammen, die sich unterstehen, einen so hochstehenden Menschen wie mich einzusperren!" Immer wenn seine ständigen Konflikte mit der Verwaltung sich wieder einmal bis zur Unmöglichkeit übersteigert hatten, forderte er erneut seine Hinrichtung, obgleich man ihn wiederholt belehrt hatte, daß er das „Recht" darauf verwirkt habe, als er damals die Annahme der Begnadigung durch seine Namensunterschrift festgelegt hatte. Er wußte das natürlich ganz genau; aber es kam ihm ja auch gar nicht darauf an, wirklich geköpft zu werden, sondern einzig und allein auf die heldenhafte Geste.

Man wird vielleicht über solch „größenwahnige" Selbstvergötzung lächeln. Allein in Wirklichkeit war's ganz und gar nicht zum Lachen; denn ohne diese pathetische Pose hätte selbst dieser bärenstarke, eiserne Mensch das Entsetzliche nicht ertragen, das ihm auferlegt war, das er sich auferlegte. Die Verwaltung hätte ja mit tausend Freuden ihm längst eine normale, ja sogar vorzugsweise entgegenkommende Behandlung zuteil werden lassen, um nur endlich Ruhe zu bekommen vor seinen endlosen Beschwerden, Hungerstreiks, Gewaltszenen, Tobsuchtsausbrüchen, wenn er nur selbst darauf eingegangen wäre. Aber das wollte er nicht! Das Bewußtsein, als ein in unserem humanen Zeitalter einzig dastehender „Märtyrer" Unerhörtes zu dulden, der Wahn, daß ihn nicht nur die anderen Gefangenen, sondern auch die öffentliche Meinung draußen wie eine mythische Leidensgestalt bewundere, war seiner Eitelkeit so sehr zum Bedürfnis geworden, daß er lieber Unmenschliches auf sich nahm als diese Glorie opferte, obgleich letztere nur eine eingebildete war. Selbstverständlich durfte er das nicht offen zugeben. Nach außen hin tat er so, als ob es nur „bestialischer Sadismus der Bürokratie" wäre, die ihn nun 2 Jahrzehnte wie ein Raubtier im Käfig hielt und langsam zum Wahnsinn und zu Tode folterte. Wenn er nicht die Physis eines Gorilla gehabt hätte, würde er's ja auch in der Tat nicht ein Jahr lang ausgehalten haben. Die Ärzte, auch die Amts-Ärzte, die ihn gelegentlich besichtigten, schlugen die Hände überm Kopf zusammen vor Staunen über seine mit wirklich beispielloser Willensstärke durchgehaltene Anpassung an eine schlechthin menschenunmögliche Existenz!

Er hauste bei uns im Zellenbau, und zwar hatte man eigens für ihn einen Raum dadurch hergestellt, daß man die Zwischenwand zweier Zellen entfernte und an Stelle derselben ein Raubtiergitter aus dicken Eisenstangen einzog. Außerdem waren die Wände unterhalb des graugrün gestrichenen Verputzes noch mit einem ringsum laufenden Gitterwerk von Eisenstangen verwahrt, welche in den gewaltigen Quadern verankert waren, aus denen die Außenmauer des Gebäudes besteht. Denn es war schon vorgekommen, daß Gefangene im Laufe einer einzigen Nacht durch Reiben mit nassem Sande den eisenharten Zementmörtel zwischen den Quadern weggescheuert hatten, so daß man — ich habe es selbst gesehen — zwischen denselben durch ins Freie hinaus schauen konnte. Ein starker Druck hätte genügt, nun einige der gelockerten Quader in den Garten hinunterzustürzen und durch die Bresche zu entkommen. Zumal für einen Winckler, der geradezu Märchenhaftes in technisch raffinierten Ausbruchsversuchen geleistet, wäre das ein Kinderspiel gewesen. Er hatte ja auch in dieser so besonders stark gesicherten Zelle es schon fertiggebracht, den Fußboden zu durchbohren, um einen Tunnel unter dem Fundament hindurch in den Garten hinauszutreiben. Doch scheint auch dies mehr zur Auffrischung seiner Gloriole versucht worden zu sein, als in der ernsthaften Absicht, tatsächlich dadurch die Freiheit zu gewinnen. — Die eine Fensterluke war fest vermauert, so daß in dem Raum hinter dem Gitter, in dem das eiserne Bett stand und der Tisch, an dem Winckler jahraus, jahrein Wolle zupfte, d. h. insoweit das riesige Schreibwerk es gestattete, das seine ewigen, oft ganze Bücher füllenden Beschwerdeschriften usw. heischten — immer eine gewisse Düsterheit herrschte. Das andere Fenster war so verschalt, daß zwar Licht und Luft hereinkonnten, daß es dem Bewohner aber nicht möglich war, auch nur den Himmel zu sehen. Außerdem befand sich im Raum vor dem Gitter eine Badewanne; denn um Winckler nicht nach dem gemeinschaftlichen Baderaum führen zu müssen, wo er Gelegenheit gehabt hätte, mit anderen Gefangenen in Berührung zu kommen, ließ man ihn immer für sich allein baden. Allwöchentlich, wenn er Wäsche und Kleidung wechselte, wurden diese von einem Oberverwalter unter Assistenz eines Aufsehers sorgfältig untersucht, desgleichen auch alle Körperöffnungen und alle Winkel der Zelle. Öfters überfiel ihn ein Kommando plötzlich zu ungewohnter Stunde und nahm eine peinliche Visitation seiner Person und seiner Zelle vor. Kein Gefangener außer mir, auch kein Hausknecht durfte ein Wort mit ihm wechseln; die Beamten hatten sich auf das unumgänglich Notwendige zu beschränken; doch gab es Zeiten, wo der Unhold in umgänglicherer Stimmung war und wo wenigstens die älteren Beamten sich sehr wohlwollend seiner annahmen und auf ihn eingingen, soweit es nur irgend möglich war.

Dann bekam er auch die besten Bücher und neusten Zeitschrif-

ten, namentlich auch Grammatiken und Wörterbücher. Er hatte während seiner Einkerkerung nicht weniger als 18 Sprachen erlernt, von denen er einige, wie z. B. Spanisch und Französisch, auch Russisch und Englisch, ziemlich geläufig sprechen konnte. Er hatte eine so ungeheuerliche Masse von Lese- und Lernstoff in all diesen Jahren aufgenommen, daß er bei seinem phänomenalen Gedächtnis geradezu für ein wandelndes Konversationslexikon gelten konnte. Wenn er sich einigermaßen vernünftig hielt, gab man ihm auch Gelegenheit, diese ungewöhnliche Veranlagung auszunutzen und sich ein kleines Guthaben zu verdienen. So arbeitete er längere Zeit als Korrektor für einen großen Verlag, in dessen Konversationslexikon er bei Drucklegung einer neuen Auflage über 20000 Fehler verbessert und Ergänzungen aus dem Gedächtnis vorgenommen hat. Leider ist das für ihn verwaltete kleine Kapital in der Inflation zunichte geworden, was sehr dazu beitrug, seine Feindseligkeit gegen alles, was Staat und Regierung heißt, ins Pathologische zu steigern. So ungeheuerlich nun einerseits die Menge der Kenntnisse war, die er als Autodidakt unter den geschilderten Umständen in wirklich bewunderungswürdiger Weise in sich aufgehäuft, so qualitäts-, ja wertlos waren dieselben andererseits auch. Es kam ihm in keiner Hinsicht auf ein eigentliches Erfassen der Dinge und Verhältnisse an; der Trieb nach Wesenserforschung war ihm fremd. Für ihn gab's keine Erkenntnis, sondern nur Kenntnisse; diese aber im unglaublichsten Ausmaß: Jahreszahlen, spezifische Gewichte, Quadratmeilen und andere geographische Größen in Kilometern, Breiten- und Längengrade, Daten, Namen, chemische Formeln, Lexikalisches jeder Art — man brauchte nur anzutupfen, und es schnurrte das alles mit größter Exaktheit heraus wie aus einem Automaten. Am ehesten konnten noch seine medizinisch-anatomischen Kenntnisse als einigermaßen wissenschaftlich gelten. Das kam aber auch von der Selbstvergötzung, von welcher er sich immerfort getrieben fühlte, sich mit sich selbst bewundernd zu beschäftigen, also auch mit seinem Körper, dessen Eigenschaften, Funktionen und Krankheiten. Namentlich mit diesen letzteren, ganz besonders mit den bloß eingebildeten Krankheiten trieb er geradezu einen Kult und fand kein Ende in der Schilderung der ganz einzigartigen, jedes Maß des Erträglichen oft übersteigenden Leiden, die er im Kerker durch seinen gigantischen Lebenswillen sowie durch seine strenge Selbstzucht und Kasteiung heroisch überwunden habe. Er war sich bei seinem hochentwickelten Intellekt völlig klar darüber, stark pathologisch veranlagt zu sein, und auch darüber, daß diese Anlage sich in der Einkerkerung zu schweren Psychosen entwickelt habe und immer wieder zu akuten Anfällen führen müsse. Er beobachtete sich in dieser Beziehung mit einer bewunderungswürdigen Sachlichkeit und Genauigkeit — selbstverständlich immer dazu getrieben durch das Bedürfnis, neue, hochinteressante Züge an seiner Persönlich-

keit feststellen zu können. Kein Psychiater von Fach hätte das klinische Bild seiner verschiedenen Phobien und Zwangsvorstellungen zutreffender entwerfen können, wie er selbst es tat. Natürlich nutzte er das auch wieder praktisch aus, wenn er in Zeiten heftigster Obstruktion gegen die Verwaltung sich so verstiegen hatte, daß es eben einfach nicht mehr weiterging; dann spielte er seine psychopathische Veranlagung mit so eminenter Sachkenntnis aus, dann verstand er es so geschickt, mit Hilfe von Simulation und anderen Tricks aus diesen Wahnsinnskeimen einen ganzen Wald von Psychosen zu züchten, daß die Ärzte nicht aus dem Staunen herauskamen. Doch war ihm deren Kontrolle derart lästig, daß er sich ihre Besuche selbst dann verbat, wenn er tatsächlich ernstlich krank daniederlag. „Lieber verrecken, als so einen Söldling des Staatssadismus an sich heranlassen!"

Als sein Zustand infolge einer Nierenaffektion einmal bedenklich wurde, drang der Arzt, trotz seines Protestes, zu ihm ein, um ihm zu helfen; mußte aber sofort die Flucht ergreifen, wenn er seinen Schädel nicht am Gitter in Scherben gestoßen haben wollte. Während alle anderen Gefangenen, die ihre Befreiungspläne auf Simulation von geistigen Erkrankungen aufbauten, danach trachteten, zur Beobachtung nach Straubing in die psychiatrische Abteilung zu kommen, war Winckler ängstlich bemüht, gerade das zu vermeiden, weshalb er seine pathologischen Anfälle immer im rechten Moment zu bremsen wußte, wenn so etwas drohte. Er wollte sich unter gar keinen Bedingungen durchschauen lassen; er fürchtete für den geheimnisvollen Nimbus seiner Märtyrer- und Heroen-Gloriole, wenn nun nüchterne Wissenschaftler im Innern seines Wesens rücksichtslos herumwühlten. Auch war er in gewissem Sinne sich selbst der beste Arzt. Wie er sein unvorstellbar ödes Kerkerdasein zu regeln verstand, fordert schlechthin Bewunderung. Namentlich wie er sich durch eine auf seine Goliathkräfte eingestellte Gymnastik elastisch zu erhalten verstand, das wird ihm, dem mehr als Fünfzigjährigen, selbst ein Junger kaum so bald gleichtun! Selbst mitten in der Nacht absolvierte er zuweilen stundenlange gymnastische Übungen, und nur durch diese mit stählerner Konsequenz durchgeführte Trainage hatte er es ermöglicht, daß er trotz allem so lange in einem unmenschlichen Dasein durchgehalten hat. Er kontrollierte dabei alle seine Organe mit medizinischer Sachkenntnis, und wo er ein Nachlassen derselben festgestellt zu haben glaubte, da setzte er sofort mit Gegenmaßnahmen ein.

Infolgedessen war auch seine Willenskraft in einer beispiellosen Weise trainiert. Die meisten anderen Gefangenen, die, wenn auch nur ganz flüchtig, mit ihm in Berührung kamen, unterlagen seiner Willensbeeinflussung augenblicklich. Selbst einen hochgebildeten ehemaligen Rechtsanwalt, welcher vor mir versuchsweise sein „Hofgänger" gewesen, hatte er in so unheimlicher Weise sei-

nem Willen und seiner Vorstellungswelt unterworfen, daß dieser um ein Haar sich seinethalben einer schweren Verletzung der Hausordnung durch Beihilfe zu einem Befreiungsversuch schuldig gemacht und peinlichster Bestrafung ausgesetzt hätte. Ja, sogar manche Beamten hatten Mühe, sich seiner Überlegenheit zu erwehren; öfters hörte ich von ihnen Äußerungen wie: „Was hätte aus dem Menschen werden können! Bei dieser Intelligenz, bei dieser Charakterstärke, bei dieser physischen Kraft, bei diesem Sprach- und Schreibtalent!" Sie haßten ihn — sehr begreiflich nach allem, was er schon gegen sie unternommen und immerfort gegen sie plante — aber in diesem Haß lag auch ein hohes Maß von Bewunderung.

Er feiert Geburtstag

Auch seine Diät regelte er selbst. Er war so sehr einer normalen Kost entwöhnt, daß er regelmäßig sich erbrechen mußte oder krank wurde, wenn er einmal etwas anderes zu essen bekam als die Zuchthauskost, die er nun schon bald ein Vierteljahrhundert lang täglich hinunterschlang. Er blieb, infolge seiner vielen Hausstrafen, immer auf der untersten Stufe und bekam daher nicht den geringsten Zusatz, höchstens zeitweise einmal ein wenig Fett. Dafür genoß er aber auch oft wochenlang nur Wasser und Brot, denn er mußte eine Arreststrafe nach der anderen, früher sogar im verdunkelten Raum oder in Ketten gelegt und krummgeschlossen, abbüßen, weil er immer wieder gewaltsame Ausfälle gegen Beamte machte. Trotzdem nahm er von mir keine Eßwaren an. Ich bot ihm öfters, obwohl es streng untersagt war, ein Stück Wurst oder Schokolade aus den Sendungen meiner Angehörigen; aber er lehnte mit großartiger Geste ab. Nur ein paar Würfel Zucker ließ er sich großmütig hier und da aufdrängen — weil man doch inferiore Leute wie mich schließlich nicht beleidigen will. Es war wirklich erbarmungswürdig! Seine Schwester, sein Verleger schickten manchmal Geld, damit ihm zu Weihnachten ein Zusatz zur Anstaltskost gekauft werden könnte. Aber er vertrug diese Leckerbissen nicht mehr. An seinem 50. Geburtstage, den ich mit ihm „feierte", wurden ihm ebenfalls auf diesem Wege derartige Gaben zuteil, und die Verwaltung bemühte sich redlich, ihm recht viele gute Dinge für das überschickte Geld zu schaffen. Aber auch da blieb sein Verhalten konsequent. Er bestand darauf, anderen Gefangenen etwas abgeben zu dürfen, und ich konnte nicht umhin, mir etwas zustecken zu lassen, wenn ich ihn nicht kränken wollte. Man stelle sich das vor! Ein Mensch, der jahrzehntelang nichts als die fade Dampfkost des Zuchthauses genoß und nun endlich auch einmal ein paar bessere Brocken erhält, kann nicht

anders, als auch hier seine ethische Pose großartig aufrechtzuerhalten, wobei sogar ein gewisses gutherziges Kameradschaftsgefühl mit zu spüren war! Man wollte ihm auch Schokolade einkaufen; aber das lehnte er ab. Er sei ein so durchgebildeter Chemiker, daß er sich selbst für das gleiche Geld die zehnfache Menge bester Speiseschokolade herstellen könne, und verlangte Kakaopulver, Milch und Zucker. Damit und unter Zusatz von etwas Butter erzeugte er nun selbst „Schokolade", natürlich in der Absicht, vor uns und den Beamten mit seinen phänomenalen chemischen Kenntnissen zu prunken. Er ließ das Gebräu in der Zelle des Hausknechts, die einen eisernen Ofen enthielt, kochen. Da ich damals gerade selbst beim Hausknecht einquartiert war, so übernahm ich es, den Sud von Zeit zu Zeit umzurühren. Das Ergebnis entsprach aber leider ganz und gar nicht den hochgespannten Erwartungen. Es fehlte das Bindemittel, das den Kakaobrei zu Bruchschokolade verfestigt hätte, und so mußte man die Masse eben so als „Creme" verzehren, statt einen für Monate berechneten Vorrat an Schokoladetafeln anhäufen zu können. Diese Tatsache, daß er, der Ärmste von allen, uns anderen Gefangenen noch derartige Leckerbissen schenken konnte, ließ ihn aber das Mißlingen des Experimentes leicht verschmerzen; und wieder stand er „ethisch groß" da!

Er kontrollierte seine Ernährung auf das genaueste auf ihre Kalorienzahl und berechnete, daß die Verwaltung, deren Beamten er die ärgsten Unterschleife zutraute, ein bewußtes, langsames Morden betriebe, indem sie fortgesetzt die Kalorienzahl unter das Existenzminimum herabsetze.

Doch nicht nur aus den Kostverhältnissen, was entschuldbar ist — denn diese Art von Dampfkost muß durch ihre Übelkeit erregende Fadheit selbst bei gutem Material auf die Dauer zur Empörung reizen, und hier wäre in erster Linie eine Systemänderung zu fordern! —, auch aus tausend anderen Umständen folgerte er die ungeheuerlichsten Amtsverbrechen der Beamtenschaft. Schon bei den Einkäufen ließen sie sich von den Großhandlungen unerlaubte Provisionen gewähren; dafür ließen sie zu, daß statt ladenreiner Ware halbverdorbenes oder sonst unverkäufliches Zeug geliefert werde. Und so ging es fort mit Schiebungen, Bestechungen und Unterschlagungen bis zum Küchenpersonal herunter, wo sich auch die dort arbeitenden Gefangenen daran beteiligen durften und unerlaubte Vorteile zugewendet erhielten dafür, daß sie die Unterschlagungen der Beamten verschwiegen. Er wußte Bescheid über Verhandlungen, die angeblich in den Kanzleien der Verwaltung geführt wurden, über Einzelheiten der Beamtenqualifizierungen usw. Von Zeit zu Zeit machte er geheimnisvolle Andeutungen über bevorstehende Disziplinaruntersuchungen oder über Versetzungen, Reformen usw., über die er nur noch nicht mehr sagen dürfe, die aber als Erfolg seiner Beschwerdeschriften schon im Gange wären. Fragte man, wieso er derartiges so genau wissen

könne, da er doch wie kein anderer von der Welt abgesperrt wäre, so hieß es: Erstens habe er geheime Beziehungen zu einem höheren Beamten, der ganz in seinem Bann stünde, und den er sich durch Anwendung modernster Suggestionsmethoden zum willenlosen Werkzeug herangebildet habe; und zweitens habe er es, dank seiner technischen Forschungen, erreicht, sich aus einfachsten Materialien eine drahtlose Mikrophonanlage zu konstruieren, mittels deren er die Büros der Anstalt usw. abtasten könne. Er erfahre alles, und die Justizbehörde wäre eine Bande von Idioten, wenn sie sich einbilde, einen Menschen wie ihn isolieren zu können! — Daß ihm niemand das glaubte, hat nichts zu bedeuten. Das Wesentliche ist, daß er selbst davon durchdrungen war. Und wenn man diese hochgradige „Pseudologia phantastica" ein wenig näher beleuchtet, so wird man finden, daß sie sich ganz naturnotwendig aus dem Dasein heraus entwickeln mußte, in das man diesen Menschen mit seinen mächtigen Anlagen hineingequetscht hat, entwickeln mußte, eben weil er ein so hochintelligenter Mensch ist, der nicht so schnell stumpf werden kann und vor allen Dingen unter gar keinen Umständen so stumpf werden will wie die meisten anderen, und in dem man den Phantasielügner, den allbedrohenden Desperado und Rachedämon geradezu methodisch hochzüchtet!

Daß dieser Übergang von phantastisch-verlogener Pose zu notorischer Psychose ganz vornehmlich im Bereich der beim Gefangenen fast stets mit Wandertrieb und Reiselust verknüpften Sexualität sich zeigen muß, bedarf keines Wortes. Er hätte in der Freiheit draußen niemals so ganz nach seinem Geschmack durch die Welt reisen können wie hier, wo er als „Reisebegleiter" und — selbstverständlich — „Geliebter einer großen Dame", einer „russischen Fürstin" — unter dem ging's natürlich nicht! — oder in anderen großartigen und mysteriösen Eigenschaften mit allem Komfort bald Ostasien, bald Amerika, bald die Tropen, bald Rußland durcheilte und überall die interessantesten Dinge erlebte. Bei ihm kam zur erotischen Phantastik noch die ganze Filmromantik der Kriminalromane hinzu mit all ihren fieberhaft spannenden Zwischenfällen und mit ihrer hysterischen Schwärmerei überfeinert-lasterhafter Damen der großen Welt für den „genialen Verbrecher". Das alles auszukosten und sich als gloriosen Mittelpunkt darin zu erleben, gewährte ihm — man hörte es dem Ton seiner überzeugend genauen, höchst kenntnisreich detaillierten Erzählung deutlich an — bestimmt ein höheres Genügen, als er draußen in der Freiheit, wo er 4. Klasse fuhr, je hätte erreichen können.

Übrigens ist diese phantastische Abreagierung des Geschlechts- und gleichzeitig des Wander- und Reisetriebes bei langfristigen Gefangenen etwas ganz Alltägliches. Auch andere, mit denen ich zeitweise im Hofe spazierenging, überschütteten mich mit solchen Lügenfluten, an die sie autosuggestiv selbst glaubten, die mich aber durch ihre Gleichförmigkeit meist ziemlich schnell anödeten. Auch

bei Winckler wurde das mit der Zeit unerträglich, denn schließlich kannte man auch bei ihm alle Klischees, mit denen seine Phantasie ihre farbenprächtigen Bilderbogen druckte. Typisch für derartige Surrogaterlebnisse ist in den erzählten Selbstbiographien langfristiger Zuchthäusler, daß sie, selbst die häßlichsten, durch Laster oder Verkrüppelung Verunstalteten unter ihnen, Abenteuer mit Frauen der „besseren" Kreise oder gar mit etwas perversen „Damen der großen Gesellschaft" erlebt zu haben restlos überzeugt sind. — Und dann vor allem die Fremdenlegion! Fast alle waren sie einmal in der Fremdenlegion; alle sind sie dort desertiert, und alle haben sie dann auf der Flucht in Afrika, Europa und umliegenden Ortschaften die tollsten Abenteuer erlebt, die leider den in Karl Mays und anderen Büchern erzählten oft nur allzu ähnlich sehen. Man mag darüber lächeln. Aber man bedenke, wie stark ein Komplex von solchen, als unbedingte Realitäten im Bewußtsein verankerten und wirksamen Erlebnissen das sittliche Verhalten solcher Menschen beeinflussen und sie immer wieder zu Handlungen treiben muß, die mit der Realität der tatsächlichen Daseinsbedingungen gar nicht in Einklang zu bringen, also meist wieder Verbrechen sind.

Es mag paradox scheinen, aber es ist wahr: wenn Winckler mich nicht so ausführlich angelogen hätte, würde ich niemals die Wahrheit über ihn erfahren haben und über das Problem, das er personifizierte. Das Lügengewebe ergab sozusagen die Vorführungsleinwand, auf welcher sich sein inneres Erleben filmartig abrollen konnte. Nur so war und ist sichtbar zu machen, was „von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht". Es ist schließlich das Grundprinzip der Dichtkunst, das uns hier als Mittel dient, das Geheimnisvoll-Wesentliche eines Menschen nach außen zu projizieren. Wenn Winckler sich also in dem selbstverständlich nie zur Ausführung gelangten Schreiben an Hindenburg als Dichter vorzustellen gedachte, so war das durchaus nicht nur größenwahniges Geflunker, sondern es war in einem tieferen psychologischen Sinne gar nicht unrichtig. Die berühmte Frage des Pontius Pilatus: „Was ist Wahrheit?" kommt uns da in einem ganz besonderen Tonfall auf die Lippen. Ist das die Wahrheit über einen Menschen, was wir erfahren, wenn er uns verstandesmäßig richtig und nach bestem Wissen die Tatsachen so mitteilt, wie er sie in seinem Wachbewußtsein trägt? Sicherlich nicht! Denn wir erfahren dann nur, wie er sich selbst und seine Erfahrungen in eben diesem oberflächlichen und eingeengten Tagesbewußtsein gegenwärtig hat. Das ist aber nicht nur eine ganz oberflächliche Kenntnis, die wir auf diese Weise erlangen, sondern auch eine äußerst unzuverlässige, denn wir müssen dann alles durch das Medium seines Tagesbewußtseins sehen, und ob und wie dieses Medium die Tatsachen färbt, trübt, entstellt oder nicht, das vermögen wir kaum je zu kontrollieren.

Nun aber hält sich die Rechtsprechung — wie auch leider vielfach noch die Erziehung und die Schule — fast ausschließlich an diese verstandesmäßige und oberflächlichste Art von „Wahrheit", die in Wirklichkeit immer unwahr sein muß, und achtet kaum darauf, daß das Abgründigste und Wahrste eines Menschen auf diese Art ebensowenig je in Erfahrung gebracht werden kann wie etwa die Gestaltenwelt der Meerestiefe an den Erscheinungsformen der Meeresoberfläche. Daher müssen fast alle Urteile naturnotwendig, wenn auch unbeabsichtigt, Fehlurteile sein; denn wie selten ist ein „Seelenkundiger" mit dem untrüglichen Tiefenblick unter den Richtern, Schöffen oder medizinischen Sachverständigen, der durch die fälschenden, blendenden Reflexe der Oberflächenwahrheit des Tagesbewußtseins dahin durchdringt, wo in Wirklichkeit die Quelle alles Wollens und Handelns im Menschen sprudelt, und von wo aus allein sein Tun verstanden und bewertet werden könnte.

Daher die Tatsache, daß kaum je ein Verurteilter das gegen ihn ergangene Urteil als gerecht empfindet, weil bei dem einseitig-verstandesmäßigen, nur die Vorstellungen des Oberflächenbewußtseins in Betracht ziehenden Verfahren kaum jemals ein wirkliches Verstehen des Angeklagten und seiner Beweggründe erreicht werden kann. Es ist ganz genau so wie bei Kindern, die so selten den Zusammenhang zwischen Strafe und Tat verstehen oder als gerecht empfinden können, weil Strafe und Tadel, wenn nicht gar ganz unpädagogisch aus dem Affekt heraus, so doch meist nur verstandesmäßig vom oberflächlichen Tagesbewußtsein aus eingesetzt werden, während doch das Grundwesen des Kindes im tiefsten Unter- und Traumbewußtsein ruht, wo es nur das seherische Auge des geborenen Erziehers erreicht, aber auch, und noch viel sicherer, das schlichte Auge der Liebe!

Zweifellos beweist mein Erlebnis mit Eugen Winckler, daß man mit Sicherheit die Wahrheit über einen Menschen, daß man das Wahrste in einem Menschen erfahren kann, wenn man Liebe genug aufbringt, ihm willig und lange genug unter Zurücksetzung eigener Interessen und Meinungen zuzuhören. Dann kommt schließlich und endlich auch im furchtbarsten Gewaltmenschen, auch im niederträchtigsten Schurken das arme „Menschenkind" wieder zum Vorschein, als das doch auch er geboren ward, und macht es wie jedes andere Kind auch: es lügt uns Traumerlebnisse, es lallt uns Phantasiemärchen vor, die verstandesmäßig unwahr sind, für das Schauen des Tiefenblickes aber die Wahrheit aus dem Unsichtbaren in jenem Menschen ins Sichtbare emporheben und dort spiegeln. Solange unsere Rechtsprechung daher bei der rationalistischen Juristerei stehen bleibt, werden die blutigsten Empörungen in den Zuchthäusern nie, auch nicht durch die humansten Vorschriften, vollkommensten technischen Einrichtungen und vielfältigsten Zerstreuungen auszurotten sein. Die Übermasse der Insassen wird sich immer als absolut verkannt und

ungerecht mißhandelt empfinden und eine furchtbare Masse von explosionsgefährlichem Groll und erbittertster Rachsucht in sich aufspeichern. Eine wirklich kulturwürdige Gestaltung des Strafvollzugs, die den Forderungen wahrer Ethik ebenso entspricht wie dem Wesen des Christentums, ist daher niemals allein durch „menschlichere" Einrichtungen der Anstalten zu erlangen, sondern nur durch eine prinzipielle Erneuerung auch des Strafprozesses aus dem „Geiste der Wahrheit", der nicht der verstandesmäßig-oberflächlichen Juristerei, sondern der Seelenerforschung das entscheidende Wort läßt.

Der Ausbruch Eugen Wincklers

Das ungeheure und unzerstörliche Selbstvertrauen Wincklers, so größenwahnig es anmutet, war aber bis zu einem gewissen Grade durchaus begründet. Ja, es war ihm tatsächlich einmal gelungen, seine Überlegenheit über alle Staatsgewalten und über alle Einschließungsmaßnahmen derselben triumphierend durch die Tat zu erweisen. Wer sich auch nur eine schwache Vorstellung davon machen kann, wie ehern ihn Mauern, Gitter, Riegel und tausend ausgetüftelte Einrichtungen umschlossen, der wird meinen, ich wollte ihm ein Märchen aufbinden, wenn ich erzähle, daß er alledem zum Trotz eines Nachts ausgebrochen ist und über alle Berge entkam. Daß er nach etlichen Tagen wieder eingefangen und zurückgebracht werden konnte, das darf sich weder die Zuchthausverwaltung, noch die Polizei, noch überhaupt der Staat aufs Konto setzen; das war höhere Gewalt und mindert nicht im geringsten den vollen Triumph Eugen Wincklers über die ganze, in so unerhörter Form gegen ihn zusammengeballte Macht des rationellen Staatsprinzips.

Der Ausbruch ereignete sich schon vor dem Kriege in jener Periode, wo Wincklers Obstruktion gegen die Verwaltung die gefährlichsten und abscheulichsten Formen angenommen hatte. Wiederholt hatte man den unbändigen Goliath in Eisen schmieden oder in der Zwangsjacke in die Tobzelle verbringen müssen. Wochenlang war er im Dunkelarrest mit Ketten an die Wand geschlossen, so daß er immer erst nach einem Aufseher läuten mußte, um nur seine Notdurft verrichten zu können. Eine Eisenstange von einem halben Meter Länge war zwischen eisernen Armringen an beiden Händen befestigt und wurde, ebenso wie die kurze Kette an den Füßen, auch des Nachts nicht entfernt, wenn er auf dem Holzboden des Arrestkäfigs zu schlafen versuchte; denn Matratze und warme Kost gab's nur jeden vierten Tag. Die Eisenringe an Hand- und Fußgelenken scheuerten die Haut durch, es bildeten sich eiternde Wunden —, und doch gelang es nicht, den Trotz dieses Bärenmenschen zu brechen. Zu welch ungeheuerlichen Exzes-

sen er dadurch nur gebracht wurde, mag aus folgender Untat hervorgehen, die ich so wiedergebe, wie er selbst sie mir erzählt hat. Ein neuer Direktor hatte es, ungeachtet der Mißerfolge seiner Vorgänger, wieder einmal versucht, diesen Berserker „kleinzukriegen". Eine Folge qualvoller Gewaltmaßnahmen war natürlich wieder das einzige Ergebnis, und Eugen Winckler saß dauernd und grausame Rache brütend im Dunkelarrest. Seine rasende Wut gab ihm einen geradezu höllischen Gedanken ein. Als der Hausknecht des Morgens hereinkam, um den Abortkübel auszuleeren, beschwerte sich Eugen Winckler bei dem Aufseher, daß dies Gefäß unzureichend desinfiziert wäre, und daß er die Verwaltung verantwortlich machen werde, wenn er krank würde. Der Aufseher ordnete daraufhin an, daß eine neue Ladung des Desinfektionsmittels in den Kübel hineingeschüttet werde. Als Winckler auch diese noch für unzulänglich erklärte, gab der Hausknecht noch eine weitere Menge von der scharfätzenden Säure zu. Für diesen Tag — und damit hatte Winckler gerechnet — hatte nun der Direktor seinen Besuch angekündigt, um durch den ihn begleitenden Arzt feststellen zu lassen, ob Winckler durch die grausame Behandlung der letzten Zeit tatsächlich so entkräftet wäre, wie er behauptet, um aus dem Arrest herauszukommen. Als der Vorstand den Käfig betrat, ergriff Winckler den Abortkübel und schüttete dessen Inhalt, Kot und Urin nebst der Desinfektionssäure, dem Beamten über den Kopf in der vollbewußten Absicht, daß die Säure in die Augen eindringen und das Sehvermögen zerstören sollte. Das wäre auch unfehlbar eingetreten, wenn nicht der Arzt, die Gefahr erkennend, sofort seine beiden Hände auf die Augen des Direktors gepreßt hätte, der sich natürlich heftig erbrechen mußte und einige Tage krank war. Winckler aber wurde wieder in Ketten geschmiedet und einige Zeit krummgeschlossen. Aber das war ihm gleich: er hatte erreicht, was er wollte. Das System der Verwaltung war abermals an seiner ehernen Stirn zuschanden geworden.

Dies, um zu illustrieren, wie kritisch die Stimmung geworden war, aus der heraus Winckler das tollkühne Wagnis seines Ausbruches unternahm. Man muß, um diese Leistung würdigen zu können, sich auch vergegenwärtigen, wie unausdenklich scharf er beobachtet und wie völlig unmöglich es für ihn war, sich irgendein Werkzeug zu verschaffen. Er wählte als Ausgangspunkt den Arrestkäfig, weil dieser über einem alten Kellergewölbe aus der Klosterzeit lag und einen Holzfußboden hatte. Er machte sich eigens einer Verfehlung schuldig, um hier, jedoch ungefesselt, untergebracht zu werden. Beim Rundgang im Hofe, den er als Arrestant nur alle drei Tage, und dann ganz allein, zu machen hatte, gelang es ihm, unbemerkt einen Schuhnagel, der auf der Zementbahn lag, in eine seiner Sohlen hineinzutreten. Ungeachtet der strengen Untersuchung seiner Person, die nach jedem Hofgang vorgenommen wurde, entging dieser kleine Nagel der Auf-

merksamkeit der Aufseher. Er benutzte ihn, um zunächst einen großen Nagel aus dem Holzfußboden herauszuwühlen. Das mußte nachts geschehen und unter größter Vorsicht, denn die Wache überzeugte sich oftmals überraschend durch das Guckloch in der Tür von dem Verhalten dieses gefährlichsten aller Arrestanten. Als er den langen, dicken Nagel endlich herausgewühlt hatte, machte er sich nun in mehreren Nächten daran, mit diesem den Mörtel zwischen den Gewölbequadern auszukratzen, um dann in der letzten Nacht diese in den Keller hinabzustoßen und durch die Lücke hinunterzuklettern, — ein äußerst bedenkliches Wagnis, denn er hatte keine Ahnung, wie tief der Keller war und was sich dort unten befand. Den Schutt warf er immer in kleinen Portionen in den Abortkübel, der normalerweise jeden Morgen ausgeleert werden sollte, den er aber öfters ausleeren ließ, indem er eine Verdauungsstörung vorschützte. Es dauerte mehrere Wochen, bis diese peinliche Arbeit durchgeführt war. Im Keller, wo es stockdunkel war, tastete er sich zwischen Kisten und Säcken einem fernen, schwachen Lichtschimmer zu, der sich als eine Kellerluke erwies, die nach dem Hof hinausging. Das eiserne Gitter vor derselben stammte noch aus der Klosterzeit, war alt und verrostet. Ein gegewaltiger Ruck, und es brach aus; ein Aufschwung, und Winckler war im Hof! —

Wie nun aber in der Geschwindigkeit über die etwa 3—4 m hohe Mauer gelangen, bevor die Nachtwache mit den Fanghunden ihre Runde machte? Nirgends eine Möglichkeit! — In höchster Verzweiflung nimmt Winckler schließlich aufs Geratewohl einen rasenden Anlauf, und — „ich weiß heute noch nicht, wie's gekommen ist: auf einmal war ich oben!" — Ich bin viele Jahre später oftmals an jener Mauer mit ihm vorbeigegangen und hätte es nie für möglich gehalten, daß ein Mensch ohne jedes Hilfsmittel darüber wegkommen könnte, wenn mir die Beamten nicht bestätigt hätten, daß es in den Akten festgelegt sei. Er selbst erklärte, daß er's heute auch nicht mehr fassen könne; es wäre in einem Trancezustand geschehen, etwa wie bei genialen Schauspielern, die auch im Trance des „Abend-Fiebers" der Vorstellung Leistungen vollbringen, zu denen sie im gewöhnlichen Leben nie und nimmer fähig wären. — Also er stand nun wirklich und wahrhaftig oben auf der Mauer in der lauen Sommernacht! Tiefes Schweigen ringsum! Hinter ihm, im Zuchthaus, regte sich nichts; vor ihm, in Dorf und Tal, war alles still. Da überwältigte ihn ein so unwiderstehliches Triumphgefühl, daß er nicht anders konnte, als in ein weithin schallendes Siegesgeschrei auszubrechen. Es wurde später festgestellt, daß schlaflose Leute in der Anstalt wie im Dorfe draußen diesen Jodler gehört haben und davon beunruhigt worden waren. Und das mit Recht, denn dieser Rausch des Triumphes hatte eine schreckliche Folge. Er veranlaßte Winckler, nicht erst vorsichtig und langsam an der Mauer so weit hinab-

zugleiten, als die Arme reichten, um sich dann erst in die Tiefe abfallen zu lassen, sondern von der Mauerkrone herab ohne weiteres den Sprung ins Ungewisse zu wagen. Nun lag aber am jenseitigen Fuß der Mauer frischgespaltenes Brennholz, das der gegenüber wohnende Anstalts-Müller dort lagern ließ. An solch einem kantigen Holzscheit glitt der eine Fuß ab und sprang aus dem Gelenk. Ein unerträglicher Schmerz machte jeden Tritt unmöglich.

Da lag nun der Ärmste, und all die unermeßliche Müh' und Pein, die er aufgewendet, war umsonst, erneute Qual in Ketten, Finsternis, Hunger und Kälte gewiß. Da sah er im schwachen Mondlicht, wie die Schildwache, welche nachts um den damals noch militärisch bewachten Anstaltsbezirk patrouillierte, um die Ecke bog und dort Gewehr im Arm stehenblieb. Dieser Anblick ließ ihn auffahren, so wie ein gelähmter Gaul unter einem Peitschenhieb doch noch einmal emporsaust. Er wollte nicht wieder in die Hände der „Schergen" fallen! Um den Soldaten zu täuschen, zog er seinen wollenen Spenzer aus, so daß das weiße Hemd in der Nacht weithin sichtbar wurde, und hinkte, den wahnsinnigen Schmerz verbeißend, harmlos pfeifend auf die gegenüberliegende Mühle zu. Seine Absicht war, den Posten glauben zu machen, er wäre der stets mit Mehl bestäubte Müller, der so spät noch aus dem Wirtshaus heimkäme. Und diese Täuschung gelang ihm vollkommen. Der Soldat sagte später aus, er habe in jener Nacht niemand gesehen als den Anstalts-Müller. Vielleicht hat er sich auch gern täuschen lassen, um der Notwendigkeit des Einschreitens und womöglich Schießen-Müssens und den daraus folgenden Scherereien einer Untersuchung enthoben zu sein. Jedenfalls blieb der Soldat so lang an der Ecke stehen, bis Winckler durch Hof und Garten des Müllers das freie Feld gewonnen hatte. Hier brach er zusammen und lag längere Zeit mit quälenden Schmerzen in einem Graben. Er mußte all seine Willenskräfte aufbieten, um endlich auf Händen und Knien über Wiesen und Äcker weiterzukriechen, bis er an ein Gehöft nahe bei einem Dorf gelangte. Er wartete in einem Versteck, bis die Bauersleute bei Morgengrauen das Haus verließen, um auf Erntearbeit zu gehen. Dann kroch er durch eine Lücke des Fachwerks in die Scheune.

Inzwischen war der ausgerenkte Fuß bereits stark verschwollen und schien jedes Weiterkommen unmöglich zu machen. Da sah er in der Scheune das Seil, mit dem die Getreidegarben aufgezogen werden, vom „Katzenbalken" unterm First bis auf die Tenne herabhängen. Das eine Ende war zu einer Schleife geschlungen, und dahinein steckte er nun den ausgerenkten Fuß und zog, den maßlosen Schmerz nicht achtend, so lange am anderen Seil-Ende, bis das Gelenk wieder in die Pfanne eingeschnappt war. — Nun galt es, Wasser und Leinwand suchen, um durch kalte Umschläge die Geschwulst rückgängig zu machen und die Flucht eiligst fortsetzen zu können. Er war sich ja klar darüber, daß ein Aufgebot

von Gendarmerie, Militär, Radfahrern, Polizeihunden, unterstützt von der auf die Fangprämie begierigen Bevölkerung, die ganze Umgebung fieberhaft absuchen werde. Er schleppte sich also in die Küche, deren rückwärtiger Eingang nur mit einem von außen erreichbaren Riegel verschlossen war. Hier fand er Wasser und Tücher, um seinen Fuß mit einem Wickel zu versehen, aber auch frischgemolkene Milch und Brot, um Durst und Hunger zu stillen. Aber er sah ein, daß er hier unmöglich bleiben durfte. Vorsichtig verlässigte er sich, daß alle Räume des Hauses menschenleer waren, und kroch dann die Stiege hinauf zum Speicher. Hier, in einer Rumpelkammer, neben dem Kamin und in unmittelbarer Nähe der mit Speckseiten, Würsten und Schinken wohlversehenen Räucherkammer beschloß er, auf einem Haufen alter Säcke seinen Fuß so lange zu pflegen, bis die Marschfähigkeit einigermaßen hergestellt wäre.

Hier hauste er nun, ungestört und aus der Räucherkammer geradezu üppig gespeist, mehrere Tage und Nächte. Um seinen Durst zu stillen, kroch er, wenn die Bauersleute das Haus verlassen hatten, in die Küche hinab und trank dort von der frischgemolkenen Milch, was in ihn ging. So kam der Sonntag heran, und es läutete in die Kirche. Er beobachtete durch eine kleine Dachluke, die seinen Verschlag belichtete, wie der Bauer und die Bäuerin im Festtagsgewand mitsammen in die Kirche gingen und das Haus hinter sich abschlossen. Das war für ihn der ersehnte Augenblick, wo er sich dessen versichern konnte, was er zum Weiterkommen zunächst am dringendsten brauchte: bürgerliche Kleidung. Er schlich die Stiege hinab und durchsuchte in der Schlafkammer alle Kasten und Schränke, bis er einen Anzug gefunden hatte, der ihm einigermaßen paßte. Da das aber die Werkeltagskleidung des Bauern war, so befand sie sich nicht im besten Zustand, und Winckler hielt es für nötig, sie erst etwas zu reinigen und zu flicken. Von dieser hastigen Arbeit ganz in Anspruch genommen, überhörte er das Vaterunser-Glöckchen, und die Bauersleute kamen auf einmal zum Hoftor herein, ehe er's erwartet hatte. Er ließ Rock, Hose und alles liegen und kletterte, so schnell er's vermochte, wieder in seinen Verschlag hinauf. Von dort lauschte er fieberhaft hinunter. Die Leute waren auch noch nicht lange im Hause, als es einen heftigen Wortwechsel zwischen ihnen gab, der sich im Hofe, wo der Bauer etwas zu tun hatte, fortsetzte. Um besser hören und feststellen zu können, ob man durch den liegengebliebenen Anzug Verdacht geschöpft habe, streckte er den Kopf ein wenig aus der Dachluke hinaus. Kaum war das geschehen, als der Bauer auch schon mit der Hand heraufdeutete und seinem im Hause keifenden Weib zuschrie: „Da ist er ja! Da schau her! Ich hab' dir's ja gleich gesagt, es muß wer ins Haus geschlichen sein! Ich habe den Anzug nicht herumliegen lassen! Jetzt schau nur her! Das ist gewiß der Winckler, der in Ebrach ausgebrochen ist, und den der

Polizeidiener ausgeschellt hat!" Nun stürzte auch die Bäuerin heraus und erhub sofort ein gellendes Hilfegeschrei, während der Bauer alle Zugänge und Fenster des Hauses verwahrte. Nach wenigen Minuten war das halbe Dorf um das Gehöft versammelt; der Ortsgendarm stürzte ans Telephon, und nach kurzer Zeit kam ein Kommando angesaust, das in das Haus eindrang, den Flüchtling fesselte und nach Ebrach zurücktransportierte.

Hier, wo die ganze Einwohnerschaft von der Strafanstalt lebt, hatte natürlich der verwegene Ausbruch des gefürchtetsten Gefangenen eine große Aufregung hervorgerufen. Als man ihn nun wieder daherbrachte, strömte groß und klein zusammen, um das Ereignis mit anzusehen; und da der Marktflecken von Sommerfrischlern überfüllt war, so kamen auch diese in Scharen mit ihren Kodaks, um Aufnahmen zu machen. Winckler konstatierte das mit solcher Befriedigung, daß er schier dadurch über das völlige Mißlingen seines mit so viel Aufwand an Geschick, Mühe und Schmerzen unternommenen Befreiungsversuches getröstet wurde. Bei der folgenden Untersuchung machte er dann zu Protokoll — so etwas bringt eben nur Winckler fertig! — das „Recht am eigenen Bilde" geltend und machte die Verwaltung dafür haftbar, daß kein Abzug der bei seiner Wiedereinlieferung hergestellten Aufnahmen an die Öffentlichkeit käme. Damit bürdete er der Behörde eine endlose Kette von Scherereien auf. Zunächst mußte nach allen Platten und Abzügen gefahndet werden, und da inzwischen manche Sommergäste wieder abgereist waren, so mußte auch in fernen Städten danach recherchiert werden, ganz zu schweigen von den Verständigungen, die an die Presse gingen, um diese von der Veröffentlichung der etwa eingesandten Lichtbilder abzuhalten. So hatte nun doch wieder er die letzte Karte ausgespielt! —

Wie er unseren Herrgott bestrafte

Die Verwaltung konnte ihn nun freilich wieder in Ketten schmieden und in den dunklen Kerker werfen, aber die Staatsgewalt hatte es weder eigenem Können, noch der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen, noch der Tüchtigkeit ihrer Organe zu verdanken, wenn der Schreckliche nun wieder in ihrer Gewalt war, und daß er es heute, nach zwanzig Jahren, immer noch ist, unserem Zeitalter zur Schmach. Denn das ersieht jeder, der je in einer Seele zu lesen gelernt hat, daß einem Menschen mit so vielen und so starken geistigen Anlagen und mit so regem geistigem Interesse, trotz der gewiß entsetzenerregenden Gewaltsamkeit seines Temperaments, auf geistigem Wege ganz anders beizukommen wäre, als mit der blödsinnigen mechanischen Brutalität. Hier heißt die Aufgabe nicht: Gewaltsamkeit durch Gewaltsamkeit niederschlagen — was

doch nie gelingt, es sei denn, daß man den Menschen nach dem Vorbild mittelalterlicher Blutjustiz direkt totschlägt —, sondern sie lautet: die vorhandenen positiven Kräfte der Seele und des Geistes so beeinflussen und pflegen, daß sie mit der Zeit die Übermacht über die negativen erlangen. Der Fall Winckler zeigt sonnenklar, welche grundsätzliche Wandlung der Strafvollzug und mit ihm die Strafjustiz erfahren muß, um aus einer juristisch-mechanistischen und obendrein ihren Zweck noch verfehlenden Schinderei ein Werk der Seelenrettung zu werden und damit auch wirklich eine erhöhte Sicherung gegen das Verbrechen zu erzielen! Denn der Verbrecher, dem das Zuchthaus nicht eine Stätte innerer Wandlung, d. h. des Sieges seiner positiven Seelenkräfte über die destruktiven, geworden ist, der wird todsicher immer wieder rückfällig werden, immer wieder neue Schädigungen der Allgemeinheit verursachen, und wenn ihn der exakt ausgeklügelte Mechanismus modernen Strafvollzugs noch so scharf gefaßt hat. Man sah es im Falle Winckler ganz deutlich: die begabteren Beamten, die auf ihn eingehen konnten und eine fördernde Einstellung zu seinen hochwertigen positiven Anlagen fanden, die konnten ihn um den Finger wickeln, denen gegenüber bemühte er sich ehrlich, jede Verstimmung fernzuhalten; er hätte im gegebenen Fall, z. B. bei einer Meuterei, diesen Beamten nie und nimmer etwas geschehen lassen, so grausam er andererseits gegen solche vorgegangen wäre, welche sich seine Hochachtung nicht zu erringen gewußt. Solche, die ihm gegenüber nichts kannten als den in Dienstvorschriften paragraphierten Mechanismus, die keinen Zugang zu den höheren Werten seines Innern erschließen konnten oder wollten und dann, wenn das Ergebnis ihrer stumpfsinnigen Brutalität ein Ausbruch der negativen Mächte war, nur wieder den Züchtigungsapparat in Gang setzten, die erreichten nichts als ein nur immer wilderes Sich-Aufbäumen der von ihnen selbst aufgereizten Verderbensmächte. Sie verdarben damit an einem Tage mehr, als die Beamten, welche ein seelisches Verstehen aufzubringen fähig sind, in Monaten gutgemacht.

So hatte er z. B. für den Anstaltsgeistlichen aufrichtige Sympathie gefaßt, obwohl er jede religiöse Beeinflussung ablehnte — wie er mir sagte, weil er theologisch besser beschlagen sei als die meisten Pfarrer. Allein die persönliche Wertschätzung, die er für den liebevoll auf ihn eingehenden Menschen in jenem Geistlichen gefaßt hatte, veranlaßte ihn, sich nach vielen Jahren der Entfremdung wieder zum Kirchenbesuch zu melden. Es war ihm so ernst damit, daß er sich nicht einmal durch die für ihn wirklich herabwürdigenden Sondermaßnahmen abhalten ließ, denen die Verwaltung ihn sogar in der Kirche unterwarf, und die ihn, wie er mir sagte, gerade deshalb um so mehr erbitterten, als sie der Lehre Jesu Christi geradezu Hohn sprachen. Er durfte nicht mit uns anderen in geschlossenem Zuge aus dem Zellenbau in die Anstalts-

kirche wandern, sondern wurde für sich allein hinterher eskortiert, aber so, daß ihn die anderen Gefangenen in dieser demütigenden Situation sehen mußten. Ferner durfte er nicht in den Bänken Platz nehmen, wo wir anderen, allerdings mit ziemlichen Abständen, saßen, sondern er mußte auf der letzten Bank für sich allein bleiben. Nur einige Wochen lang wurde noch ein anderer, natürlich in weitem Abstand von ihm, auf der gleichen Arme-Sünder-Bank untergebracht. Jedoch diese Kameradschaft mußte ihn erst recht empören, denn es war ein in der ganzen Anstalt gemiedener ehemaliger Zirkusclown, dessen dämonische Häßlichkeit an sich schon etwas Unheimliches hatte, und dessen Haut am ganzen Körper mit unzüchtigen Tätowierungen bedeckt war, weshalb er von den übrigen Gefangenen abgesondert gehalten werden mußte. Trotzdem Winckler den schneidenden Gegensatz voll empfand, in dem diese Sondermaßregeln zu dem standen, der da sprach: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid" —, so blieb er doch längere Zeit der Kirche treu, bis eines Tages wiederum die Unfähigkeit eines Beamten, über die bloß vorschriftsmäßige „Korrektheit" hinaus ein Verständnis für seine seelische Eigenart und für die schweren Phobien zu finden, denen Winckler von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, wieder eine Folge maßloser Ausbrüche heraufbeschwor. Die Folgen waren wieder Arreststrafen, die prompt wieder mit wilder Obstruktion beantwortet wurden: der alte, kaum besänftigte Unhold war wieder da! Er erklärte: dieser Gottesdienst in einem Hause, wo solche, allem christlichen Wesen hohnsprechende Unterdrückung und Fühllosigkeit herrschen, wäre nichts als die gemeinste Heuchelei, wäre in seinen Augen geradezu Gotteslästerung! Und überhaupt: ein Gott, der solch eine unbarmherzige Menschenschändung unter dem heiligen Namen der Gerechtigkeit zuließe, den könne er nicht anbeten. Er bestrafte also diesen Gott dadurch, daß er ihm nicht mehr die hohe Ehre antat, zu ihm in die Kirche zu gehn. Sein Herrgott — sagte er — sei ein Gott der Liebe, der Barmherzigkeit und der wahren Gerechtigkeit; der könne unmöglich etwas gemein haben mit jenem „amtlichen Gott", der sich zur heuchlerischen Glorifizierung eines teuflisch-grausamen und absolut ungerechten Staats- und Justizsystems mißbrauchen lasse. Dem Pfarrer, der, als er ihn auf so gutem Wege gesehen hatte, schon davon sprach, ob er nun nicht doch allmählich auf seine Begnadigung hinwirken könne, war das in Wincklers eigenstem Interesse aufrichtig leid. Meiner Warnung ungeachtet, wollte er ihm noch einmal freundlich zureden und besuchte ihn in seinem Kerkerloch. Aber da kam er an den Falschen! Nicht allein, daß Winckler es weit unter seiner Würde fand, „von dem Angestellten eines heuchlerischen Staatskirchentums Gnaden zu empfangen", er forderte auch den Pfarrer in sehr entschiedener Weise auf, die Zelle zu verlassen und ihn künftig nicht mehr zu belästigen. „Mit dem Herrgott, den Sie

hier vertreten müssen, bin ich fertig!" — Und das, obwohl er dem Pfarrer als Menschen sehr zugetan war. — Was sich in dieser Szene abspielt, das ist das allgemeine Grundübel unserer juristisch-bürokratischen Strafbarbarei. Was die mit geistigen Mitteln wirkenden, wahrhaft berufenen Pfleger unheilvoll verirrter und meist sogar schwer erkrankter Menschenseelen hier einmal gutmachen, das macht die rationalistisch-mechanistische, durch und durch ungeistige Fühllosigkeit der nur dienstvorschriftsmäßigen Staatstagelöhner tausendmal wieder schlecht.

Obgleich zu meiner Zeit wohl kaum noch ein einziger Beamter in der Anstalt war, der jenen Ausbruch Wincklers selbst miterlebt hatte, so ging die Kunde davon doch noch laut von Mund zu Mund, so wie ein Heldensang aus sagenhafter Zeit. Alle anderen Ausbrüche, die inzwischen sich ereignet hatten, waren vergessen; nur dieser lebte im Gedächtnis fort. Warum? Weil eine Persönlichkeit dahinter stand: „ein Mensch mit seinem Widerspruch"! Ein im Grunde anständig gerichteter und sicherlich geistig regsamer Mensch, der dazu verdammt war, einen Unmenschen gleichsam als seinen Doppelgänger in sich herumzuschleppen, und der danach lechzte, durch liebevolles Verstehen von diesem Unhold erlöst zu werden, und dem man nichts bot als die amtlich-korrekte Vorschriftsmäßigkeit, um mit Christus zu sprechen: statt Brot einen Stein, statt Fisch einen Skorpion!

Die Ungefährlichsten

Sie gehören scheinbar nicht in diesen Abschnitt meines Buches; in Wirklichkeit aber doch; denn ihre „Ungefährlichkeit" ist sozusagen nur als amtliche Fiktion vorhanden. Es sind solche, welche es vermochten, sich dem Zuchthausbetrieb so völlig anzupassen, daß sie mit der Verwaltung nie eine Reibung haben und den Beamten bequem sind. Daher gelten sie für ungefährlich. Wie wir aber einerseits gesehen haben, daß sich unter den hier als die „Gefährlichsten" gerechneten Leute manche befinden, welche infolge innerer Wandlung heute sicherlich oder doch sehr wahrscheinlich durchaus nicht mehr gefährlich werden könnten, wenn sie in Freiheit gesetzt würden, so gibt es unter jenen „Ungefährlichen" nur allzu viele, welche bestimmt wieder eine große Gefahr für die Allgemeinheit bedeuten müßten, wenn sie auf freien Fuß gelangten. Es ist das deshalb von Wichtigkeit, weil ja beim jetzigen juristisch-bürokratischen System die Entscheidung über Begnadigung, Entlassung auf Bewährung, Strafurlaub abhängig gemacht wird von der „guten Führung", d. h. von einem der Verwaltung und den Beamten bequemen Verhalten, selten nur von einer inneren Wandlung, die doch allein eine Gewähr gegen Rückfälligkeit gibt.

Hierbei spielen auch die Narkotika eine große Rolle. Zahlreiche Langfristige sind hier mit der Zeit ganz ruhige, vernünftige, sich anständig verhaltende Leute geworden, weil sie dem furchtbaren Druck entzogen sind, mit welchem eine narkotische Besessenheit sie draußen belastet hatte. Werden sie nun plötzlich der Wirkung des Alkohols und des Nikotins oder gar des Kokains wieder ausgesetzt, so ist schwer zu sagen, ob die im Zuchthaus zwangsweise gewonnene Haltung bestehen bleibt. Es wird das wohl nur dann der Fall sein, wenn diese Haltung nicht nur Folge äußeren Zwanges, gewaltsamer Entziehung ist, sondern Symptom einer inneren, seelischen Reinigung und Festigung. Es ist ganz gewiß nicht übertrieben, sondern durch unzählige Erfahrungen bestätigt, daß für viele entlassene Zuchthäusler das erste Glas Bier, der erste Schnaps, die erste Zigarette, die erste Annäherung an eine Prostituierte der sichere Anfang einer verbrecherischen Rückfälligkeit ist; nicht so sehr weil diese Rauschmittel an sich zum Verbrechen stimulieren, sondern weil diese einmal dem Zuchthaus verfallenen Menschen ihrer besonderen Veranlagung nach — für die sie nichts können, die auch von der christlichen Religion als „Erbsünde" nicht dem einzelnen zur Last gelegt wird — auf diese Narkotika und Stimulantien mit einem verbrecherischen Ausschlag reagieren müssen.

Es ist wahr: es gibt unzählige Menschen, in welchen die geistige Keimzelle, in welchen das „Samenkorn", das auch in ihre Brust gelegt ward, so tief gesunken ist unter das Geröll, Geschiebe und den wüsten Abfall ihres in äußerster Geistesferne verkümmernden seelischen Daseins, daß keine geistige Einwirkung es mehr erreicht. Wenn diese straffällig geworden sind, so kommen sie in die Gemeinschaftsschlafsäle und -werkstätten, treiben's dort stumpfsinnig wie die anderen auch, ohne dabei sonderlich zu leiden, und gehen wieder, wie sie gekommen sind; und wenn sie etwas gelernt haben, so sind es höchstens Verbrechertricks, Laster und gesteigerter Haß gegen alle gesellschaftliche und staatliche Ordnung. Werden sie — und das ist fast das Gewöhnliche — werden sie rückfällig, so kommen sie wieder und gehen ebenso. Es hat im Grunde wenig Sinn, daß man sie einsperrt, höchstens daß ihre riesige Zahl es gestattet, recht viele Beamten zu versorgen, und daß der ängstliche Bürger sich sagen darf: solange sie hinter Schloß und Riegel sind, können sie mir und meinesgleichen wenigstens nichts anhaben. Aber sie kommen ja wieder heraus, und nicht besser, sondern schlimmer, nicht dümmer, sondern gerissener! Und was dann? Es fragt sich, ob das sehr geringe Maß von Sicherung, das durch das Einsperren dieser geistig Erloschenen vorübergehend erzielt wird, die ungeheuren Kosten lohnt, welche der Staat den Steuerzahlern dafür abnimmt. In anderen Zeiten und Völkern hat man daher gegen diese Entarteten, insofern man sie nicht überhaupt tötete, kurzerhand das Verstümmelungsverfahren walten lassen, das nichts kostete, oder man deportierte sie auf ein-

same Inseln. Man muß sich heute wohl für immer mit der Tatsache abfinden, daß auch die idealste Strafjustiz und der ausgeklügelste Strafvollzug einen großen ungelösten Rest liegen lassen muß, der, wie so manches andere Schwergewicht auch, von der Kulturmenschheit wohl oder übel unter Ächzen und Stöhnen mitgeschleppt werden muß. Mit diesem geistig unlöslichen Rest läßt sich auch auf ungeistige Weise nichts anfangen, wobei man sich auch einigermaßen beruhigen kann in der Gewißheit, daß diese Art von Gefangenen unter den jetzigen technisch-hygienisch meist ganz zweckmäßigen Einrichtungen wenig zu leiden hat; im Gegenteil: es sind viele darunter, welchen die gesicherte Ernährung, Behausung, Heizung, Verarztung usw. eine angenehmere Lebenslage bietet, als sie es draußen je gefunden haben, je zu finden hoffen dürfen! Dazu kommt die Kameradschaftlichkeit, die ihnen erlaubt, sich die öden Stunden mit Schwatzen, Scherzen, Spielen, Unsinn und Unfug um die Ohren zu schlagen. Die Gesunden, namentlich die Jüngeren unter ihnen, kommen meist lachend und scherzend daher. Wie es denn eine uralte Erkenntnis ist, daß die eigentliche Leidensfähigkeit des Menschen, das über den physischen Schmerz, das über das Gequältsein durch Hunger, Durst, Frost, Hitze, Krankheit und Wunden hinaus erst einsetzende wahre, weil dem Menschen allein aufgebürdete Menschenleid erst mit einer gewissen Erweckung und Befreiung der inneren Geistpersönlichkeit einsetzt. Da war z. B. ein großer, ungewöhnlich breitschultriger Mann mit einem gewaltigen Kopf und einem, aus der Ferne betrachtet, ungemein edel und streng geschnittenen Gesicht, mit dunklen, dicht gelockten, schon ergrauenden Haaren und ebensolchem, breit auf die mächtige Brust fallendem Bart. So hatte er, wie der Bartl, der Schmuggler, auch, äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Andreas Hofer-Typ; war aber von Charakter sehr weit davon entfernt. Er war ein Mörder; hatte einen Arbeitskollegen aus Eifersucht erstochen und die Leiche beraubt. Das Todesurteil war nicht vollstreckt worden. Der alte Prinzregent Luitpold hatte sich geweigert, es zu bestätigen; wie Karl Köhler — so hieß dieser Pseudo-Andreas Hofer — behauptete, weil seine Mutter und seine Schwester vor dem Regenten, als dieser zu einer Festlichkeit in Nürnberg weilte, auf offener Straße einen Kniefall getan und eine Bittschrift überreicht hätten. In Wahrheit wird es bei ihm aber ebenso gewesen sein wie bei zahlreichen Lebenslänglichen, die nun schon ihre zwanzig bis dreißig Jahre hier „gemacht" hatten: der hochbetagte Regent war in seinen letzten Lebensjahren überhaupt nicht mehr dazu zu bringen, Todesurteile zu bestätigen. Der alte Herr wollte nicht mit blutigen Händen vor seinen himmlischen Richter treten. So lebte denn dieser Mann, „lebte" schon über zwanzig Jahre im Zuchthaus und fühlte sich sichtlich ganz wohl hier, seit die Hungerjahre der Kriegsperiode um waren. Der stattliche Wanst, den er mit einer gewissen Würde vor sich her

trug, zeugte von der fabelhaften Gefräßigkeit, die seine hervorstechendste Eigenschaft war und ihm auch den Spitznamen „Knödelwanst" eingetragen hatte. Er konnte unbeschreibliche Massen der fränkischen Semmelknödel vertilgen, die es wöchentlich einmal in einer dicken Brühe gab. Manche verschmähten diese fränkische Spezialität, aber Köhler ließ sich alle überschüssigen Portionen in seine Waschschüssel schütten und verschlang sie neben seiner eigenen Ration; und das tat er nicht bloß, wenn es Knödel gab, sondern überhaupt. Etwas blieb gewöhnlich übrig. Den meisten von uns ging es ja so, daß die zwar reichliche, aber monotone Dampfkost periodisch einen unbezwingbaren Abscheu hervorrief. Man fastete dann lieber bei Wasser und Brot, als daß man die scheußlich dünstenden, muffigen Inhalte der Kostschüssel angerührt hätte. Schon der Geruch allein verursachte in solchen Perioden Übelkeit; und da fiel denn immer etwas für den „Knödelwanst" ab, der solche Zustände nicht kannte.

Das Prinzip, nach dem man im Zuchthaus beköstigt wird, ist ja, wie ich einmal in einer von einem Strafanstaltsleiter verfaßten Abhandlung gelesen habe, dies, daß der Gefangene zwar ausreichend ernährt werden, durch diese Ernährung aber keinen Genuß haben soll. Unser ehrenwerter „Knödelwanst" führte dies erstaunlich menschenfreundliche Prinzip ad absurdum: er hatte den größten Genuß beim Verschlingen dieser absichtlich unschmackhaft zubereiteten Mengen und bedauerte nur, daß er nicht gleich „eine Badewanne voll" haben könne. Die anderen waren deshalb schlecht auf ihn zu sprechen. Sie behaupteten: er stelle sich nur aus gemeiner Kriecherei so an, um bei vorkommenden hohen Besuchen als Renommiergefangener vorgeführt zu werden und bei Ministern, Abgeordneten, Journalisten die erbaulichsten Begriffe von dem Schlemmerleben wachzurufen, das der gute Vater Staat seinen lieben Zuchthausgästen hier bereite. Er galt überhaupt für einen „Kalfakterer", vor dem man nicht genug auf seiner Hut sein könnte. Das kam aber weniger von schlechtem Charakter, als von einer fixen Idee, von welcher er so sehr besessen war, daß man kaum etwas andres mit ihm sprechen konnte. Er behauptete nämlich, daß man ihm Aussichten gemacht hätte, mit 25 Jahren begnadigt zu werden in Anbetracht seiner musterhaften Führung. Er hielt an dieser Fiktion beharrlich fest, obwohl jedes seiner unzähligen Gesuche mit ablehnendem Bescheid zurückkam, was ihm selbstverständlich immer den Hohn seiner schadenfrohen Mitgefangenen eintrug. Um sich nun der erhofften Gunst immer würdiger zu erweisen, hatte er sich darauf verlegt, alles, was er von seinen Mitgefangenen in Erfahrung bringen konnte, den Beamten zu „verpfeifen", was diesen mitunter auch nicht unerwünscht ist, weil dadurch manche Unzukömmlichkeit unmöglich gemacht werden kann, ehe sie zu ernsten Folgen gedeiht. Kraft seiner freiwilligen Funktion als Hausdetektiv beanspruchte Köhler nun aber

eine höhere Würde über den anderen Gefangenen, gewissermaßen eine Position zwischen den Aufsehern und den Sträflingen. Diesen paßte das aber ebensowenig wie den Beamten. Er war jedoch nicht davon abzubringen. Daß dieser von Autoritäts- und Unterwürfigkeitsbedürfnis nur so triefende Erzspießer hatte zum Mörder werden können, begreift man nur, wenn man ihn die kümmerlichen Erinnerungsreste aus seinem Vorleben vortragen hörte, die ihm in der Öde seines mächtigen Schädels hängengeblieben waren: „Ich war halt immer besoffen!" Das war so ungefähr die Quintessenz seiner ganzen Vorexistenz. Da mag man nun sagen, was man will: die Alkoholpsychose, und zwar ganz besonders die angeblich so harmlose Biernarkose, ist eine der furchtbarsten jener Dämonien, die an sich gutartige Menschen ins Verbrechen und viele andere Menschen mit ihnen ins Verderben reißen! Wer jahrelang im Zuchthaus war und unzählige Verbrecherlebensläufe an sich vorüberziehen sah, läßt sich das nicht mehr abstreiten! Wohlgemerkt — und dafür ist der Fall dieses Köhler bezeichnend — es handelt sich nicht darum, daß so viele Untaten im akuten Rauschzustand verübt werden — Köhler z. B. erstach seinen Arbeitskollegen in einer nüchternen Pause zwischen zwei Räuschen und war durchaus nicht unzurechnungsfähig bei der Tat —, sondern daß das gewohnheitsmäßige Biersaufen im Seelengrund des Menschen Entartungen hervorruft, aus denen mit der Zeit eine kriminelle Prädisposition aufwuchert, selbst bei solchen durch und durch spießigen Naturen, wie es dieser Schreiner Karl Köhler war, selbst bei so durch und durch ehrenhaft veranlagten, wie wir eine in Johannes Gürtler kennenlernen werden. Wie abgestumpft gewisse Typen des ungeistigen Zuchthäuslertums werden können, ersah ich nicht ohne ein gewisses Erschrecken daran, daß es mir, trotz wiederholter Versuche, nie gelang, aus Köhler eine Erinnerung an jene, wie ich annahm, entsetzlichen Wochen herauszuholen, während deren er mit dem Kopfe unterm Fallbeil lag, während deren er darauf wartete, ob das über ihn verhängte Todesurteil bestätigt werden würde oder nicht. Sooft ich darauf zurückkam, sah er mich immer nur ganz verständnislos an, wie wenn ich von jemand ganz anderem und von einer ihn gar nicht betreffenden Sache redete. Es blieb mir bis zuletzt unklar, ob das alles in ihm nun, nach 25 Jahren, schon in die Nacht des Vergessens versunken war, oder ob er das Furchtbare jener Lage überhaupt nie empfunden habe.

Auch mir gegenüber wahrte er stets den Abstand, den er, als eine Art von Halbbeamter, den „untergeordneten" Sträflingen gegenüber sich schuldig zu sein glaubte. Er bog immer sofort auf sein Lieblingsthema ab: „Ich stehe glänzend beim Oberstaatsanwalt und beim Ministerium; nächstes Jahr gehe ich bestimmt ab. Dann wird eine Motor-Schreinerei eröffnet und sofort geheiratet." — Er war eben ein Mann des spießigsten Ordnungsbedürfnisses, und es war

völlig unmöglich, ihm klarzumachen, daß das mit der Motor-Schreinerei doch wohl nicht so glatt zu machen sein würde bei den jetzigen wirtschaftlichen Zuständen. Wie bei allen anderen Lebenslänglichen, die schon über 20 Jahre da waren und von Krieg und Revolution nicht viel mehr gemerkt hatten als kleine Störungen im Anstaltsbetrieb, Verschlechterung der Kost, der Heizung und der Wäsche, war das Deutschland da draußen noch das Deutschland von 1900—1914. Sie schauten einen ganz blöd an, wenn man ihnen einen Begriff von den heutigen Zuständen beizubringen versuchte. Verständlich wird das einigermaßen, wenn man in Betracht zieht, daß diese schon so lange Begrabenen kaum noch so viel Interesse an der Außenwelt aufbringen, daß sie auch nur die ihnen zu Gebote stehende Zeitung lesen mögen, und daß ich noch einen gesprochen habe, der über 30 Jahre „gemacht" hatte, und der niemals ein Automobil gesehen, bis eines Tages die Anstalt selbst ein Dienstauto erhielt, das man ihm im Jahre 1925 oder 1926 als unerhörte Neuigkeit zeigte. Köhlers „Hofgänger" war der „Karussell-Willy"; der aber haßte den „Knödel-Wanst"; und so gab's denn eines Morgens einen scheußlichen Auftritt im Hofe: der Willy wälzte sich mit Schaum vor dem Munde im Grase, blieb eine halbe Stunde lang liegen, bis man ihn auf Bettdecken ins Lazarett schleppte, wo er bald wieder frech und fidel war und erreichte, daß er auf ärztliche Anordnung an Stelle des ihm so widerlichen „Knödel-Wanst" einen anderen Hofgänger bekam. Das war der Jackl. Dieser war der Senior des Zellenbaues: schon in den Sechzigen und schon von manchen Vorstrafen her hier eingebürgert. Diesmal „machte" er 12 Jahre, prophezeite aber lachend, daß er das nächste Mal „mit einem Fünfzehner anturnen" werde. An Abgestumpftheit und Verblödung blieb er wohl kaum hinter Köhler zurück; aber er war weder so kriecherisch noch so bonzenhaft aufgeblasen wie dieser. Er war gutherzig und freundlich und derart eingewöhnt, daß es das Ansehen hatte, als ob er gar keine Eigenpersönlichkeit mehr wäre, sondern nur noch ein menschgestaltiger Automat, der an die Zentraluhr der Anstalt angeschaltet ist und von dieser aus mechanisch betrieben wird. Es gab mehrere solche Automaten; vielleicht stellen sie das Ziel dar, welches die bisherige Strafvollzugsmethode überhaupt erreichen will, denn sie machen der Verwaltung die geringste Mühe; bei ihnen geht alles von selbst, und Bedürfnisse, die über den Anstaltsmechanismus hinausschweifen, sind bei ihnen nicht mehr vorhanden.

Der Jackl war ein sehr langer, sehr dürrer, alter Kerl mit einem völlig kahlen Schädel von braungelblicher Tönung, so daß er wie ein fleischloser Totenkopf wirkte. Auch seine Gestalt hatte etwas von einem mechanisch in schlenkernde Bewegung gesetzten Gerippe. Er trug eine alte Brille mit bleierner Fassung und war, wie ich, sein mehrjähriger Zellennachbar, mit Sackflicken beschäftigt. Schon seit vielen Jahren gab's für ihn nichts mehr als Sackflicken.

„I kann's im Schlof," sagte er; und da er zu denen gehörte, die nichts lesen — manche hatten die kleine, unzulängliche Anstaltsbücherei schon mehrmals von hinten bis vorn durchgelesen und waren schon deshalb von jeder Lektüre abgekommen —, so schlief er nicht nur die zehn Stunden, die der Gefangene normalerweise von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens durchzuschlafen verpflichtet ist, sondern er pennte auch sonst so vor sich hin; sein ganzes Dasein war nur noch ein mechanisches Fortpennen. Er war ein ganz eingeschlafener, ganz verknöcherter, ganz vergilbter, faseriger, alter Skelettmensch: ein Höchstprodukt rationeller Zuchthaus-Reinkultur von heute!

Nur ein Druckknopf war an dem ausgedörrten Beingehäuse dieser verblichenen Seele: wenn man an den tupfte, fuhr rasselnd irgendwo in ihm eine Klappe auf, und es kam, wie der Kuckuck aus der Uhr, etwas lebendig Scheinendes herausgefahren. Das war die Leitung, die zu dem Butter- und Käsekomplex seines Inneren hinunterführte. Er war nämlich ein Allgäuer; außer Molkerei hatte wohl sein Lebtag nie etwas anderes Interesse für ihn gehabt. — „Wenn du wieder 'naus kommscht," so pflegte er mich eindringlich zu mahnen, „dann tusch'te nix als Käs stehle, Butter und Käs — weiter gar nix! Das ischt das großartigste G'schäft auf der ganze Welt, sag' ich dir!" — Und dann erzählte er mit Feuereifer, wie er mit seinen Spießgesellen in Kempten, Sonthofen, Immenstadt, und wie die Zentren des Allgäuer Käsehandels alle heißen, die Lager ausgeplündert habe. Er unterwies mich auch in den erprobten Methoden, welche er und seine Bande hierbei zur Anwendung gebracht: „Weischt, die Hauptsach' ischt, daß ihr euch a recht a feschte oachene (eichene) Wagedeichsel mitbringt. Die müßt ihr dann zwischen die Gitterstäbe und die Steinfassung an den Kellerfenschtern 'neinschiebe! Und dann fescht gewippt, als duschur fortgewippt! — Knacks! Uf amol ischt der Stein gesprengt, und dann könnt ihr das Gitter mit die Händ' rausnehme. Nachher muß der Dünnschte von euch, so recht a windiger Schneiderg'sell — der muß 'neinkrabble und die Käs herausreichen; und ein paar andere müsse derweil Schmiere stehe. Und wenn ihr euer Auto vollgeladen habt — dann, heidi, nauf ins Gebirg!" Am Grünten droben — das ist der „Rigi" des Allgäu — hätten sie in einer Höhle zuweilen Dutzende von Zentnern prima Emmenthaler versteckt gehabt und Butter in Massen. Er ließ augenzwinkernd durchblicken, daß ihre Hehler die Polizeibeamten, deren Frauen und Kinder ja auch nach Butter und Käse hungerten, durch opulente Beteiligung am Raube abgeschmiert hätten, so daß man sie wenig behelligt habe. Sie wären auch nur durch einen blöden Zufall „verschütt gegangen". — Diesmal — es war also in jenen Zeiten, wo Butter der Inbegriff aller Kostbarkeit war — hatten sie in mehreren der reichen Bauernhöfe, die dortzulande, jeder königlich für sich allein, so herrlich und breithin in das üppige Grün der Bergwiesen

hingelagert sind, ein tüchtiges Quantum zusammengeholt. Jeder mit einem schweren Rucksack bepackt und als Stütze einen derben Stock in der Hand, stiegen sie einer hinterm andern im Morgengrauen die Landstraße gegen Kempten hinan. Da sahen sie auf einmal oben, wo die Straße in einen Wald einbiegt, einige Männer aus dem Gebüsch treten. Hallo! Was wollen die? — Jetzt heißt's vor allem die Nerven nicht verloren! — Man steigt also mit gutgespielter Harmlosigkeit schnaufend weiter. Da ruft sie einer an: „Heda! Habt ihr jemand gesehen, der zwei ledige Pferde geführt hat?" — Selbstverständlich hat man niemand gesehen. „Es ist nämlich," sagte ein anderer von den Herren, „beim Schnäbeleshof drüben haben sie heute nacht zwei Ross' aus dem Stall heraus g'stohlen. Sie sind noch nicht damit aus dem Bezirk heraus und müssen da vorbeikommen." — Inzwischen hatte aber der erste von den Herren sich die Rucksäcke der Jackl-Kolonne etwas genauer angesehen und fragte nun, indem er sein Kriminalabzeichen diskret bemerkbar machte: „Donnerwetter, Manner, habt's ihr schwer geladen! Was ist denn da drin, wenn man fragen darf?" — „Butter! Lauter Butter!" rief da schon der andere Beamte, der ohne weiteres in die Rucksäcke hineingelangt hatte: „Wo habt ihr denn die her?" — „Grad hammer se g'stohle!" platzte der Jackl heraus. Er hätte gleich gesehen — sagte er zu mir —, daß da nichts mehr zu machen war, denn neben im Walde hätten noch zwei „Bullen" mit Motorrädern gehalten. Und in solchen Fällen — das sollte ich mir für die Zukunft merken — wär's immer das Schlaueste, den Beamten möglichst wenig Scherererei zu machen, dann fiele der erste Bericht an den Staatsanwalt gleich viel wohlwollender aus. — Und richtig! Gleich hätte der Oberkommissar gerufen: „Das ist einmal ein anständiger Spitzbub! Der macht wenigstens keine überflüssigen Zicken! — Aber Herrschaft noch einmal, Kinder: das ist ja eine ganz menschenunmögliche Masse Butter! So viel Butter gibt's ja gar nicht! Ihr müßt's loshaben! Am Ende bist du gar der Jackl!" — „Freilich bin ich der Jackl! Wer sollt' ich denn sunscht sein, Herr Kommissar?" — Und da hat der Kriminalkommissar voll Freude die Arme ausgebreitet und hat gerufen: „Der Jackl! Wahrhaftig in Gott der Jackl! Das ist ja großartig!" — Und es hat gar nicht viel gefehlt, erzählte der Jackl weiter, „da wäre mer uns gegeseitig um de Hals g'falle." —

Viertes Buch
Weihnachten im Zuchthaus

„Und Frieden auf Erden"

Nun war es also wieder einmal Weihnachten. Trübe Winternebel verfinstern das Waldtal, und in der Kirche ist es schon dunkel, wenn wir Zellengefangenen unsere abgesonderten Plätze vorn am Altare einnehmen; denn wir dürfen weder miteinander noch gar mit der großen Masse der in Gemeinschaftsräumen Untergebrachten sprechen oder sonst in Verbindung treten. Diese letzteren sind noch nicht da; beängstigendes Schweigen herrscht in dem eisigen Raume; das Häuflein verfroren in sich verkrochener Jammergestalten in den Bänken, von stehenden Aufsehern wie von Schatten umdroht, wird von der frostigen Finsternis fast aufgesogen. Nur eine elektrische Lampe unter den bunten Barockmalereien der Decke läßt ein dünnes Licht versickern, in dem man um den Altar herum die Umrisse immergrüner Topfgewächse und eines ungeheuren, ganz mit künstlichem Schnee überdeckten Tannenbaumes erkennt: so wie Theaterdekorationen, ehe der Vorhang aufgeht, wenn der Beleuchter noch nicht eingeschaltet hat. — Schweigen. — Eisiges Schweigen. — Und jetzt plötzlich ein helles, hastiges Gebimmel vom Uhrtürmchen der Anstalt! — Und dann durch die offenstehenden Flügeltüren, von den alten Klostergängen her ein fernes Schlurfen, Grollen, Dröhnen, das sich fast wie ein Donner heranwälzt: die Insassen der Schlafsäle werden herbeigeführt, Hunderte und aber Hunderte! Jetzt marschieren die Wachtmeister mit umgehängten Karabinern herein und postieren sich in den Nischen unter den üppigen Rokokostukkaturen. Und dann die Gefangenen, je zwei und zwei, in ihren braunen Monturen, barhäuptig, auf dickbenagelten, ungefügen Sohlen, die Ökonomie- und Steinbrucharbeiter in ihren hohen, schweren Schaftstiefeln. Wir dürfen uns nicht nach ihnen umdrehen; wir haben geradeaus nach dem Altare zu starren, wo der Crucifixus, drei Kerzen zur Rechten, drei zur Linken, zwischen den Oleandersträuchern des Altarschmuckes zu uns herüberblinkt; und es ist wahrhaftig kaum ein einziger unter uns, der bei seinem Anblicke etwas anderes dächte, als: was feiern diese Menschen heute seine Geburt, wo ihre Rechtsprechung mit ihm doch auch nichts anderes anzufangen wußte, als ihn zu verurteilen und zu kreuzigen?

Indessen füllen sich hinter uns die Bänke; und dann werden die Türen geschlossen; Lampen flammen auf, die Orgel setzt ein:

brausend schwillt von Hunderten kräftiger Männerstimmen der Weihnachtschoral in das dunkelnde Tal hinaus: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her..." Und dann steht der Pfarrer auf den Altarstufen und ruft zu uns herüber: „Euch ist ein Kindlein heut geboren! Euch, ja, auch euch! Euch vor allen anderen Menschen ist dies Kindlein heut geboren!" — Dann zucken hundert elektrische Kerzen an der schneeweißen Tannenpyramide auf; die im Grün aufgebaute Krippe wird erhellt; strahlender Glanz erfüllt die Halle; und nun treten Engelgestalten hervor und umwandeln singend den Altar: junge Mädchen in weißen Schleiergewändern mit Lauten in den Armen, die Töchter des Pfarrers, Kinder aus dem Dorfe: süß erklingen die alten Weisen: „Es ist eine Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart..." Mancher eisgraue Mörderkopf sinkt vornüber auf das Pult, mancher denkt zurück an eine ferne Kindheit, wo er das zum letzten Male gehört und an die wüste Lebenswildnis voll Not, Qual, Schmutz und Schmach und Blutvergießen, durch die er hierher getaumelt kam, um als aller Weisheit letzten Schluß dasselbe Kinderliedchen zu hören, das ihm einst erklang, ehe er diese verfluchte Erdenbahn beschritt: „Und hat ein Kindlein bracht, mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht." — Andere sitzen da wie erstarrt und grinsen: „Alles Schwindel!" steht deutlich entzifferbar auf ihren Gesichtern. „Alles Bluff! Wenn's euch Ernst wäre mit dem Frieden auf Erden, dann hätt' unsereiner doch auch einmal etwas davon merken müssen! Ihr seid die Richtigen, die uns mit so etwas kommen dürfen, ihr Staatssadisten! Wenn's auf euch ankäme, würde heute die Jungfrau Maria auch keine Herberge finden, wo sie ihr Kind gebären könnte; bei der Wohnungsnot, in die ihr uns hineingestoßen habt, ihr Allesbesitzer!" — Und wieder andere, vielleicht die meisten, glotzen mit naiver Neugierde auf den Lichterbaum, auf die figurenreiche Krippe und lassen ihre Blicke schließlich an den anmutigen Mädchengestalten haften. Aber nicht, um dadurch befriedigt zur Ruhe zu kommen, sondern eher, um erst recht unbefriedigt und friedlos irritiert zu flackern: „Friede auf Erden! So etwas! Als ob wir geschlechtslose Engel wären!" —

Und der Pfarrer verzehrt sich in heiligem Eifer, aus all diesem äußeren Lichte, das sich vom Altare her auf uns ergießt, ein inneres Licht zu machen, und aus all diesem äußeren Jubel einen inneren Jubel, und aus all diesen äußeren Gestalten eine innere Gestalt: das wiedergeborene Gotteskind in uns! Den Himmel auf Erden, den er beim Weihnachtserlebnis in der Brust fühlt, den möchte er auch diesen Ärmsten, Ausgestoßensten, Verachtetsten aller Menschen erschließen! — Ein Okkultist hat mir einmal ein französisches Buch gezeigt, da waren die farbigen Kurven drin abgebildet, als welche gewisse, hellseherisch begabte Leute die Seelenstimmungen wahrnehmen sollen, die Menschen in einer Kirche oder in einem Konzerte oder in sonst einer Versammlung so

unendlich verschiedenartig bewegen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Farben und Kurven irgendwo grellere Gegensätze, tollere Verschlingungen, heftigere Strudel zeigen könnten als über den geschorenen Häuptern solch einer Weihnachtsgemeinde im Zuchthause! —

Dann entläßt uns die segnende Hand vom Altare: „Er erhebe Sein Antlitz auf euch und gebe euch Seinen Frieden!" — Die Orgel braust, die Flügeltüren fliegen auf, scharrend und rumpelnd poltern die dickbenagelten Schuhe wieder auf den Dielen des kahlen, dunklen Flures, bewaffnete Wachtmeister nehmen die lange, braune Schlange der Gefangenenpaare in die Mitte, und so geht's wortlos durch die dröhnenden Gewölbe, durch den abgestorbenen Gemüsegarten hinüber in die Zellen. Die Türen donnern zu, die Riegel knallen, die Schlüssel knirschen, die Gitter und Außenpforten schmettern ins Schloß — Schweigen! Atemloses, totes Schweigen! — Noch eine kurze Weile, und auch das Licht ist erloschen: Tote Nacht, totes Schweigen: und das ist hier Weihnacht! —

Der einsame Mensch in seinem groben Hemde kriecht zitternd noch einmal aus seinem eisernen Bette; er weiß: dort draußen ist eine Welt voll Menschen, die jetzt alle feiern, die alle froh sind, die lieb zueinander sind! Dort sind Kinder, die jauchzen, und Liebende und Glückliche! Er schleppt seinen Schemel ans Fenster, steigt hinauf, starrt durchs Gitter. Nichts starrt ihm entgegen im kalten Lichte der elektrischen Hoflampe als die unbarmherzige Mauerwand, die ihm nun schon tausend und tausend Nächte und Tage entgegenstarrt; und darüber nichts als die unbarmherzig finstere Winternacht, die sternenlose. — Er schleppt sich zurück ins Bette; er streckt zähneknirschend die geballten Fäuste empor. Ein verwilderter Schmerzenslaut entringt sich seiner gequälten Brust. — Da! Horch! Antwort kommt aus den finsteren Abgründen des Massenkerkers! Ein ebensolcher gepreßter Laut ohnmächtiger Qual! — Und noch einer! — Und noch einer! — Ist's der Winckler da drunten, der heute zum 22. Male hier „Weihnachten feiert" in seinem Käfig? Ist's der Köhler, der's zum 23. Male, das Meierlein, der es zum 18. Male, der Schuster, der's zum 19. Male, der Müller, der's zum 31. Male hier hört: „Friede auf Erden! Den Menschen ein Wohlgefallen!" Vergebung aller Sünden! Erlösung! — Ist's der hier zusammen ächzende Jammer all der Hunderttausende, die heute in der ganzen Christenheit in Kerkern liegen, wie die da unten liegen, wie er da liegt? — Sind's die Millionen, die heute in Irren- und Blödenanstalten, in Krankenhäusern, in Nachtasylen und Proletarierlöchern sich in Jammer und Not, in Hunger und betäubenden Schnapsräuschen winden? — Ja: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Der Mann mit der zermarterten Seele in der keuchenden Brust denkt an den großen Misthaufen drüben in der Anstalts-Ökonomie, wo er früher gearbeitet hat, und an den üppig wuchernden Kürbis, der den stinkenden Zersetzungs-

und Unratsberg oben ganz bedeckt mit seinen fetten, von Licht und nahrhafter Feuchte strotzenden Blättern, mit seinen gelbflammenden, geilen Blüten und seinen von Fleisch und Saft und Samen zum Bersten geschwellten Prachtfrüchten! Er muß laut heraus lachen! Ein einziger, unermeßlicher Haufen von Verderbnis, Elend, Unrat, Finsternis ist diese Welt, auf dem nur ganz zu oberst eine ganz dünne Schicht licht-, luft- und lebensfroher Menschenpflanzung wuchert, saftig grünt und üppig blüht und wonneselig all ihre Kraft aus dem unermeßlichen Weltgebirge von Jammer saugt, auf dem sie gedeiht und sich fortpflanzt. Und in dem Fäulnishaufen des Weltelends da unten gärt es von Haß und Empörung gegen die üppig Vollgenießenden da oben, die er mit seinem Jammer fett machen muß; und bei den Genießenden auf der lichten Oberfläche fürchtet, verabscheut man die da unten in der dumpfen Tiefe, deren Kräfte und Säfte man strotzend verschwelgt — und dieser Doppelhaß, dieser alles vergiftende Doppelhaß, das ist das Leben in dieser Welt! „Friede auf Erden!" — Der Mann kann sich nicht helfen vor Lachen. Höllengelächter antwortet von oben, antwortet von unten, antwortet von links und von rechts: das ganze Gefängnis wird zum Hohngelächter. — „Ruhe!" brüllt der Wachtmeister, der Nachtdienst hat, mit rauher Kommandostimme, daß die ganze Halle davon dröhnt und widerhallt. — Und dann ist Stille: erstickendes, mitternächtiges Todesschweigen. —

Am ersten Feiertage in aller Frühe ist Abendmahlsgottesdienst mit großer Liturgie. Noch ist's düsteres Morgengrauen, wenn wir in der eisigkalten Kirche wieder in den Bänken schlottern, jeder mit mindestens einem Meter Abstand vom anderen, wie es die Vorschrift heischt. Der Lichterbaum — eine der herrlichsten Edeltannen des Steigerwaldes hat ihr königliches Leben dafür opfern müssen — glänzt und gleißt, die Krippe leuchtet, Orgel und Gesang erbrausen, geheimnisvolle Worte zeugen vom göttlichsten Liebeswunder! Draußen in der Welt, die im Zuchthause als „Freiheit" gilt, hat man kein Ohr für die Kunde von diesem Geheimnisse. Man ist ja „frei"; was braucht ein göttliches Kind in der Menschheit geboren zu werden, ein göttlicher Menschensohn, der frei macht! — Lächerlich! Man ist ja „frei"! — Anders ist es hier, wo das grauenvolle Bewußtsein absoluter Unfreiheit, hoffnungsloser Unfreiheit so viele Seelen martert! Hier kann die „frohe Botschaft", hier kann die „gute neue Mär", die aus den Jahrhunderten und Jahrtausenden des Glaubens im Weihnachtsmysterium zu uns Spätlingen herüberschallt und uns die Möglichkeit bedingungslosen Freiwerdens von innen heraus durch die zeugende Macht geistiger Kräfte vorhält, eine unabsehbare Bedeutung gewinnen. — Behaupte keiner, daß er für „Menschlichkeit" eintrete, der diese einzigste Hoffnung den Hoffnungslosesten unter uns auch noch genommen wissen will! Denn wenngleich diese Hoffnung keine Realität im verstandesmäßigen oder

naturwissenschaftlichen Sinne hat, so ist sie doch im Geistigen unzähliger Menschen so überwältigend als Realität erlebt worden, daß man ein Unmensch sein müßte, wenn man den Hoffnungslosen wehren wollte, dies Freiheits- und Liebeswunder auch in sich zu erfahren und daraus die Kraft zu schöpfen, alle äußere Unfreiheit als unwesentlich und vergänglich gleichsam unerlebt zu lassen. Diejenigen unter uns — und es waren doch nicht gar so wenige —, die sich von dieser geistigen Realität erfassen ließen, hatten auch hier, im Zuchthause, ihr Weihnachten.

Das Christbäumchen

Etwas von dieser befreienden Macht geistiger Wiedergeburt erlebten wir zu dritt bei dem vorletzten Weihnachtsfeste, das ich im Zuchthause mitfeierte. Das Fest fiel in die bereits geschilderte Periode, als wir Insassen des Zellengefängnisses nach dem alten Klosterkomplexe hinüberverlegt werden mußten, weil die Heizungsanlage erneuert wurde. Bei dieser Gelegenheit war auch ich wieder in den Arrestbau transferiert worden, in welchem ich die erste Nacht nach meiner Ankunft verbracht hatte. Man hatte mir mit einem früheren, an den vielen Klippen der Inflation gescheiterten Rechtsanwalte zusammen eine Mönchszelle im alten Klostergebäude zur Behausung angewiesen, die wir beide aber mit ihrem schon jahrelang eingewohnten rechtmäßigen Inhaber teilen mußten; und das war der „Hausknecht" der Arrestabteilung — im Zuchthausjargon „Hausl" genannt. Und dieser war der Bauer und Brauer Johannes Gürtler. — Das düstere Gewölbe, von dem aus man unsere hohe, weißgetünchte, schmale Mönchszelle durch ein mittelalterliches Pförtchen betrat, war also jener schrecklichste Ort innerhalb dieses „Ortes der Schrecken"! Hier reihten sich links und rechts die Arrestzellen mit den dunklen Raubtierkäfigen, in denen, wie schon erwähnt, jene Erbarmungswürdigsten qualvolle Tage oder gar Wochen in Kälte, Hunger, Finsternis, schlafloser Unrast auszustehen haben, welche gegen die Hausordnung frevelten. Der „Hausl" der Arrestabteilung, obwohl selbst ein „Langfristiger", ist im Zuchthause eine allgemein hochgeachtete Respektsperson. Er trägt eine große Verantwortung und muß an Zuverlässigkeit den staatlich angestellten Beamten gleichstehen; denn wenn er mit den durch ihre Qualen oft zur Verzweiflung gebrachten Insassen der Arrestzellen gemeinsame Sache machen würde, so wäre eine gefährliche, vielleicht nur noch durch Blutvergießen zu unterdrückende Meuterei augenblicklich fertig.

Nichts ist so bezeichnend für die Sinnlosigkeit der ethischen Argumente, mit denen man immer noch versucht, das derzeitige Strafrecht zu rechtfertigen, als die Tatsache, daß in jeder Anstalt

sich Sträflinge finden, welche dieses verantwortungsvolle Amt mit peinlichster Gewissenhaftigkeit jahrelang versehen und allen Versuchungen standhalten; wobei es vorkommt, daß sie ihr eigenes Leben wagen, um das eines durch rasend gewordene Arrestanten gefährdeten Beamten zu retten. So war denn auch unser Hausl, ein treuer, braver, frommer Mensch ohne eine einzige falsche Faser, bei den Beamten wie beim Anstaltsgeistlichen, beim Lehrer und Arzt hochangesehen. Das Verhältnis zwischen ihm und dem Abteilungsaufseher und den Oberverwaltern hatte fast etwas Rührendes an sich. Sie standen mit ihm „per du", weil sie sich unbewußt mit ihm zusammengehörig fühlten; während er die gleiche Einstellung dadurch kundtat, daß er z. B. für die Kinder der Beamten allerhand Spielzeug zu Weihnachten schnitzelte, denn er durfte ja die Anrede „per du" nicht gebrauchen. Es ist das übrigens ein Verhältnis, das sich zwischen älteren Beamten und langfristigen Gefangenen häufig einstellt, namentlich wenn sie auch in Werkstätten und Betrieben tagtäglich zusammen arbeiten müssen. Sie kommen sich gegenseitig näher, als das in modernen Verhältnissen „draußen" sonst noch zwischen Meister und Gehilfen möglich wäre. Der Grund der Verurteilung verschwindet allmählich ganz aus dem Bewußtsein, und der beamtete „Meister" spricht dann von dem gefangenen Gesellen wie von einem „braven, hochanständigen Kerl", auf den er „fein nix kommen laßt", der „besser ist, wie die meisten draußen" usw. Man war daher zuweilen recht erstaunt, auf nähere Erkundigung von einem also Hochgeschätzten zu erfahren, daß er ein Raubmörder sei oder gar ein „Blutschänder". Und dieser Greuel war eben die entsetzliche Verirrung, für die unser Hausl hier büßte, für die er ehrlich und bewußt und ohne jede Selbstbeschönigung „Buße tat".

Aber zuerst muß ich nun doch noch erzählen, wie wir zu unserem Christbaum gekommen sind, unter dem wir drei „Klosterbrüder" uns in jener Weihnacht unsere zerbrochenen Lebensläufe erzählten, gewissermaßen als Abschluß des großen Reinemachens, durch das wir schon tagelang vorher unsere Zelle ausgefegt bis ins letzte Eckchen, wo des Hausls junges Kätzchen, unser verzärtelter Liebling, gewöhnlich seinen Unterschlupf hatte. Sogar das große, von sonderbar bäuerisch-geschmacklosem Putze umflitterte Kruzifix hatte der Hausl fürsichtiglich von der Wand genommen und abgestaubt. Denn dies Kruzifix hatte er selbst aus einem Gerümpelhaufen im Speicher droben herausgerettet, wo man's in der herrlichen Revolutionszeit hingeworfen hatte aus Angst, es könnte von einer roten „Regierungskommission" beanstandet werden. Der Hausl hatte sich's mühsam wieder instandgesetzt und bei sich aufgehängt, um es gelegentlich auch in ein Sterbezimmer der Krankenabteilung zu tragen, wenn wieder einmal ein tuberkulöser armer Teufel an der Zuchthauskrankheit verscheiden und vorher noch die letzte Wegzehrung empfangen wollte. — Das Tannenbäumchen

brachten uns die Beamten mit, die in den Bergwaldungen droben die Christbäume und Fichtenzweige für die Kirche geholt hatten. Die Kerzen stiftete uns der Pfarrer, einigen Christbaumschmuck der Arzt aus den Beständen des Lazarettes. Im übrigen machten wir unsere Christbaumzierate selbst; und zwar hatten wir dafür seit Monaten schon die Stanniol- und Buntpapierpackungen aus den Sendungen aufgespart, die wir als Angehörige der „Stufe III" von zu Hause empfangen durften. Ich entsann mich, wie wir als Kinder von unserer Mutter in der Adventszeit angelernt wurden, aus Silber- und Goldpapier allerlei Girlanden und Körbchen zu falten und zu schneiden. „Kennst du der Mutter Künste nicht?" summte ich mit Brangäne aus dem „Tristan" und probierte so lange, bis ich's wieder heraus hatte. Und nun schnitzelten wir um die Wette, daß unser Bäumchen zu einer im ganzen Hause nie dagewesenen Pracht herangedieh. So bauten wir es in der tiefen, hohen Fensternische auf, und alle Welt kam, das unerhörte Kunstwerk zu besichtigen, ja der gefürchtete Hausvater sorgte sogar selbst dafür, daß uns die Kerzen am Heiligen Abend auch angezündet wurden, indem er dem diensthabenden Aufseher Befehl gab, diese prometheische Symbolhandlung eigenhändig vorzunehmen, aber die Lichter später auch wieder auszulöschen.

Das waren jedoch nicht alle unsere Festvorbereitungen. Es sollte auch etwas Feiertägliches zu schmausen und zu trinken geben! Nicht umsonst war unser Hausl ein gelernter Bierbrauer, und nicht umsonst war er im Kriege als Landstürmer und Koch mit der Gulaschkanone durch Frankreich gezogen bis in die Höllenschlünde vor Verdun! — Es stand in unserer Zelle ein urtümlicher, runder, eiserner Ofen noch aus den Zeiten der Mönche her, der zwar nur vom Flure aus beheizt werden konnte, da aber die Türe tagsüber fast immer offen stand, so konnten wir nach Belieben Holz zulegen und kochen — vorausgesetzt, daß wir etwas zum Kochen hatten. Aber auch dafür wußte der Hausl Rat. Am einen Ende der Arrestkatakomben stand eine ungefüge eichene Truhe, vielleicht ebenfalls aus mittelalterlichen Tagen. In dieser waren noch die eisernen Ketten und Beinkugeln aufbewahrt aus der noch gar nicht weit hinter uns liegenden Epoche, wo hier noch in Eisen gelegt und krummgeschlossen wurde, und auch eine solide Zwangsjacke war dabei, welche heute noch gegen Tobsüchtige in Anwendung kommt oder gegen solche, die man vor sich selbst schützen muß, denn hier in diesen Arrestkäfigen liegt nichts näher als der Selbstmord. Am anderen Ende der Katakombe aber, gleichsam als Gegenpol jener unheimlichen Truhe, lag die Anstaltsküche, wo Gefangene unter Aufsicht auf maschinellem Wege die Dampfkost herstellen. Unter diesen hatte der Hausl seine Spezl, und durch deren Vermittlung fiel mancherlei für uns ab. Wenn Gürtler so in seiner großen Schürze mit dem Brotsacke über der Schulter in der Küche stand, sagte er beispielsweise zum Aufseher: „Jetzt müssen S' aber

schon recht notwendig amal zum Fenster 'nausschaun." — „I, h? — Zum Fenster 'naus? — Warum denn?" — „Darum halt! Zwegn 'm Wetter! Schaun S' doch bloß, wie trüb's da wieder hereinkommt!" — Und wenn dann der Beamte sich schmunzelnd so stellte, als ob er pflichtschuldigst das Wetter observieren müßte, hielt der Hausl seine mächtige Schürze auf, und die Köche warfen ihm hinein, was gerade Gutes da war: gekochte Kartoffeln, Fettstückchen, Sellerie- und Gemüsehäupter, Suppengrünes, gelbe Rüben, Lauch, Zwiebeln; kurz, er stand da wie der geheimnisvolle Fährmann in Goethes Märchen von der „Schönen Lilie", den man für die Überfahrt über den mysteriösen Strom nur mit drei Artischocken, drei Kohlhäuptern und drei großen Zwiebeln entlohnen kann. Salz hat jeder Gefangene in einem Holzbecher in seiner Zelle, und so brauchte er nur noch ein wenig Pfeffer und sonstiges Gewürz zu klauen, und wir konnten die köstlichsten Leckerbissen kochen. Er ließ uns unsere kleinen Fleischrationen, die es wöchentlich zweimal in Nudel- oder Reissuppe gab, in kleine Stückchen schneiden, und diese wurden dann in den Kostschüsseln mit den Gemüsen, Rüben, Kartoffeln, mit Sellerie, Lauch und Zwiebeln zu einem prächtig mundenden „Pickelsteiner" (Irish Stew) verkocht. Außerdem gab's Selleriesalat oder italienischen Salat mit kleingeschnittenen Salzheringen, die auch jede Woche einmal geliefert wurden und durchaus nicht immer stanken. Denn der Hausl kämpfte nun schon jahrelang einen vergeblichen Kampf gegen den heiligen Bürokratius wegen der Heringe. — Er zeigte, wie in den Fässern, welche, wie im Winter auch die Schellfische, waggonweise bezogen wurden, die Salzbrühe mit der Zeit gegen den Faßboden hinabsinkt, die oberen Heringslagen damit freigibt und dem Verderben aussetzt. Er forderte daher, daß die Fässer von Zeit zu Zeit umgedreht würden; aber er konnte es — wie er sich ausdrückte — „net ums Verrecken" erreichen. Das wäre nie gemacht worden, wozu denn jetzt auf einmal? — Und so blieb's dabei, daß von jeder Sendung etliche Prozent verdarben, die aber, weil sie nun einmal verrechnet werden mußten, gleichwohl an die Gefangenen ausgegeben wurden. Das ärgerte den Hausl in sein haushälterisches Bauerngemüt hinein, das einfach nicht mit ansehen kann, wenn irgendwo unwirtschaftlich verfahren wird. Er selbst bekam bei seinen vorzüglichen Beziehungen zur Küche natürlich immer tadellose Heringe; aber es erbitterte ihn in die Tasche des Staates hinein, daß „so viel gute Sach' veraast" werde.

Aber wie gesagt: er war nicht bloß ein erfinderischer Koch, er war vor allem Bierbrauer! Und so hatte er denn auch ein Feiertagsgetränk für uns gebraut; zwar kein Doppelbock, wohl aber eine Art von süßem Meth, so erquickend, wie ihn die Götter Walhalls sich nur je „zugeschmeckt" haben mögen. Er war hergestellt aus einem Destillate auf Zucker, das aus den fein abgelösten, an ätherischen Ölen und Aroma reichen äußeren Schalenhäuten der uns von zu

Hause geschickten Orangen und Äpfel mit etlichen geklauten Zimt- und Vanillestänglein in Wasser gewonnen wurde. Es schmeckte herrlich. Unser schnauzbärtiger Oberwachtmeister, der diesen Göttertrank nicht ohne eine gewisse angeborene Wasserscheu vor alkoholfreien Flüssigkeiten versuchte, bemerkte anerkennend: „Es ist immer noch besser wie die Politur, die sie drüben in der Schreinerei saufen, die alten Schnapsgurgeln!" — Und auch Guido, — so hieß der ehemalige Berliner Rechtsanwalt —, der in einem der luxuriösesten Ulanenregimenter der alten Armee gedient und bei den Kasinoliebesmählern unendlich viel guten Sekt und gute Bowlen genossen hatte, fand unseren kalten Weihnachtspunsch „einfach himmlisch".

Dazu kamen nun noch die Weihnachtspakete, die uns von zu Hause geschickt wurden und die das vorschriftsmäßige Höchstgewicht von fünf Pfund nicht unbeträchtlich überschritten. Dafür, daß sie dieselben trotzdem passieren ließ, forderte die Verwaltung allerdings einen Zoll, und zwar in Gestalt von Abgaben zugunsten derjenigen unter unseren Schicksalsgenossen, die niemand daheim hatten, die zum Teil überhaupt nie ein Daheim gehabt, woher man ihnen Liebesgaben hätte senden können. Dieser Zoll wurde natürlich gern entrichtet; nur verstimmte es uns, daß man nicht gestattete, aus freien Stücken die Abgabe noch zu erhöhen; denn jeder von uns hatte im Spital droben irgendeinen armen, womöglich sterbenden Freund, dem er gerne eine kleine Stärkung zugewendet hätte. Aber „Geschenke unter Gefangenen sind verboten". —

Das war nun ein ganz großes Geschehnis, als nach dem Abendgottesdienste der Aufseher erschien und die Kerzen unseres Bäumchens anzündete, so daß der Glanz durch das Gitterfenster hinaus in den finsteren, mürrischen, hoch und dick ummauerten Zuchthaushof fiel, in den ganz gewiß noch niemals ein so fröhliches, kindliches Licht hineingeleuchtet hatte. Selbst aus den entferntesten Abteilungen der Anstalt kamen die Beamten, das Unerhörte zu schauen, und ich, als der Senior, hatte richtiggehend zu „empfangen" und zu repräsentieren. — Endlich saßen wir mit dem Beamten vom Nachtdienste unter dem knisternden, wachsträufelnden, duftenden Bäumchen allein. Das war nun ein besonders netter Mann, den die Gefangenen alle sehr gern hatten: ein jugendfrischer, stets fesch daherkommender ehemaliger Offizierstellvertreter mit einem hübschen, offenen Gesichte, und stets bei Humor. Er war nämlich die Hauptzugkraft der Ebracher „Kammerspiele", d. h. er spielte die „G'scherten" in den Bauernkomödien, welche das Dilettantenensemble des dortigen Theatervereins zur Aufführung brachte. Er war auch nicht mit leeren Händen gekommen und spendete manches gute Stück vom frischgebackenen Kuchen seiner Frau. Wie die anderen Beamten, wie Arzt und Pfarrer, Lehrer und Verwalter, wie aber auch die Einbrecher, Räuber, Mörder, die da um uns herum in den Arrestkäfigen staken und verbotenerweise an den klein-

sten Gaben knapperten, die ihnen der Hausl von unseren Schätzen heimlich zugesteckt, so hatte auch er für uns nur Segenswünsche, als er sich mit Händedrücken verabschiedete: „Ich wünsch's einem jeden von euch von Herzen, daß das euere letzte Weihnacht im Zuchthaus gewesen sein soll!" — Hatten wir nicht also doch Frieden auf Erden? War nicht also doch etwas von der Weihnachtsverheißung bei uns eingekehrt? — Also nun die Lebensläufe, die wir uns unterm Christbaum erzählten! Von mir soll auch an dieser Stelle nicht weiter die Rede sein. Mag Guido zuerst das Wort ergreifen!

Im Inflations-Venusberge

In einer Grunewald-Villa. Noch vor dem Kriege. Reiches, elegantes Milieu. — Abends bei Tisch. Mama und Tochter sitzen schon; das Mädchen fragt, ob mit dem Servieren begonnen werden soll. Telephon. Mama lächelt unmerklich, ganz unmerklich ironisch. Aber die Tochter, die 16jährige, sieht es doch und weiß, was es bedeutet. Richtig! Papa — Bankdirektor, mehrfacher Aufsichtsrat, großes Einkommen — Papa läßt sich entschuldigen: „wichtige Sitzung", nachher „Herrenessen" bei Borchardt. „Ach, man hat rein gar nichts mehr von seiner Familie!" — So geht's zwei-, dreimal die Woche. Vor Tisch. — Ebenso auch nach Tisch: Mama befiehlt den Wagen. Sie hat eine Verabredung mit der oder jener „Freundin" zum Bridge. Die Sechzehnjährige weiß aber längst: Mama wird von ihrem Freund erwartet. „Und du, mein Kind?" fragt sie zärtlich im Weggehen. „Ich spiele Klavier; dann schreibe ich Briefe." — Eine halbe Stunde, nachdem das Auto mit Mama nach Charlottenburg zu davongetutet, saust der Taxi mit der Tochter den Kurfürstendamm hinab. Sie hat auch ihre Freunde. Man geht tanzen und bummeln. Manchmal trifft man nach Mitternacht noch Papa in irgendeiner Luxusbar am Spieltische mit Damen in erstklassiger Aufmachung. Papa wird geschröpft; er muß Schweigegeld zahlen. Die Sechzehnjährige weiß: es wäre Papa fatal, wenn Mama Beweismittel für eine Ehescheidungsklage in die Hand bekäme; denn Mama ist von Haus aus reich, und Papa hat von Haus aus nichts. — Auf die Dauer wird es Papa aber doch unheimlich bei den nächtlichen Ausflügen seiner bildhübschen Tochter in Begleitung ihm unbekannter junger Herren. Er beschließt, sie zu verheiraten. Ada ist ja eine glänzende Partie, dazu groß, schlank, etwas zur Üppigkeit neigend, mit prachtvollem, kastanienbraunem Haar und strahlend großen Augen; sie ist temperamentvoll, heiter, gutherzig, allgemein beliebt und verhätschelt, bewundert als Reiterin, Tennisspielerin, Tänzerin — aber beängstigend lebenslustig! Kein Wunder: sie hat ja nie etwas anderes gehört und gesehen, als daß das Leben — Geld hat man ja! — nur zum Amüsement da

ist. Im Tattersall, bei Ausritten in den Tiergarten ist sie schon umschwärmt von den „erstklassigsten" Kavalieren. Da sie aber sowohl von väterlicher als von mütterlicher Seite her die Ehe nur als eine lästige Hemmung kennt, so denkt sie nicht über den Flirt hinaus.

Da, schon mitten im Kriege, bringt Papa eines Tages einen jungen Geschäftsfreund mit zu Tisch, einen fabelhaft netten Kerl! Er heißt Herbert: ein Rekordmensch in jeder Hinsicht! Natürlich Großindustrieller; aber seine Textilfabriken in Sachsen da drunten sind längst nicht mehr die Hauptsache, so märchenhaft hat er an der Heeresbekleidung und an der Rüstungslieferung verdient. Papa weiß Bescheid um seine Auslandskonten. Er wird Adas Gatte. Sie kann das Leben einer Großfürstin führen. Sie hat einen eigenen Rennstall, ein eigenes Gestüt auf dem Schloßgute in Niederbayern, nach dem Kriege einen ganzen Hofstaat von hochadeligen Kavallerieoffizieren, Herrenreitern, Jockeis usw. Denn Herbert, der blendende „Rekordmensch", verdient am Umsturz noch toller als am Krieg. Er hat die erstaunlichsten Beziehungen. Ungeheure Werte der aufgelösten Heeresverwaltung gehen durch seine Hände; sein Konzern umspannt riesige Militärwerkstätten, Munitionsfabriken, Werften, Autoparks usw. Zwar werden diese alle nicht eigentlich produktiv betrieben, aber sie werden bald in diese, bald in jene Kombination geschoben; man verdient zuweilen am selben Objekte zwei- und dreimal. Man hat selbst keine Ahnung mehr, wie „reich" man eigentlich ist; man bekommt nach und nach selbst Angst vor seinem Glück und Überglück. Namentlich was die Steuerveranlagung betrifft: unmöglich, festzustellen, wieviel man eigentlich zu versteuern hätte, noch unmöglicher, herauszukriegen, wie wenig man versteuern kann, ohne straffällig zu werden. Man muß einen ganz geriebenen Anwalt suchen, der da Ordnung hineinbringt und auch mit den Finanzämtern auf möglichst vorteilhafte Weise fertig wird. — Ada kümmert das alles nichts. Sie lebt herrlich und in Freuden auf ihrem Schlosse. Ein Heer von Gästen fliegt hier aus und ein; man reitet die prachtvollen Voll- und Halbblüter, man besichtigt das Mustergestüt und den Rennstall, man reitet Jagden mit nachfolgenden opulenten Diners, man tanzt, feiert Feste, spielt Theater; und da Ada weiß, daß sich Herbert auf seinen großen Geschäftsreisen im In- und Auslande von hübschen Sekretärinnen begleiten läßt, so hält auch sie sich für vollberechtigt, jedem ihre Gunst zu schenken, der ihr gefällt. Es ist ganz, wie's bei Papa und Mama auch war. Sie weiß es nicht anders. Nirgends wird die Schranken- und Zügellosigkeit der Inflationsperiode hemmungsloser ausgekostet, als auf diesem ehemaligen Grafenschlosse im entlegensten, katholischsten Niederbayern, das alltäglich und allnächtlich der Zielpunkt ganzer Kolonnen von Luxusautos ist.

„Der reine Venusberg", sagen die Beamten im Kasino der nächstgelegenen kleinen Amtsstadt; erst sagen sie's noch schmun-

zelnd und augenzwinkernd, dann aber nach und nach immer entrüsteter, als in der Umgegend sich herumspricht: die schöne Schloßherrin beschränke ihre Neigung nicht nur auf „Kavaliere"; auch dieser oder jener der prächtigen Bauernburschen dürfe sich ihrer Gunst rühmen. Das ging zu weit! Die Stimmung der Einheimischen wird bedrohlich. Man alarmiert die Geistlichkeit: „Gefährdung der, gottlob, immer noch auf Sittsamkeit haltenden gesunden bayrischen und katholischen Volksseele!" — Man tuschelt auch mit dem Herrn Finanzamtmann: ob das wohl alles mit rechten Dingen zuginge? — Ob die Steuerbehörde nicht ein Interesse daran habe, einmal genauer nachzuschauen? Da müßte ja ein Rieseneinkommen versteuert werden! — Das Finanzamt beschließt, sich die Sache zu überlegen. Einstweilen werden eifrige Recherchen gepflogen, mit freiwilliger Unterstützung durch den Pfarrer und die Weiblichkeit der umliegenden Dörfer, die ihre begehrtesten Freier dem „Venusberge" zutaumeln sieht wie weiland den Sänger Tannhäuser. Eigentlich ist man sehr undankbar. Die ganze Umgegend hat ja an Adas Hofhaltung dick verdient; nun auf einmal hat sich alles verschworen, sie zu verderben. Aber so sind die Menschen.

Eines Sommerabends wieder großes Fest auf „Schloß Venusberg": die alten Barocksäle mit den wundervollen Gobelins und den blinkenden venezianischen Kristallkronen lassen Lichtströme durch die geöffneten Fenster auf die Terrassen und Rasenflächen hinausfluten, wo ein Bauernorchester altbayrische Landler spielt: Zither, Ziehharmonika, Trompete, Klarinette; und wo eine Gruppe von Burschen und Mädel in echter Tracht ihre Schuhplattler aufführen. Mächtige Bowlen stehen auf den blumengeschmückten Tafeln, Lakaien servieren auf silbernen Platten, eine todschicke Gesellschaft lacht, schwatzt, flirtet durcheinander; Prinzen, Filmstars, Grafen, Meisterschaftsboxer, Barone und Tenöre liegen der Schloßherrin zu Füßen. — Der Haushofmeister tuschelt ihr diskret ins Ohr. — „Ans Telephon? — Ich?! — Der Anwalt?" — Ja, es ist allerdings der Anwalt, den Herbert seit einiger Zeit in seinen Privatdienst genommen: kein anderer als Guido, der uns das alles im Zuchthause unterm Christbaum erzählt. Herbert ist verhaftet! „Natürlich nur für ein paar Stunden, höchstens Tage," fügt der Anwalt hastig hinzu, „nicht der geringste Anlaß zu Besorgnissen, gnädige Frau. Eine ganz blöde Denunziation wegen angeblicher Steuerhinterziehung. Einfach lächerlich! Habe sofort Haftbeschwerde eingelegt. Ich denke, der Herr Gemahl wird morgen frisch und fidel bei Ihnen eintreffen können." — So kam's denn auch. Ada ließ sich ihren vergnügten Abend nicht verderben. Für diesmal ging alles noch einmal gut ab. Die Beweise, die das Finanzamt vorzulegen hatte, erschienen nicht ausreichend. Herbert kam sofort wieder auf freien Fuß.

Aber nun begann erst der eigentliche Kampf. Die eifrigen Nach-

forschungen der Finanzbehörde wühlten auch andere Verdachtswogen auf. Gläubiger bekamen Angst um ihr Geld, Konkurrenten und allerhand Leute, die sich von früher her übervorteilt fühlten, mengten sich ein; kurz, es dauerte nicht lange, und der famose, liebenswürdige „Rekordmensch" Herbert sah eine ungeheure Lawine vernichtungdrohend auf sich zu donnern. Aber er dachte gar nicht daran, sich selbst als Opfer preiszugeben. Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit schob er blitzschnell seinen eigens für diesen Zweck engagierten „Rechtsvertreter" vor sich: der mochte sich seiner Haut wehren; ihn mußte die Lawine zuerst treffen, wenn er sie nicht abzulenken verstand. Das Engagement, das Herbert mit unserem Freunde Guido eingegangen war, hat sich, wie wir sehen werden, später noch intimer gestaltet: Herbert ist sogar Guidos Schwiegersohn geworden, wie sich schließlich herausstellte, eigens zu dem Zweck, den Schwiegerpapa Rechtsanwalt im Notfalle als Deckung verwenden zu können. Als sich offenbarte, daß die Situation unhaltbar war, als man auf das Schloß kam, um den auf Hunderttausende bewerteten Schmuck zu pfänden, war Ada auf und davon, um sich scheiden zu lassen und so bald als möglich einen der ihr leidenschaftlich ergebenen Verehrer zu ehelichen. Das war der als Herrenreiter und Rennstallbesitzer ihr ohnedies nahestehende älteste Sohn eines süddeutschen Großindustriellen. Enorm reich, aber ein wenig schwachsinnig, weshalb die sehr auf Sitte, Herkommen und Ehrenstellung haltende Familie vom ersten Tage an alles daransetzte, diese kompromittierende Ehe wieder ungeschehen zu machen. Das gelang auch. Zwar wollte der junge Erbe des großen Hauses sich unter keinen Umständen dazu verstehen, auf die leidenschaftlich geliebte Ada zu verzichten, deren faszinierende Wirkung auch ihn völlig in Bann geschlagen hatte. Aber Ada selbst war vernünftig; sie brachte ihn dazu, auf ein Arrangement einzugehen, das ihr eine Abfindung von soundso viel hunderttausend Goldmark brachte und keineswegs verhinderte, daß ihre angenehmen Beziehungen zu dem verliebten Rennstallbesitzer fortdauerten. — Aber auch das währte nicht lange. Als es zur Verhandlung gegen Herbert kam und Ada als Zeugin erscheinen mußte, sagte sie zu Guido, der sie bei dieser Gelegenheit zum letzten Male sah: sie wäre jetzt mit dem Kapitän eines großen Ozeandampfers vermählt. Ihr Mann käme nur alle halbe Jahre von seinen Fahrten auf sechs Wochen nach Europa zurück. Diese sechs Wochen wären dann immer wieder neue Flitterwochen. Die übrige Zeit hätte man beiderseits volle Freiheit. Sie fände diese Ehe einfach ideal.

Sie hatte gut lachen, und ihr erster Gemahl, der Rekordmensch Herbert, auch; denn alles, was an dem Rekorddasein dieser beiden abzubüßen war, das fiel auf das Haupt Guidos. Er war der Rechtsbeirat, ihm waren alle juristischen und steuertechnischen Angelegenheiten „vertrauensvollst" überlassen. Wenn da etwas Straf-

bares geschehen war, so mochte er das verantworten! Zwar ließ sich das Gericht von dieser Rekordauffassung Herberts nicht ganz verblenden; es erkannte deutlich, daß er bei allem das treibende Element und daß der schwiegerväterliche Anwalt nur das allzu willige Werkzeug gewesen, und erkannte auch gegen Herbert auf eine mehrmonatige Gefängnisstrafe wegen Steuerhinterziehung, Konkursvergehen usw. Guido aber wurde wegen mehrerer „Verbrechen im Amte", die er in seiner Eigenschaft als Konkursverwalter begangen, zu einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren verurteilt. Das bayerische Volksgericht ließ sich dabei von dem Grundsatze leiten, daß hier endlich einmal Gelegenheit gegeben sei, ein Exempel an dem schamlosen Schiebertum zu statuieren, welches sich vom Elende des Volkes mästet und es leider meist glänzend versteht, sich zwischen den Paragraphen des Gesetzbuches durchzuschlängeln oder durch mächtige Hintermänner decken zu lassen. Der dumpfe Haß, der die Bevölkerung jenes niederbayerischen Schloßbezirkes gegen das prassende Kriegs- und Revolutionsgewinnlertum Herberts erfüllte, blieb auch auf die Einstellung des Gerichtshofes nicht ohne Einfluß. Die Sache erregte sensationelles Aufsehen, denn es waren zwei glanzvolle Existenzen mit Beziehungen in „ersten" Kreisen, die hier skandalös zusammenbrachen. Aber es scheint doch, als ob das Gericht allzu stark unter dem Drucke der Hasseswoge gestanden hätte, welche in der Land- und Kleinstadtbevölkerung gegen diese, ihr so wesensfremde weltstädtische Genußwelt angeschwollen war: eine ganze Reihe der Guido zur Last gelegten Straftaten erwies sich späterhin als derart zweifelhaft, daß sein Anwalt die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragen konnte und Guido zwei Jahre vor Ablauf seiner Strafzeit plötzlich auf Bewährung in Freiheit gesetzt wurde.

Wie dieser, von Haus aus aller Kriminalität ganz ferne, gutherzige Mensch in diese Venusberg-Atmosphäre skrupellosen Rekordmenschentumes hineintaumeln konnte, das ist nun das eigentlich Merkwürdige an der ganzen Sache! — Er war der Sohn einer berühmten, ob der hohen wissenschaftlichen Verdienste des Großvaters in den Adelstand erhobenen Gelehrten- und Professorenfamilie. Auch sein Vater war Professor der Medizin und Leiter einer Universitätsklinik, seine Schwestern an Gelehrte und Staatsbeamte höchsten Ranges verheiratet. Aber solche alte Familien des Gelehrtenadels sind den Folgen der Inzucht nicht weniger ausgesetzt wie andere alte Geschlechter auch, und bei Guido wie bei seinem Bruder, einem leidenschaftlichen Kunstsammler, machten sich die Anzeichen beginnender Degeneration schon frühzeitig durch nervöse Störungen bemerkbar. Beide konnten sich nicht recht zur Wahl eines Berufes entschließen, hatten es ja auch nicht nötig, und wenn Guido sich schließlich die juristische Laufbahn wählte, so geschah's nicht aus Interesse an dieser Disziplin, sondern lediglich aus gesellschaftlichen Gründen: um „etwas zu sein". Er hatte

die besten Beziehungen, namentlich auch in Kreisen des preußischen Hofadels, und das brachte der Kanzlei, die er in Gemeinschaft mit einem bekannten Berliner Anwalt nach seiner Verheiratung betrieb, manchen ergiebigen Prozeß.

Aber eines Tages war er's müde. Er wollte mehr an seinem inneren Menschen arbeiten können; er fühlte einen starken Trieb zur Religiosität und zur Philosophie, selbst Theosophie und Okkultismus lagen nicht ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Er gab die Praxis auf und siedelte nach München über, wo er diesen Neigungen intensiver glaubte nachgehen zu können. Um aber nicht ganz ohne Erwerbstätigkeit zu sein, übernahm er die Beratung vornehmer Familien in Vermögensangelegenheiten und wurde so auch unter anderem der Vertrauensmann eines Prinzen aus einem der reichsten standesherrlichen Fürstenhäuser. Der Prinz war zwar der zweitgeborene Sohn, allein er hatte trotzdem Aussicht, der Universalerbe zu werden, da der Erbprinz sich ganz unter dem Einflusse einer sehr hübschen jungen Dame der Halbwelt befand und sich entschieden weigerte, eine standesgemäße Ehe einzugehen. Der alte Fürst aber hatte testamentarisch bereits festgelegt, daß die „Thronfolge" nur auf einen standesgemäß verheirateten Sohn übergehen könnte, wie es das Hausgesetz der Familie von jeher heischte. Auf diese Chance hin hatte der jüngere Bruder, dessen Leichtsinn ihm später einen Aufsehen erregenden Bankerottprozeß zuzog, beträchtliche Schulden gemacht. Guidos Aufgabe war es nun, durch geschickte Arrangements die drängenden Gläubiger so lange hinzuhalten, bis die Erbschaft fällig war, was bei dem hohen Alter des „regierenden" Fürsten nicht mehr lange dauern konnte. — Aber es kam anders. Die junge Freundin des Erbprinzen war nicht nur sehr hübsch, sondern auch sehr klug; sie fand es für sich wie für ihren hochgeborenen Freund gar nicht vorteilhaft, daß letzterem die riesige Erbschaft entgehen sollte, und brachte diesen dazu, doch noch eine ebenbürtige Ehe einzugehen, sich selbst mit einer fürstlichen Abfindung begnügend. Die Folge war ein schmählicher Konkurs des jüngeren Prinzen, den Guido aber bei der Verhandlung nicht mehr vertreten konnte, da er inzwischen selbst verurteilt worden war. Er wäre dieser sehr verworrenen Sache auch kaum gewachsen gewesen, denn er ging so ganz in seinen religionsphilosophischen Studien auf, daß er nicht einmal merkte, wie seine Frau, mit der er ein Töchterchen hatte und die er, der schicksalsmäßig immer in zweifelhafte Verhältnisse hineingewirbelt wurde, einst aus einer recht trüben Lage heraus gerettet und geheiratet hatte, ihm entglitt. Er war einer von jenen bis zur Schwäche gutherzigen Menschen, die es nicht lassen können, immer wieder die Helfer sein zu wollen und in diesem Drange sich immer wieder in Situationen hineinbegeben, denen sie dann nicht gewachsen sind, so daß sie nicht nur Undank und Schaden davon haben, sondern auch ihr hochanständiges Wollen plötzlich in ganz andere Richtung abge-

lenkt und in die oft recht bedenklichen Planungen anderer, durchaus nicht so altruistischer Menschen verwickelt sehen. Das Ende war dann gewöhnlich, daß die letzteren sich im gefährlichen Augenblicke zu salvieren wußten und ihn, der's nur gut gemeint hatte, die Zeche allein zahlen ließen. Auch jetzt noch, als er uns im Zuchthause seinen tragikomischen Lebensgang erzählte, war er trotz all der furchtbaren Enttäuschungen von dem Drange, hilfreich zu sein, noch nicht geheilt. Ähnlich dem Armenanwalte Siebenkäs bei Jean Paul, trug er sich mit der Absicht, nach seiner Haftentlassung sich in dem kriminellsten Proletarierviertel Berlins, etwa in der Nähe eines der Asyle für Obdachlose, als Berater der Armen und Ärmsten niederzulassen, vor allem aber als Hort der wegen irgendeines Verbrechens Verfolgten, die aus Mangel an Mitteln oder sonst einem Grunde bei gewöhnlichen Anwälten kein Gehör, ja nicht einmal Zutritt finden; und zwar hegte er dabei die Hoffnung, möglichst viele arme Seelen der Hölle des Strafmechanismus zu entreißen. So erklärte ihm denn also eines Tages auch seine Frau, die er als Helfer geheiratet, daß sie einen anderen liebe und um eine freundschaftliche Trennung ersuchen müsse. Diese erfolgte in den angenehmsten Formen, und Guido blieb mit seinem heranwachsenden Töchterchen zunächst allein in München. Jedoch sogar diese selbstlose Bereitwilligkeit, mit welcher er seiner Frau den Weg zu erhofftem neuem Liebesglück freigab, mußte er — das war nun einmal seine Schicksalskurve — mit schnödem Verkanntwerden büßen. Als der zweite Gatte seiner ehemaligen Frau in München Stellung fand, gelang es nicht, eine Wohnung zu finden. Guido, dem die seine zu groß geworden war, bot dem Paare an, bei ihm als Untermieter einzuziehen. Als dann aber das Verhängnis über ihn hereinbrach und der Staatsanwalt seine Privatverhältnisse bis in die kleinsten Intimitäten durchschnüffeln ließ, um ihn so recht als Typus des „sittenlos prassenden Großschiebers" anprangern zu können, da war ihm die Untermieterschaft der geschiedenen Frau ein gefundenes Fressen! Das war ja der Gipfel der Schamlosigkeit: mit der geschiedenen Frau und deren nunmehrigem Gatten in einer Wohnung zusammen, und dazu noch mit der jugendlichen Tochter! Sodom und Gomorra! Und so wurde denn auch im Urteile vermerkt — es ist das der bayrischen „Ordnungspolitik" von damals als Werkzeug dienende Volksgericht, das hier spricht! — es wurde im Urteile ausgesprochen, daß dieses Zusammenhausen mit der geschiedenen Frau so recht deutlich zeige, auf welch tiefem moralischen Niveau der Angeklagte stehe, und daß daher eine exemplarische Strafe am Platze sei.

Guidos Tochter war etwa 17 Jahre alt, als sie den inzwischen ebenfalls geschiedenen Herbert kennenlernte. Die blendenden Eigenschaften dieses immer lebensfrohen Rekordmenschen verfehlten nicht, auch ihr noch kindliches Herzchen zu bezaubern. Herbert erspähte sofort die günstige Gelegenheit, durch das Töchterchen

den Vater noch fester an sich zu ketten, um ihn im gegebenen Momente mit aller Schuld beladen als Sündenbock in die Wüste der Gerichtsbarkeit zu jagen. — Inzwischen hatte aber Guido aus Anlaß einer anderen Vermögensauseinandersetzung, bei der man ihn zu Rate gezogen, eine junge Waise kennengelernt, deren sehr betrübliche Lage im Hause wenig sympathischer Verwandter ihn erbarmte. Wieder mußte er seinem Herzensdrange folgen und sich als Helfer dieses, wie es schien, künstlerisch begabten Mädchens annehmen. Natürlich wurde er wieder schmählich verkannt, denn das Mädchen war sehr hübsch. Er nahm sie als Pflegetochter und Gesellschafterin seiner leiblichen Tochter ins Haus und ließ sich, nachdem die letztere mit Herbert verheiratet war, von ihr die Haushaltung führen. Die junge Dame schien das auch alles mit Dankbarkeit, Treue und Anhänglichkeit zu lohnen. Sie blieb auch mit der Tochter nach deren Verehelichung in freundschaftlichsten Beziehungen, bis diese Ehe mit Herbert infolge der hereinbrechenden Katastrophe ihr jähes Ende fand. Die Tochter hatte außerdem erfahren, daß die hübschen Sekretärinnen, die ihr betörender Gemahl in seinen luxuriösen Büros beschäftigte, ihm auch sonst sehr nahe standen und sich sogar untereinander über das dumme Gänschen von einem Frauchen lustig machten. Es kam zur Scheidung. Nach der Verurteilung ihres Vaters heiratete sie dann zum zweiten Male, und zwar ins Ausland. Aber auch dieses arme Kind schien von dem Fluche verfolgt, der über dem Geschicke seines unseligen Vaters waltete. Ihr zweiter Gatte starb schon wenige Monate nach der Hochzeit an der Tuberkulose, und sie selbst mußte mit angegriffenen Lungen in ein Sanatorium des Südens gebracht werden. Trotz alledem ließ sie keinen Augenblick davon ab, mit all ihren noch kindlichen Kräften und unter Aufopferung all ihres Besitzes mit tüchtigen Anwälten um die Befreiung und Ehrenrettung ihres geliebten Vaters zu kämpfen. Sie war fest überzeugt, daß seine ganze Schuld darin bestand, sich durch seine, fast ans Schrullenhafte grenzende, etwas schwachsinnige Hilfsbereitschaft und Arglosigkeit in Dinge hineinziehen zu lassen, die er nie und nimmer meistern konnte.

Wir haben in unserer Klosterzelle den erbitterten Kampf dieses zarten, aber tapferen jungen Frauchens um seinen Vater Schritt für Schritt mit verfolgen können, denn Guido ließ uns all ihre Briefe lesen. Es schien auch alles auf dem besten Wege, nachdem diese nun etwa 23jährige Tochter wieder gesundet war und einen dritten Gatten gefunden, dem sie nach Berlin folgte, wo Guido in einem der westlichen Vororte noch eine Villa besaß, die allerdings von Zwangsmietern besetzt und daher vorläufig für das junge Paar nicht beziehbar war. Da, als alles sich zum Besten zu wenden schien, traf den Vater ein neuer, schwerer Schlag. Schon immer, wenn Briefe von seiner Pflegetochter kamen, hatte unser alter „Herr Ober", dessen Scharfblick für Menschen auch hier wieder

einen unerwarteten Triumph feiern sollte, ihn gewarnt, dieser Dame allzu viel Vertrauen entgegenzubringen. Bei der stimme etwas nicht; der ganze Ton der überzärtlichen Briefe sei falsch. Guido lachte darüber. Er war so von der Treue und Anhänglichkeit dieses Mädchens überzeugt, daß er ihr ohne Sorge seine ganze Münchner Wohnung samt allen Kunstschätzen, samt Familiensilber, samt den alten Teppichen und Möbeln, samt dem ererbten Schmucke der Mutter, kurz, die ganzen Reste seines Besitztumes zur Verwaltung und Nutznießung übertragen hatte. — Eines Tages kommt die Nachricht, daß der Hausbesitzer auf Grund irgendwelcher Umstände die sofortige Räumung der großen Wohnung fordere, und eine dahin gehende gerichtliche Verfügung erzielt habe. Die Tochter fährt nach München, um der Pflegetochter bei der Verwahrung des wertvollen Meublements, der Teppiche, des Familiensilbers usw. zur Seite zu stehen. Aber ihre Sorge war „gegenstandslos": als sie die Wohnung betrat, fand sie, daß alle diese hochwertigen Gegenstände schon daraus verschwunden waren — und die Pflegetochter mit! — Nun kam's heraus! Die Mitbewohner des Hauses erzählten, daß die fesche Pflegetochter in der eleganten Wohnung ein sehr lustiges Leben geführt habe. Sie brachte des Nachts Herren und Damen mit; und dann ging's hoch her. Endlich, nachdem sie die wertvollsten Dinge verkauft, war sie mit einem ihrer Freunde ins Ausland verschwunden. Sie hatte nicht einmal den Siegelring Guidos mit dem eingravierten Wappen seines an Ehren so reichen Hauses zurückgelassen. — „Der Ober hat doch recht gehabt," schloß Guido seinen Bericht an jenem Weihnachtsabend, „und ich habe ihm daraufhin manches Vorurteil abgebeten. Er kennt die Menschen besser als ich." — „O mei, da g'hört net viel dazu, Herr Dokta!" bemerkte Gürtler so trocken und treuherzig, daß Guido, der unseren Hausl ungemein hochschätzte und am liebsten als Verwalter auf sein Gut engagiert hätte, selbst herzlich lachen mußte.

Die tapfere Tochter aber ließ sich, wie ich später erfuhr, nicht entmutigen. Sie rang weiter um die Erlösung ihres Vaters und erlebte endlich den großen Triumph, ihn begnadigt zu sehen und selbst aus dem Zuchthause abholen zu dürfen! — Die letzte Nacht verbringen die zum Abgang gelangenden Gefangenen, die bereits wieder ihre eigenen Zivilkleider tragen, in der sogenannten „Abgangszelle", die gegenüber der Zelle des Hausls in der Arrestabteilung liegt. Noch ehe der Morgen des ersten Freiheitstages graut, werden sie dort herausgeholt, durch die dröhnenden Klostergewölbe nach der Hauptwache geführt, wo nach Erledigung der letzten Formalitäten ihnen noch eine warme Suppe oder eine Portion Milchkaffee mit Brot verabfolgt wird, und das, obwohl die Verwaltung gar nicht dazu verpflichtet wäre, denn der Entlassene befindet sich schon seit Mitternacht nicht mehr im Verpflegungsdienste der Anstalt. Aber so ist der vielverkannte Staat: fast über-

trieben menschenfreundlich! — Als das grauenerregende Eisentor des Haupteinganges aufgeschlossen wurde und Guido in die sternenfunkelnde Nacht hinaustrat, fiel ihm schon seine Tochter um den Hals. Sie war, wie sie mir nach meiner Begnadigung selbst erzählt hat, bereits am vorhergehenden Tage eingetroffen, hatte in dem benachbarten Gasthofe übernachtet und alles vorbereitet. Sie kannte ja ihres Papas Schwäche für gute Zigarren und guten Kaffee, und so harrte denn in der Wohnung eines freundlichen Beamtenehepaares ein Frühstückstisch des glücklich Erlösten, und aromatische Düfte schwollen ihm entgegen und ließen die tief eingefressenen Zuchthausdünste nach und nach vergessen.

Um fünf Uhr in der Frühe geht das erste „Zügle" von Ebrach gen Bamberg. In diesem brachte die siegestrunkene Tochter ihren Vater, der all das Glück erst gar nicht fassen konnte, in die weite Welt zurück — nach Berlin. Die vornehmen, hochstehenden Verwandten aber wurden von der triumphierenden Freude der kleinen Frau so entwaffnet und gerührt, daß sie alles, was sie gegen Guido auf dem Herzen hatten, vergeben und vergessen sein ließen und ihn auch mit offenen Armen aufnahmen. Happy end auf der ganzen Linie...

Nach Guido nahm Johannes Gürtler, unser „Hausl", das Wort. Solange Guido gesprochen hatte, brannten die Kerzen des Bäumchens noch alle. Als aber Gürtler seinen Lebensbericht anhub, begannen sie zu erlöschen, eine um die andere, es ward dunkler und dunkler. — — Ich hätte gewünscht, daß die juristischen Fachgrößen, die an den grünen Tischen der Ministerien und der Parlamentskommissionen, fern, fern von allem Volkstume, von Zeit zu Zeit „Strafrechts-Reformen" beraten, das mit angehört und mit angesehen hätten: wie dem todernsten Manne, der auch schon ein Fünfziger war, schließlich die Tränen durch sein von schweren seelischen Kämpfen zerfurchtes Antlitz rannen, wie er laut aufschluchzend sein kleines Testament ergriff und, es emporhaltend, rief: „Wann des net g'wesen wär'!" —

Blutschande

Johannes Gürtler war eines der unehelichen Kinder, die ein nach Amerika durchgebrannter Schneider einem armen Mädel in einem Landstädtchen des Bayerischen Waldes hinterlassen hatte: in einer jener entlegensten Landschaften Deutschlands, in denen noch letzte Reste echten Bauerntums erhalten sind. Nach vielen Jahren, nachdem der Schneider es drüben in der Herrenkonfektion zu etwas gebracht, sich auch drüben verheiratet, erinnerte er sich seines Eheversprechens und schickte dann und wann ein paar Dollars. Aber das genügte nicht, um die gatten- und vaterlose Familie vor

Not zu schützen. Die Kinder mußten schon frühzeitig mit verdienen und wurden bei den Bauern mit jener Unbarmherzigkeit ausgeschunden, wie sie bei Bauern selbstverständlich ist. Dabei wurden dem kleinen Hansl an der Häckselmaschine zwei Finger von der rechten Hand gerissen. Das Städtchen ist eine protestantische Enklave in sonst durchaus katholischer Gebirgsgegend; man war dort damals noch sehr fromm, und der Hansl ist's, allen seinen Schandtaten zum Trotz, im Grunde seines Herzens sein ganzes Lebtag geblieben. Dies der Grundriß seines tragischen Lebensaufbaues: uneheliche Geburt, vom eigenen Vater preisgegeben, daher in geschlechtlichen Dingen von Anfang an mit der gutbürgerlichen Norm zerfallen, dann bei fleißiger Arbeit grausam verkrüppelt, arm und hilflos in die weite Welt hinausgeschickt, unter lauter Katholiken der einzige, meist mißachtete Protestant — und doch im Herzen fromm, und doch mit all seinem Dichten und Trachten einzig und allein darauf eingestellt, etwas Tüchtiges zu lernen, zu können, zu leisten, am Gesamtaufbau seines Volkstums all seine bescheidenen Kräfte auszuwirken; nicht verstandesmäßigbewußt, sondern halb unbewußt und selbstverständlich nach echter Bauernart.

Er wurde Bierbrauer, arbeitete später in der Münchner Löwenbrauerei, ist ein guter Mälzer, Biersieder und Küfer, wird zu einem Fortbildungskursus nach Weihenstephan auf die berühmte Brauer-Hochschule geschickt, arbeitet dann, gut bezahlt, in verschiedenen Städten und macht's wie alle Brauburschen: zehn, fünfzehn Maß pro Tag ist so sein gewohntes Quantum. In Frankfurt lernt er ein riesig nettes, braves Mädel kennen. Sie wird seine Braut. Als ein kleines Mädchen geboren wird, beschließt er, sie zu heiraten. Aber das tagtägliche ungehemmte Saufen führt zu einer Herzerweiterung, die nicht nur seine Physis, sondern auch seinen Charakter mit der Zeit bedenklich verändert, macht ihn von innen heraus haltlos. Er hat keine Ruhe mehr; es treibt ihn von Stadt zu Stadt auf der Walz. Er kommt weit herum, vergißt das Mädel, vergißt das Kind, er ist immer im Dusel. Wieder in einer Münchner Brauerei, tut er eines Tages einen schweren Sturz, kommt ins Krankenhaus, wird mühsam wieder zusammengerichtet und dabei vom Arzt ernstlich belehrt: wenn er so weitersauft, lohnt sich's gar nicht, ihn noch einmal zusammenzuflicken; dann ist er in ein paar Jahren eh' schon hin. — Durch ein Versehen im Büro des Krankenhauses wird er seiner betagten Mutter als gestorben gemeldet. Sein Bruder eilt mit Frau in seine Schlafstelle, um sich schleunigst die Hinterlassenschaft zu holen; ist enttäuscht, als er den Wiederhergestellten lebendig in seiner Stube vorfindet, und verzeiht ihm das nie. — Bierbrauer sein und das Saufen lassen, das geht nicht. Man kann es höchstens mit einer gewissen Einschränkung versuchen. Er rationiert sich selbst auf zehn Maß pro Tag; noch weniger wäre nach altbayrischen Brauerbegriffen entschieden übertrieben, geradezu

ungesund. Er entwickelt eine staunenswerte Charakterstärke, indem er es tatsächlich bei den zehn Maß Tagesquantum unerbittlich bewenden läßt. Und wenn auch die Herzerweiterung sich nicht erheblich zurückbildet, so wird er doch wieder ein bärenstarker Kerl, enorm leistungsfähig und weit und breit von den Braumeistern gesucht. Er begibt sich wieder auf die Wanderschaft. Einst kommt er in der Dunkelheit in der weitberühmten Hopfengegend der Holledau in einem Nest an und hockt sich zu den Bauern ins Wirtshaus. Er läßt ein paar Maß springen; die Köpfe werden benebelt, man erzählt sich allerhand Geschichten, was man so in Bayern „die Sauglocken läuten" heißt. Kommt der Nachtwächter. „Du, der hat a Madl!" — flüstern die Einheimischen dem Fremdling zu und entwerfen ein überwältigendes Bild von den Reizen der Nachtwächterstochter. „Bald'st ihm a paar Maß zahlst, nachher nimmt er dich mit zu ihr." — Man zahlt fünf Maß und wird vom Vater Nachtwächter mitgenommen zur Tochter. Sie liegt schon im Bett; macht nicht einmal Licht, als man zu ihr hineingeschoben wird. „Aber heiraten mußt mich," sagt sie zu dem Unbekannten, Unsichtbaren. Der verspricht's, hätte überhaupt alles versprochen in seinem Bierrausch.

Das Schlimme war nur, daß er das im Suff gegebene Versprechen auch hielt, halten mußte. Man heiratet, bekommt einen Sohn und drei Töchter und zieht von einem Bauernhof zum andern, um endlich in der Donauniederung bei Regensburg auf einem ganz stattlichen Anwesen zu bleiben. Johannes Gürtler ist ein tüchtiger Landwirt, versteht sich aufs Vieh, ist Tag und Nacht unermüdlich hinterher, wird im ganzen Gäu als vorbildlicher Wirtschafter geachtet, und es geht ihm und den Seinen Jahr um Jahr besser. Freunde hat er genug, denn er braut sich sein Bier selbst in einer selbst eingerichteten häuslichen Sudeinrichtung. Und sein Bier ist besser als das der Aktien-Brauereien. Auch die Herren Beamten sind froh, wenn sie einmal Anlaß haben, auf seinem kleinen Hofe vorzusprechen und eine Maß von dem herrlichen Trunk zu erwischen. Nur der Herr Pfarrer — da steht die schwarze Gestalt, in der das Schicksal diesem Hause einen greuelvollen Untergang bereitet! — nur der Herr Pfarrer, sonst ein jovialer, wohlbeleibter Herr, der eine gute Maß durchaus zu schätzen weiß, nur der will von unserem Johannes Gürtler nichts wissen; denn dieser ist der einzige Protestant in der sonst ganz katholischen Ortschaft — die „G'moa-Schand'" — welcher zudem noch das abscheuliche Schauspiel einer Mischehe bietet, der „lutherische Zipfel", der „Hergeloffene"! — Die Frau, die einst so reizvolle, üppig-schwarze Nachtwächterstochter, die inzwischen durch das reichliche Leben bedenklich aus den Fugen gequollen ist, und die Töchter, die sich auch eine um die andere recht appetitlich herausmachen, sind katholisch; warum muß der Bub protestantisch sein? Es ist wirklich ein Skandal! Aber man kann ihn nicht hinausschikanieren; der

gute Haustrunk hat ihm zu viele Freunde gewonnen. Typisches Vorstadium einer echten, literarisch nicht mit „Gemüt" und „tieferer Bedeutung" belasteten bayrischen Bauerntragödie!

Aber die Vorgewitterstimmung wird immer schwüler. Der Pfarrer nimmt Frau und Töchter im Beichtstuhl gehörig vor. Die Frau wird aufsässig; die Gewaltherrschaft des ketzerischen Mannes, der alles am besten verstehen will, paßt ihr nimmer: so einer ist doch schließlich gar kein Christenmensch, schon fast ein Heide, ein verdammter; ein Jud ist fast besser! Sie findet, daß man sich mehr gönnen könnte, daß der Mann mit seinem ewigen Sparen ein Geizkragen wäre, daß er sie vernachlässigt, daß sie vor der Verwandtschaft und Bekanntschaft nicht fein genug dasteht, wo doch die gemästeten Säue nur so auf dem Hofe umeinanderkugeln! — Es wird immer schwüler: die älteste Tochter ist ein strotzendes Mädel geworden; die Mannsbilder fangen an, ihr nachzusteigen. Jetzt wird's bald losgehen mit dem Fensterln! — Mit der wüsten Alten ist nichts mehr anzufangen, sie schimpft und rasaunt wie der Satan im Haus umeinander; das Mädel aber ist nett und zutunlich. Setzt sich auch des Abends mit ans Faßl, holt sich als richtiges Brauerstöchterl auch sein Schwipserl, und ist dann erst recht herzig und — es wird immer schwüler auf dem Hofe; die Wetterwolken ballen sich immer schwärzer, es wetterleuchtet gespenstig, Blitze zucken nieder ...

Es wird allerhand geredet „in der Gmoa umanand". Der Pfarrer spitzt die Ohren; aber der Forstverwalter, der Witwer ist, lebt ja selbst mit seiner Tochter. Man weiß nichts Gewisses — aber man weiß doch allerhand, auch sonst aus der Umgegend. — Außerdem: auf dem Lande draußen wird das alles nicht so schlimm genommen, solang's nur in der Gemeinde bleibt und die Nachbardörfer, mit denen man ja immer verfeindet ist, ihre bösartigen Mäuler nicht drüber wackeln lassen können. Johannes Gürtler sagt: „Schaun's, bei die Bauern heißt's, wenn die Mädel ins mannbare Alter kommen: jetzt geht's ja doch los! Ist doch sicherer, wenn's im Haus bleibt. Wenn man die Buben einsteigen laßt beim Kammerfensterl, nachher weiß man nicht, wo's schließlich hinausgeht." Der Bauer, dessen natürliches Geschlechtsleben ja nicht, wie bei den sogenannten Gebildeten, mit der Gemütssphäre verknüpft ist, ist auch in sexuellen Dingen vor allem geizig; warum an andere vergeuden, was man selber brauchen kann? — Daß man die Dienstmagd umbringt, von der man ein Kind zu erwarten hat, ist eine ziemlich häufige Sache; daß man sein Mädel mit anderen Burschen kompromittiert, daß man einen Meineid schwört, auch mehrere, um keine Alimente zahlen zu müssen, ist auch nichts gar so Seltenes und wird als Äußerung des rassigen Bauerngeizes keineswegs tragisch genommen. Bei uns in Ebrach waren mehrere, die sich durch Ermordung ihrer Mädel das Alimente-Zahlen „erspart" hatten. Einer davon war immer seelenvergnügt. Er hieß Schiller;

ich hatte jedesmal, wenn ich ihn sah, etwas in mir zu überwinden, um diesen, in meinem geistigen Erleben den reinsten Idealismus vergegenwärtigenden Namen auf diesen Menschen anwenden zu können. Er war ein Koloß, ein Gebirge von Fleischmassen, auf Elefantenbeinen einherstampfend. Er war eine Sehenswürdigkeit fürs Münchner Oktoberfest. Als ich ihn zum ersten Male in der Krankenabteilung zur Tür hereinkommen sah, warf mich der Schrecken fast um. Ein Riese Goliath in Zuchthausmontur — diese mußte selbstverständlich eigens ihm auf den Leib geschneidert werden — stand vor mir! Für gewöhnlich polterte er dröhnend auf riesigen Holzschuhen einher und hatte eine blutige Schürze vorgebunden, denn er war in der Küche als Schlächter tätig, schlug Ochsen und Kühe mit dem Hammer nieder, warf sich auf die noch zuckenden Körper, brach sie auf, wühlte in dem dampfenden Eingeweide, schnitt mit einem riesigen Messer drin herum, und wenn er sich dann aus den qualmenden, dünstenden Fleischmassen erhob, hatte er blutrote Arme bis über die Ellenbogen, und Blut troff ihm vom Maule, in welchem er quer das Schlachtmesser hielt: ein Polyphem! Aber ein guter Kerl; er lächelte immer; sein kugelrunder, riesiger Kopf war beim Gehen stiermäßig vorgeneigt, daß man Angst davor kriegen konnte; aber wenn er ihn erhob, sah man in ein fröhliches Lausbubengesicht. Er führte sich sehr anständig und wurde auch schon einige Jahre früher auf Bewährung entlassen, bevor seine sieben Jahre um waren. Er hatte sein Mädel geschlachtet, wie er sonst ein Kälbchen schlachtete, und man sah's ihm an, daß er im Grunde gar nichts dabei fand, und daß ihm so etwas wie „Gewissensbisse" vollständig fremd war. Seine Kälberkuh hätte er ganz gewiß nicht geschlachtet, bevor das Kälbchen da war. Auf dem Lande ist das nun mal so: sagte Johannes Gürtler. — Aber doch wohl nicht immer. Da war z. B. noch ein anderer da, der das Gleiche getan hatte, den ich aber nie zu sehen bekam, weil er in den Gemeinschaftsschlafsälen untergebracht war. Von dem erfuhr ich erst, als der Pfarrer ihm von der Kanzel nach dem Gottesdienste einen Nachruf widmete. Der hatte sein Mädel erwürgt und dann die Leiche mit einem Stricke aufgehängt, damit man meinen sollte, das arme Weib habe in der Schwangerschaftspsychose Selbstmord begangen. — Nachdem er einige Monate im Zuchthause bleich und in sich verschlossen herumgespenstert war, fand man ihn eines Morgens im Abort selbst erhängt. Mit dem war also der Strick, den er seinem Mädel um den Hals geschlungen, innerlich herumgegangen. Man nahm ihn herunter, zog ihm die Zuchthausmontur und -wäsche aus und — das geschieht jedem, der im Zuchthause stirbt — zog ihm sein eigenes Hemd wieder an, in dem er eingeliefert worden war, und legte ihn in einen der vorrätig gehaltenen Särge, denn seine Leiche kam nicht auf die Anatomie, weil seine Angehörigen sie zur Beerdigung abholen wollten; und so stand sie in dem Sarge unten im Kellergeschosse in der Toten-

kammer, wo sie alle zwischen immergrünen Gewächsen aufgebahrt werden, bis das Zuchthausglöcklein ihnen zum letzten Gange läutet — in die Freiheit.

Man muß die Sittlichkeitsbegriffe der Landbevölkerung ansehen, wie sie in Wirklichkeit sind, und nicht, wie sie offiziell dargestellt werden, wenn man die Tragödie unseres Johannes Gürtler verstehen will. Inzest ist auf dem Lande gar nichts Seltenes und auch in der Stadt infolge der haarsträubenden Wohnungsverhältnisse des Proletariates viel häufiger als bekannt, als geahnt wird. Im allgemeinen hat ja niemand ein Interesse daran, diesen Dingen nachzuschnüffeln, wenn nicht irgendein Skandal die Öffentlichkeit mit der Nase darauf stößt, oder wenn sie nicht aus Rachsucht, Eifersucht oder sonstigen bösartigen Nebenabsichten von irgend jemand ans Licht gezerrt werden. Auch unseren Johannes Gürtler ließ man ruhig mit seinen drei Töchtern gewähren, gleichwie Loth mit den seinen, wie im 1. Buche Mosis zu lesen steht und von fast allen großen Malern der Vorzeit in schönen Bildern dargestellt ist und in fast allen Bildergalerien gesehen werden kann. Es war längst bekannt im Dorfe, daß, nachdem die erste Tochter sich verheiratet, ihr die zweite und dieser die dritte in den verbotenen Beziehungen zum Vater nachgefolgt war; aber niemand regte sich darüber auf, bis dem Pfarrer Genaueres zu Ohren kam und dieser nun der Mutter und der jüngsten Tochter im Beichtstuhle solange ins Gewissen redete, bis er wußte, was er wissen wollte. Das war des Pfarrers seelsorgerische Pflicht, vielleicht auch, daß er, um ein solches, obendrein noch von einem an sich lästig empfundenen Protestanten ausgehendes Skandalon aus seiner Gemeinde zu entfernen, die erforderlichen Anregungen gab, die irgend jemanden zu einer Anzeige bewogen. Wenn das nicht gewesen wäre — wer weiß —? — Johannes Gürtler war jedenfalls fest überzeugt, daß kein Mensch sonst wohl die Vorgänge in seinem Hause angezeigt hätte. Die Leute ratschen, tratschen und klatschen wohl auf dem Lande wie in der Kleinstadt und wie in der Proletariervorstadt, aber dieses klatschende Sich-Entrüsten ist genußreich und Selbstzweck, und es muß schon etwas anderes noch dazukommen, eine pekuniäre Streitigkeit oder eine Neidhammelei, bis man sich durch eine Anzeige bei der doch überall als Feind beargwöhnten Behörde des Vergnügens an der so angenehm erregenden Heimlichkeit beraubt.

Wer wie ich auf dem Lande geboren und aufgewachsen ist, der weiß, daß von den vielen immer wiederholten Unwahrheiten, mit denen man bei der politischen und konfessionellen Parteiagitation um sich wirft, keine so unwahr ist wie die: auf dem Lande stünde die „Sittlichkeit" — man meint damit sonderbarerweise immer nur das geschlechtliche Verhalten — „höher" als wie in der Großstadt. Es mag ja wohl Gemeinden, ja, ganze Bezirke geben, in denen man energisch auf Zucht und Sitte hält; doch solche Kreise gibt es auch in den großen Städten. Im allgemeinen aber ist's da wie dort; nur

daß auf dem Lande alles derb und roh und ohne parfümierte „Aufmachung" daherkommt und dadurch den Anschein der Urwüchsigkeit erweckt, während doch tatsächlich auf dem Lande alle Laster, auch die raffiniertesten, ebensogut im Schwange sind wie in der Großstadt. Nur was die homosexuellen Beziehungen zwischen Männern betrifft, so ist man weniger duldsam; Leute, die in solchem Verdachte stehen, werden erbarmungslos verprügelt und unmöglich gemacht. Wie es aber sonst im Verborgenen zugeht, das offenbarte sich z. B. sehr deutlich, als während der Räterepublik in Bayern die sonst offiziell ein strenges Regiment führenden Pfarrer eine Zeitlang nichts mehr zu sagen hatten und man sich ihretwegen keinen Zwang mehr auferlegte; als die Bauernmädel in den Scheunen Nackttänze veranstalteten und an entlegenen oberbayerischen Seen nackte Scharen von Burschen und Dirnen, aber auch von älteren Leuten, manchenorts einen Badebetrieb entwickelten, der hinter den ausschweifendsten Veranstaltungen, denen das vielverschriene Kurfürstendammpublikum sich hingeben soll, in nichts zurückblieb. Es kamen sittliche Greuel zutage, wie einst in Zeiten der Wiedertäufer und des Bauernkrieges, Äußerungen einer allgemeinen geschlechtlichen Zügellosigkeit, die nicht hätten in Erscheinung treten können, wenn nicht schon längst ein Abgrund von Sittenlosigkeit bestanden hätte und nur aus Rücksicht auf den Pfarrer und seinen Einfluß sonst im verborgenen gehalten worden wäre. Schon der tagtägliche Verkehr mit dem Vieh, dessen Fortpflanzungsangelegenheiten doch für den Landwirt wichtige, ernsthaft besprochene Berufsinteressen sind, gewöhnt die Kinder von klein auf daran, geschlechtliche Dinge ganz nüchtern und sachlich zu betrachten. Dazu kommt, daß die Erwachsenen sich in Gegenwart der Kinder sehr wenig Zwang auferlegen, namentlich beim Heuen und in der Ernte hören und sehen die Kinder in aller Unschuld schon vieles, worüber moralisch erzogene Stadtbewohner sich entsetzen würden, das aber jede sexuelle Aufklärung überflüssig macht. Diesen wahren Stand der sogenannten „Sittlichkeit" auf dem Lande muß man vor Augen haben und nicht das falsche Bild, das man in der großstadtfeindlichen Agitation davon zu entwerfen pflegt, um unserem Johannes Gürtler und seinen Töchtern gerecht zu werden. Er war selbst der letzte, der das, was er getan, entschuldigt hätte; er selbst verdammte es auf das heftigste, bereute und büßte es mit aufrichtiger Zerknirschung. Aber man tut unrecht, wenn man hier die Maßstäbe des stoischen Sittengesetzes anlegt, nach dem man in „gebildeten" städtischen Kreisen, in Kirche und Schule und sonst, offiziell wenigstens, zu urteilen pflegt, und welches vom Gerichte auch schematisch auf Gürtler angewendet wurde, ohne den mindesten Versuch, diesen bäuerlichen, schweren organischen Schädigungen verfallenen Menschen ebenso aus seiner Umwelt und aus seinen Notwendigkeiten heraus zu verstehen, wie man das unter dem Drucke der öffentlichen Meinung bei Herren und Damen der so-

genannten „guten" Gesellschaft selbstverständlich findet, wenn sie ob solcher Verfehlungen einer Denunziation zum Opfer fallen.

Solch eine bösartige Denunziation blieb nun also auch in unserem Falle schließlich nicht aus. Nachdem der Pfarrer der Frau das Gewissen aufgewühlt hatte, konnte diese ihrem Hasse gegen den Mann die Zügel schießen lassen, konnte sie an dem knauserigen Gatten nach Herzenslust Rache nehmen, der ihr in seiner fleißigen Sparsamkeit das gute Leben nicht gönnte, das sie sich doch hätte leisten können, und sie durfte sich dabei noch einreden, daß sie alles nur aus sittlicher Gewissenhaftigkeit und religiösem Pflichtgefühl täte. — Es wird schwüler und schwüler ums Haus; das Gewölk des Verhängnisses wälzt sich schwärzer und schwärzer darüber. Die jüngste Tochter wird im Beichtstuhle so unerbittlich ins Gebet genommen, bis sie sogar zugibt, vom Vater vergewaltigt worden zu sein, was, wie sie später zugestand, gar nicht wahr gewesen ist; sie war so willig und mit ebenso dumpfer Sinnlichkeit auf alles eingegangen, wie ihre Schwestern auch — so beim Bier abends, wenn man nach soundso viel Maß nicht mehr so genau weiß, was eigentlich vor sich geht. Und dann war man allmählich die Sache gewöhnt. Alles ganz ohne dramatische oder bauernromanhafte Akzente. Es hat sich auch nachher, als in der Verhandlung alles bis aufs letzte aufgewühlt worden war, niemand allzu sehr darüber entrüstet; die Töchter haben sich sämtlich gut verheiratet. Aber durch das Eingeständnis der Vergewaltigung war alle Schuld auf den einen Protestanten allein abgewälzt, der sittliche Stand der katholischen Gemeinde als solcher war davon entlastet — und nun konnte das Verhängnis seinen Lauf nehmen.

Eines schönen Tages kommt mal wieder der Gendarm vorbei. Er ist auch ein guter Freund vom Gürtler, der im Vorbeigehen auf seinen Patrouillengängen manchen guten Trunk bei ihm getan. Er redet über dies und redet über das, vom Wetter, vom Heu, von der Ernte, von der Maul- und Klauenseuche, und wie man halt so „dischkriert mitsammen". Der Gürtler hat aber gleich gespürt, was los ist, und wartet nur, daß der Gendarm endlich zur Hauptsache kommt. Schließlich meint der auch, ob man nicht etwas in der Stadt zu tun hätte, dann könnte man gleich miteinander losschieben. Und der Gürtler schiebt mit; er hat aus den giftigen Schimpfereien seiner Alten längst herausgehorcht, daß es ihm nun an den Kragen geht. Gut so! Höchste Zeit, daß die Sauerei aufhört! Von sich aus würde man doch nie damit fertig! — Unterwegs zeigt sich der Gendarm als guter Freund: er glaubt „den ganzen Schmarren" nicht! Lauter Weibergeschwätz! Wird sich ja bald herausstellen! Ein Mann wie der Gürtler Hansl! — Zum Lachen! — „Nehmen's Ihnen recht einen gerissenen Juden zum Advokaten und schauen's, daß bald wieder rauskommen! Pfiat Ihna Gott!" —

Die Verhandlung ist in einer stockkatholischen Stadt. Was der Pfarrer von den sittlichen Zuständen im Hause des Angeklagten

aussagt, macht den Richtern in der Kleinstadt die Haut schaudern! Einem solchen Auswurf der Menschheit gegenüber gibt es keine Gnade und Barmherzigkeit! Der Staatsanwalt hat recht mit der Behauptung, daß „das sittliche Empfinden des Volkes" hier nur durch Erkennung auf die zulässige Höchststrafe Genugtuung finden kann! „Gott sei Dank" ist ein solcher grauenerregender Fall tiefster sittlicher Verkommenheit in unserem, gottlob noch christlichen und moralisch gesunden Bayern einzig dastehend! Natürlich hat dieser vertierte Unmensch seine armen Töchter vergewaltigt! Unmöglich anzunehmen, daß unschuldige junge Mädchen in unserer, gottlob immer noch auf Zucht und Sitte haltenden Landbevölkerung in solche Schandtaten einwilligten, wie sie vielleicht in Berlin oder in einem anderen modernen „Sündenbabel" an der Tagesordnung sein mögen, bei uns aber, Gott sei Dank, usw., usw.! — Auf den gleichen Ton ist die Presse gestimmt. Nur ein Richter — so erzählte mir Gürtler — nur einer „hat mich alleweil so komisch angschaut und hat den Kopf geschüttelt und hat mich allerhand gefragt aus meinem Vorleben, daß der Staatsanwalt und der Vorsitzende ganz nervös geworden sind und gemeint haben, das wäre doch alles ganz überflüssig, der Tatbestand läge doch klar zutage, die Aussagen des Pfarrers, der jüngsten Tochter, der Ehefrau: Sodom und Gomorra genug und übergenug! Auch noch lange nach solchen seelischen Feinheiten und Hintergründen fragen! Herzerweiterung, alkoholistische Entartung! So ein Wüstling soll eben nicht so viel Bier saufen, wenn er dabei zur Bestie wird! Kurz und gut: der nachdenkliche Richter mit den tieferen, nach der Seele des Angeklagten tastenden Blicken dringt nicht durch. „Gott sei Dank" ist bei uns das sittliche Empfinden noch nicht von psychoanalytischen Überspanntheiten angekränkelt! Sieben Jahre Zuchthaus! Und die Lokalpresse schreit: Bravo! Wir haben — „Gott sei Dank!" — noch Richter, deren moralisches Gefühl noch nicht von hypermodernen Relativitätstheorien angefressen ist! Richter, die mit dem, in unserem Landvolke — Gott sei Dank! — noch kerngesunden Bewußtsein von Zucht und Sitte übereinstimmen! —

Fünf von diesen sieben Jahren hatte Johannes Gürtler schon hinter sich, als ich ihn kennenlernte damals, als er am ersten Morgen mir meine erste Zuchthaussuppe in den Käfig brachte; und längst waren alle Beamten mit dem evangelischen Anstaltsgeistlichen einig in der Meinung, daß er von Grund des Herzens ein kreuzbraver, aufrichtiger und zuverlässiger Kerl ist. „Hat halt damals zuviel gesoffen," sagten die Verwalter und die Aufseher. „Kommt auch sonst vor in Bayern und anderwärts. Wenn ein richtiger medizinischer Sachverständiger bei den Verhandlungen zugezogen worden wäre, hätte es höchstens ein paar Jahre Gefängnis geben dürfen." — Aber den Strafvollzugsbeamten, welche die Verurteilten wirklich kennenlernen, ist es ja verboten, an den Urteilen

der Gerichte Kritik zu üben, jener Gerichte, die den Angeklagten meist überhaupt gar nicht kennenlernen und auch selten kennenlernen wollen. Und wo wäre bei psychoanalytisch eindringender Ergründung oder bei wahrhaft christlich-liebevoller Einfühlung in die Seele dieses Menschen das sittliche Pathos geblieben, mit dem aus Anlaß dieses Falles und so vieler ähnlicher Fälle von dem — „Gott sei Dank!" — immer noch gesunden sittlichen Empfinden des sogenannten christlichen Landvolkes geprahlt werden konnte, im Gegensatze zu der „verruchten Lasterhaftigkeit der Großstädte"? —

Bezeichnend ist auch, daß weder die hochbetagte Mutter, noch die an einen Fabrikangestellten verheiratete Schwester, noch der in Düsseldorf als Chauffeur tätige und ebenfalls schon verheiratete Sohn des Verurteilten an diesem irre geworden sind. Sie hielten nach wie vor zu ihm, weil sie genau wußten, was er im Grunde für ein tüchtiger Mensch ist. Seine Frau dagegen, die verführerische Nachtwächterstochter, sagte sich sofort vor aller Welt von ihm los und tat ihr möglichstes, um mit ihren Verwandten alles, was der Mann durch hartnäckigen Fleiß errungen, wieder zu vertun. Um das Gütchen ganz in ihre Hand zu bringen, versuchte sie es sogar mit einer Scheidungsklage, die in diesem Falle natürlich auch Erfolg gehabt hätte, wenn zwar sonst im allgemeinen die Bestrafung eines Ehegatten mit Zuchthaus an sich kein Scheidungsgrund mehr ist. Aber es zeigte sich, daß sie bei dem Niedergange aller wirtschaftlichen Verhältnisse in jenen Tagen sich damit nur der Aussicht beraubt hätte, in dem tüchtigen Manne einen sicheren Ernährer zurückzugewinnen. Wie es denn schließlich auch gekommen ist. Kurz vor meiner Begnadigung führte ein Gesuch Gürtlers um Entlassung auf Bewährung zum Erfolge. Ich hatte ihm selbst beim Entwurf der Eingabe geholfen, d. h. die schlichte, ernste Sachlichkeit, mit der er alles aus sich selbst heraus hingeschrieben hatte, schien mir derart eindrucksvoll, daß ich's im wesentlichen ganz dabei ließ. Als er vom Zuchthause Abschied nahm, freute sich alles darüber: der Vorstand, der Pfarrer, der Arzt, die ganze Beamtenschaft und wir armen Gefangenen auch, namentlich die Allerschlimmsten und Allerelendsten unter uns, die als häufige Arrestanten in ihren scheußlichen Käfigen den Hausl in seiner derben, hilfsbereiten Güte so recht hatten schätzenlernen können. Er wußte auch den Verzweifelten eine Stütze zu sein; wenn's gar nicht anders ging, „stauchte" er sie einmal gehörig zusammen, was für manche Psychopathen eine große Wohltat und eine erhebliche Stärkung ist, weil sie sich dadurch ernstgenommen und in ihrem Selbstbewußtsein geweckt fühlen. Er hat es auch erreicht, sich mit Frau und Töchtern wieder auszusöhnen und hat es sich als Buße auferlegt, nun mit der Frau und einer der verheirateten Töchter einen gemeinsamen Haushalt zu führen, in der Gewißheit, auf diese Weise alles wieder gutmachen zu können. Als Zellengenosse ver-

folgte ich auch seine Korrespondenz mit dem Sohne und dem Anwalte, und staunte, mit welcher Umsicht und Zähigkeit er es zuwege brachte, vom Zuchthause aus eine Neugestaltung seiner Familie und der Existenzbedingungen derselben durchzusetzen. Sein ganzes Wesen war darauf eingestellt, aufzubauen, durch tüchtiges Wirtschaften alle ihm irgend zugänglichen Lebenskeime zu entfalten, und alles einmal Erreichte festzuhalten und mit echt bäuerischem Starrsinne zu verteidigen. Der Staat kann sich gar keinen besseren Bürger wünschen als diesen! Es ist eine geradezu paradoxe Situation, wenn man im Zuchthause mit dabei sitzt, wie ein auf lange Jahre schimpflich Eingesperrter mit heiligem Eifer an der Schaffung einer jener kleinsten sozialen Zellen arbeitet, aus denen sich das Lebenszentrum des Staatswesens zusammenwebt! Das Staaten-Schöpferischste und Staat-Erhaltendste, was es gibt und je gegeben hat: der Bauer von ungebrochener Rasse, der eben darum auch dem noch ungebrochenen Ansturme rassiger Rauschzustände und Ausschweifungen am meisten ausgesetzt ist: das wird eingesperrt, lahmgelegt, ehrlos gemacht, indessen... Doch wozu sich in Betrachtungen ergehen über eine Tatsache, die, so tollhäuslerisch sie ist, zu allen Zeiten und bei allen Völkern immer wieder in Erscheinung tritt und immer wieder zum Untergang der Staaten führt.

Johannes Gürtler selbst empfand weniger seine Entlassung aus dem Zuchthause, als vielmehr seine Einkerkerung als Erlösung; er erkannte sie klar und deutlich als eine barmherzige Fügung, durch welche er den grauenvollen Verstrickungen, in die er durch das unmäßige Biersaufen so tief hineingeraten war, entrissen wurde. Er erlebte sie aber auch als eine ihn vor ewigem Verlorensein bewahrende zeitliche Sühne für das Unrecht, dessen er sich an seiner ersten Braut, der Mutter seines ersten Kindes, und an diesem Kinde selbst schuldig wußte. „Wenn ich der mein Wort gehalten und sie geheiratet hätte, wär' all das Schreckliche nicht passiert," sagte er mit zuckendem Gesichte. Sie hat dann einen anderen geehelicht, einen Monteur in einer Nürnberger Fabrik. Bei dem hat er sein Kind einmal besucht und fand ein so sauberes, friedliches Hauswesen, die Frau so nett und tüchtig, den Mann so ernsthaft zuverlässig und alle so zufrieden und lieb beieinander, daß ihm das Herz wehe tat, wenn er an die Hölle in seinem Hause dachte und sich vergegenwärtigte, was er alles durch sein blödes Saufen verscherzt habe. Als dann sein uneheliches Töchterchen herangewachsen war und in Stellung ging, schickte es die Mutter ihm einmal zum Besuch. Er heulte wie ein kleiner Junge, und die dicken Tränen rollten ihm über die zerfurchten Wangen, als er mir davon erzählte. Er war ganz hingerissen von dem unverdorbenen, wohlerzogenen, feinen Geschöpfchen, das da zu ihm in sein Haus trat, wo alles, er selbst, sein Eheweib, seine ehelichen Töchter, alles, alles im Begriffe war, im wüstesten sittlichen Unrate unterzugehen. Und auch dies reine, zarte Wesen, das ihm wie ein Engel

vom Himmel gesandt erschien, um ihn in eine reinere Welt zurückzuleiten, war seines Blutes, war sein Kind, war seine Tochter! — Dies Erlebnis war seine innerste Katastrophe! Von da an war in ihm eine Stimme laut und nicht mehr zum Schweigen zu bringen, die nach einem Strafgerichte, nach einem Reinigungs- und Sühnopfer schrie als der einzigen Rettung. „Die grausamste Strafe für mich, im Vergleich mit welcher alles andere Kinderspiel ist, war der Gedanke, daß dieses mein Kind und seine Mutter durch die Zeitungsberichte über die gegen mich geführte Verhandlung erfuhren, wohin es mit mir gekommen war! Und meine glücklichste Stunde, die mir alle Hoffnung für dieses und jenes Leben zurückgab, war die, als ich durch meine Schwester nach vielen Jahren unsagbarer Seelenqualen erfuhr, daß meine alte Mutter wie meine alte Liebe und deren Kind mir vergeben haben und an meine Wiedergeburt glauben." Wohlgemerkt: die hochbetagte Mutter ist eine uneheliche Mutter; die treue Schwester, die uns zu Weihnachten sogar von ihrem selbstgebackenen Stollen schickte, ist eine uneheliche Tochter; die Geliebte ist ihm durch unehelichen Verkehr verbunden gewesen, das Kind, das für ihn der Inbegriff der Reinheit war, ist ein uneheliches Kind! — Der Höllensumpf widernatürlicher Lasterhaftigkeit aber quoll aus einer Ehe, aus einer kirchlich und standesamtlich korrekt geschlossenen Ehe! „In einem Saustall hab' ich gelebt, wenn ich aber heimkomme, werd' ich ihn misten!" so sagte der Bauer auf seine bäuerische Art, als er einen Brief an seinen Sohn, den Düsseldorfer Chauffeur, schrieb, indem er diesen aufforderte, sich mit ihm in dem Bestreben tätig zusammenzufinden, aus dem Elternhause wieder einen Ort der Ehre zu machen. Ich las auch die Antwort des Sohnes — wohlgemerkt: des leiblichen Bruders der mit dem Vater einer teuflischen Verirrung verfallenen Töchter! — Kein Wort darin, das auf irgendeine Geringschätzung oder sittenrichterliche Verdammung von seiten des Sohnes hätte schließen lassen! Im Gegenteil: er legte sogar eine Photographie bei, auf der er mit seiner Frau und seinem Jungen, dem Enkel des Zuchthäuslers, gemütlich beim Sonntagskaffee saß, und behandelte alle Fragen mit jener ganz unsentimentalen Sachlichkeit, die Briefe einfacher Menschen so erfreulich vor dem oft albernen Gefühls- und Gemütsschwulste auszeichnen, mit welchem die sogenannten Gebildeten sich oft gegenseitig aus Konvention glauben zur Last fallen zu müssen. Das alte Anwesen wird verkauft, der Erlös nicht der Mutter überlassen, die ihn doch nur mit ihren Verwandten vertut, sondern zum Ankauf eines Häuschens in einer oberbayrischen Stadt verwendet. Dort ist ein Braumeister, der seinen alten Kameraden Johannes Gürtler nach dessen Entlassung sofort als Gehilfen annimmt, denn er kennt ihn als einen Arbeiter von unbedingter Zuverlässigkeit und weiß, was er an ihm hat. Die Familienbilder hingen bei uns an der Zellenwand, über dem Bette des Hausl; auch das der Ehefrau, denn er wollte sich

immer vor Augen halten, daß er auch an dieser eine schwere Schuld gutzumachen habe. „Die eigentliche Buße kommt jetzt erst, wenn ich wieder draußen bin," pflegte er zu sagen mit dem Blick auf diese Bilder, „die Buße der Tat! Das da herinnen war nur die Vorbereitung dazu."

Wir hatten des Nachts immer das hohe, mit einem kunstvoll geschmiedeten Barockgitter versehene Palastfenster der Klosterzelle offen, in der wir, wie schon berichtet, zu dritt miteinander hausten. Wenn mich dann der über die Firste heraufsteigende Mond aufweckte, fand ich fast regelmäßig meinen Nachbar im Nebenbette, den Hausl, wach, das Hemd vor der keuchenden Brust geöffnet und den Blick auf die Bilder gerichtet. Seine Lippen bewegten sich, als ob er mit den Seinen spräche; vielleicht tat er's auch. Sein Herz, das immer noch nicht auf das normale Volumen zurückgebildet war, ließ ihn nicht schlafen; das machte ihm sehr sonderbare Gedanken. Wie alle bäuerlichen Menschen empfand er noch durch und durch symbolisch. Das unruhige Herz, das einen nicht schlafen läßt: das hatte viel zu bedeuten, darüber konnte man gar nicht gründlich genug nachgrübeln. Er war ein Mensch aus einer untergegangenen, geradezu mythologischen Bauernrasse, und, wie diese Urmenschen alle, den Göttern wie den Teufeln, dem Gott des Heiles und dem Satan des Verderbens mit Leib und Seele, mit „Herz und Nieren" unendlich viel inniger verbunden, als der moderne, profane, gottlose Mensch ahnen kann. Der Mensch von heute hat gar keine Beziehungen mehr zu der urtümlichen geistigen Welt, die mit diesen letzten Vertretern echten Bauerntumes dahingeht.

Fünftes Buch

Eros im Zuchthaus

Eine Tragödie rassigen Blutes

Ein gleichsam dämonisches Wiederaufleben urtümlicher Blut- und Rassenmagie und der bei ihr rituellen, später als „blutschänderisch" verabscheuten Verbindungen von Geschwistern, Eltern und Kindern, ist auch bis in unsere Tage hinein noch eingetreten und Anlaß furchtbarer Tragödien geworden. Fast stets sind es Menschen von alter Rasse, von altem Bauerntum, von altem Adel — dieser hier nicht als „Gesellschaftsklasse", sondern als Blutsgemeinschaft aufgefaßt — bei denen diese Erscheinung in so verhängnisvoller Weise auftritt. Für historisch galt es z. B. lange bei dem spanischen Geschlecht der Borgia, bei Lord Byron und seiner Schwester. Stets gab's solche tragischen Frevler-Paare, in deren altrassigem Blut noch der Erlebnisrhythmus, noch die dämonische Magie unvordenklicher Ahnen spukt und „Greuel" gebiert, die dem äußeren Tatbestand nach entschieden „Blutschande" sind, und über welche dennoch ein düsterer Zauber sein Zwielicht breitet, der uns an Siegmund und Sieglind gemahnt und an die Blutmystik der mythischen Urzeit.

Ein Geschlecht ältesten Adels sind die Weißlingen von Weißenturn. Sie erscheinen unter den Kreuzrittern und Minnesängern. Eine Linie wird durch Vermählung mit grundbesitzenden Erbinnen im Auslande ansässig, und Baron Clemens Erich wird von englischer Mutter auf einem nordischen Schloß inmitten herrlicher Parkwaldungen, Seen und reichen Eigenbesitzes geboren. Die tieffromme Mutter vermag nicht durch Liebe und Gebet die bösen Geister zu bannen, die als Bluterbe im Vater durch hemmungslose Trunksucht ihr verhängnisvolles Treiben fortsetzen. Der Sohn zeigt reiche Gaben, lebhafte Neigung zu romantischer Kunst und zu schwärmerischer Mystik. Ihn treibt's früh aus dem protestantisch-nüchternen Norden in den katholischen Süden der Mittelmeerländer, zur Romantiker-Universität Heidelberg und endlich in das künstlerische München. Einer seiner dortigen Maler-Freunde hat eine wunderbar schöne Frau, „Wienerin", d. h., eigentlich ist sie aus Passau, aber sie hat jenen unbeschreiblich kultivierten Liebreiz, welcher der Wienerin ihren Weltruf erbrachte. Sie wird seine Geliebte und, nach der Scheidung, seine Frau. Der Freund regt sich weiter nicht darüber auf; er hat wohl im stillen schon etwas anderes im Auge und ist froh, dafür frei zu werden. Nach kurzem

Glücksrausch auf dem herrlichen Landsitz im Norden tritt aber sehr schnell Entfremdung ein. Die jüngere Schwester der schönen Frau erscheint im Schloß; sie ist noch schöner als die ältere. Auch sie wird die Geliebte und dann, nachdem die geschiedene erste Frau mit einem anderen und mit ihrem jüngsten Söhnchen ins Ausland verschwunden ist, die zweite Gattin Clemens Erichs. Von beiden Frauen wachsen mehrere Kinder im Schloß heran, das älteste davon eine Tochter, welche an eigenartig-rassiger Schönheit Mutter und Stiefmutter noch überbietet. Man lebt fern von der Gesellschaft; das Hauptinteresse wird von dem Gestüt mit seinen Rassehengsten und -stuten in Anspruch genommen. Edle Rasse und deren Verfeinerung durch sorgfältig wählende Inzucht ist hier alles. Man erzielt die herrlichsten Geschöpfe aus Verbindungen, welche beim Menschen als „blutschänderisch" verabscheut würden. Inzucht bringt die höchste Übersteigerung der Rasse, ihre äußerste Verfeinerung; aber man muß achthaben, daß man rechtzeitig frisches Blut zuführt, bevor der Gipfelpunkt der Verfeinerungsskala überschritten ist, denn dann wirkt die Inzucht entartend, weil sich die Rasse erschöpft. Man lebt ganz in diesem Geheimnis mit den hochedlen Pferden, die auf saftig-grünen Weiden zwischen weitgedehnten Buchen- und Eichenwäldern, schimmernden Seen und der Meeresküste sich mit ihren Fohlen ausgaloppieren. —

Da kommt der große Krieg! Man ist Deutscher, deutscher Uradel, erfüllt von den schwärmerischen Idealen eines romantisch-feudalen Rittertums. Also: auf ins Vaterland und mitgekämpft gegen eine Welt von Feinden! Der prachtvolle Besitz im Auslande wird dem Verkauf unterstellt, der Erlös in Kriegsanleihe angelegt; man übersiedelt nach Deutschland und stellt sich zur Verfügung der Landesverteidigung. Wird auch angenommen, aber nicht zum ritterlichen Frontkampf mit der Waffe, sondern nur im Heimatsdienst. — Der Krieg geht verloren; die Kriegsanleihe wird wertlos; von den kümmerlichen Resten des Vermögens wird in Bayern, in einem Dorfe an der Donau, nicht gar so weit von dem Ort, wo die Tragödie Gürtlers spielt, ein kleines Anwesen erworben. Wie jener Bauer, so haust auch dieser Baron hier als einziger Protestant in einer bigott-katholischen Dorfgemeinde. Dazu die nordische Sprechweise, dazu das distanzierte Wesen des geborenen Grandseigneurs, dazu die, im Gegensatz zum „hochnäsigen" Auftreten, den Leuten um so auffälligere Verarmung: es ist unausbleiblich, daß man bald allenthalben verhaßt ist. Mit Ingrimm sehen die geizigen Bauern den Augenblick nahen, wo man ihnen am Ende gar noch zumuten wird, diese „hochgestochene Bagage von saupreußischen Hungerleidern" auch noch zu ernähren. Die Haltung des Pfarrers wirkt erst recht aufstachelnd. Wie der Bauer Gürtler, so ist auch der Freiherr Weißlingen von Weißenturn, der das üble Beispiel einer Mischehe gibt, dazu noch obendrein mit einer Schwester seiner geschiedenen ersten Frau, der seine Kinder, auch seine

Töchter, protestantisch erziehen läßt, in den Augen des geistlichen Herrn ein Schandfleck für die ganze Gemeinde. Man hat die Pflicht, diesen so schnell als möglich zu beseitigen, bevor ein offener Skandal ausbricht. Denn der scheint unausbleiblich. Bald wird die Existenz offensichtlich unhaltbar. Das prächtige Familiensilber muß dran glauben; nach und nach werden alle kostbaren Erbstücke verkauft; endlich ist man so weit, daß man nicht mehr genügend Heizmaterial kaufen kann; die alten Möbel verfallen der Axt, wandern in den Ofen. Der schönen Frau wird das bald zu arg. Sie geht mit ihrem neugeborenen Kleinsten davon zu ihrer Mutter, läßt aber ihre älteste Stieftochter und die anderen Kinder beim Vater in unmöglichen Verhältnissen, in verfallendem Landhause zurück. Der Regen dringt durch das löcherige Dach bis in die Schlafstuben. Und doch kann sich Clemens Erich nicht aufraffen, nicht losreißen, irgendwo bei den vornehmen und reichen Verwandten Hilfe zu suchen oder sich nach einer Erwerbstätigkeit umzuschauen.

Der verzückte Rauschzustand, mit dem ihn der faszinierende, rassige Liebreiz seiner gerade der Kindheit entwachsenden ältesten Tochter bestrickt hat, läßt ihn nur mit lähmendem Entsetzen an die Möglichkeit denken, daß dies ungestörte Zusammenleben unterbrochen werden könne. Alles, alles lieber ertragen, als den Bruch dieses Zauberbannes, dieses frevelhaft entzückenden Kultes des eigenen rassigen Blutes! Die Leute schütteln die Köpfe, starren mit scheuer Gehässigkeit auf das Haus, auf die sichtlich dem Untergang verfallene fremde Sippe; es ist ihnen, als wenn Satan selbst in ihr sein Unwesen habe und sie der ganzen Gemeinde eine Brutstätte schmachvoller Schrecknisse werden müsse. Clemens Erich und Imogen merken nichts, wollen nichts merken, lassen sich im Glutmeer tödlichen Verhängnisses dahinsinken und ineinander untergehen.

Das Zuchthaus ist ein Ort, wo man sich auch Dinge gegenseitig bekennt, die man sonst nirgends bekennen würde. Man hat hier keine Ursache, sich voreinander zu schämen; die Tatsache, daß man da ist, bezeugt, daß der eine wie der andere tief Beschämendes, ja Verabscheuungswürdiges auf dem Gewissen hat; wenigstens nach dem Urteil der Welt „da draußen", in der man sich schämt; im Gegensatz zu der Welt „da herinnen", wo diese äußerliche Art von Scham ihren Sinn verliert. Womit nicht gesagt sein soll, daß sich im Zuchthaus nicht mitunter eine andere Art von Schamhaftigkeit in manchen Herzen auftut, die viel ehrlicher und fruchtbarer ist als die Scham vor der Welt. Clemens Erich zumal hatte keinen Anlaß mehr, schamhaft zu verschweigen, was eine brutale Gerichtsverhandlung bis auf die Knochen bloßgelegt und mit derber Faust der Schändung durch alle Welt preisgegeben. Im Gegenteil: ihn trieb eine Art von höherer Scham dazu, sein Schicksal, seine Schuld, seine grauenhaft gefühlte und bekannte Schuld, vor Menschen, an deren Meinung ihm gelegen war, nicht in der Be-

leuchtung stehen zu lassen, in welche es durch den juristischen Mechanismus unter dem Gesichtswinkel einer kleinbürgerlichen öffentlichen Meinung gerückt worden war.

Es war — sagte er — wie beim Untergang eines Schiffes, wo im Delirium der Todesangst, wenn die Wasser schon unaufhaltsam hereinbrechen und man sich schon ganz der unergründlichen Tiefe und ihrer Nacht dahingegeben fühlt, Mann und Weib jählings von der furchtbaren Gewalt letzten Lebenssturmes zusammengewirbelt werden und Todesgrauen und höchste, besinnungslose Lebensgier zu einer einzigen, Leib und Seele vernichtenden Stichflamme zusammenschlagen. — Vor allem aber war es das Entzücken an der eigenen Rasse, das Dämonische des uralten Geschlechts, das hier stärker war als alle Schranken des Sittengesetzes, der Konvention und des familiären Instinkts. Dieser noch nicht vierzigjährige Mann: hochgewachsen, schlank, blond, mit schwärmerischem Blick und mit der unnachahmlich vornehmen Kultur, die nur alte Familientradition verleiht, er sah in dem schlanken, blonden, hochgewachsenen, überfeinerten Mädchen, das ihm wie eine Prinzessin aus dem Feen-Märchen heranwuchs, die vollkommenste Verkörperung des rassigen Ideals, das in seinem Geschlecht seit Jahrhunderten vergeblich nach seiner vollendeten Verleiblichung gestrebt hatte und diese nun hier in diesem herrlichen Wesen erreicht. Umgekehrt sah dies schon als Kind überreife Frauenwesen dasselbe in dem Manne, sah es, bewunderte es so sehr, ließ sich so leidenschaftlich davon bezaubern, daß es vergaß, daß dieser Mann sein Vater sei. Sie war es auch, die in einer verhängnisvollen Stunde, als der rettungslos vor Augen stehende Untergang die beiden mit äußerster Wucht zueinander drängte, zuerst das Verhältnis von Vater und Tochter aufhob. Clemens Erich ahnte gar nicht, daß die Fünfzehnjährige überhaupt schon zu den Geheimnissen des Geschlechtslebens bewußt vorgedrungen war. Und doch war dies scheinbare Kind durchaus nicht unerfahren: die Leidenschaft für die edlen Rassepferde und das Zusammenleben mit diesen, die Liebeleien mit jungen Leuten auf dem Gute, die bei Ritten ihre Begleiter gewesen waren, das alles hatte dieses frühgereifte Mädchen längst wissend und wollend gemacht. Ein wilder Rausch verschlang sie beide, Kinder einer Welt, die in der Welt von heute kein Daseinsrecht mehr hat.

Was aber das Dämonische dieser Frevler am schauerlichsten erkennbar machte, das ist die mystische Exaltation, in welcher der Frevel geschieht, Gott- und Menschheit mit rasendem Trotze herausfordernd! Von jeher ist ja inbrünstig-mystischer Drang nach Versinken in die Gottheit nur allzuoft in sexuelle Brunst umgeschlagen; immer schon, im ältesten Mythus von Luzifer schon, hat titanisch-frevelmütige Überhebung in die Lichtabgründe der Gottheit im tiefsten Absturz zu den Nachtabgründen satanischer Höllengluten ihren tragischen Untergang gefunden. Als der Kriminal-

beamte in das verwüstete Haus trat, um Clemens Erich zu verhaften, findet er diesen auf den Knien in verzücktem Gebet! Und dies ist — das wird sich später zeigen — keineswegs eine Pose der Selbstbetäubung oder gar des banalen Bemühens, bei den Richtern im katholischen Bayern durch Frömmigkeit guten Eindruck zu machen, nein, es ist wirkliches, inneres Hingerissensein oder Sichhinreißen-Lassen, das hier einen schwachen, schwärmerischen Menschen nach zwei Richtungen zugleich hintaumeln läßt: nach den lichten, reinen Höhen der Vergeistigung, der Vergottung, wie zugleich nach dem finsteren Ursumpf chaotischer Tiefen. Der Höhepunkt der Dämonie aber ist die Art und Weise, wie diese Verhaftung schließlich zustande kam. Es ist gerade, als ob die Fluchgeister des Verderbens ihr Opfer selbst, nachdem sie es durch alle Feuer der Lust und des Frevels und durch allen Sündenpfuhl hindurchgeschleift und es von Gott und Welt und Menschheit weggerissen, nun noch mit höhnischem Gelächter in den infernalen Brand der Verzweiflung und der Qual stoßen und allein darin verkommen lassen wollten. Plötzlich wird Imogen selbst von einem furchtbaren Ekel vor dem Bunde mit Clemens Erich erfaßt; ein unüberwindlicher Abscheu zwingt sie plötzlich, denselben Menschen ebenso vernichtend zu hassen, wie sie ihn soeben noch vernichtend geliebt! Sie stößt ihn von sich; sie eilt zur Stiefmutter, zur Großmutter, erzählt alles und treibt mit leidenschaftlicher Hast zur Sühnung der Untat, gerade als ob sie für Leib und Seele sich keine Rettung mehr wüßte, wenn nicht der Greuel mit Stumpf und Stiel ausgerottet und gebüßt würde. Von den beiden gutkatholischen Frauen erfährt der Pfarrer nun die Bestätigung dessen, was er und die ganze Gemeinde längst schon vermuteten. Die Anzeige erfolgt, Clemens Erich verschwindet im Gefängnis, die Kinder werden, nachdem sie zur Konfession der Mutter übergetreten sind, in katholischen Erziehungsanstalten untergebracht; sie sollen für Zeit und Ewigkeit von dem Vater, an dem sie alle mit großer Liebe hingen, geschieden sein; sie sollen den vergessen, der göttliches und menschliches Gebot mit Füßen getreten und sich des Vaternamens unwürdig gemacht hat.

Die Verhandlung, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor dem Gerichtshof einer durch und durch katholischen Provinzstadt geführt wird, nimmt einen skandalösen Verlauf. Auch hier, wie im Falle Gürtler, sind die Richter begreiflicherweise ganz und gar darauf eingestellt, dem aufs tiefste beleidigten „sittlichen Bewußtsein des noch auf Zucht und Reinerhaltung der Familie haltenden Volkes" Genugtuung zu verschaffen. Clemens Erich hingegen, der sich von Imogen für immer getrennt weiß und daher von einem Dasein überhaupt nichts mehr wissen will, das er nicht mit der Einzigen teilen kann, schleudert dem Gericht als der Vertretung des ihn von Imogen wegreißenden, tief verhaßten Prinzips, den gellenden Hohnschrei des Desperados ins Gesicht. Wie Oscar Wilde

nimmt er in Wort und Haltung die herausforderndste Pose ein: „Ihr erbärmlichen Spießbürger, ihr wurzellosen Proleten, was habt denn ihr für eine Ahnung von dem geheimnisvollen Zauber alter, großer, höchst verfeinerter Rasse! Ihr habt ja niemals edle Pferde gezogen, niemals begriffen, wie es gerade der äußerste Grad von Inzucht, die für euch rasseloses Pack natürlich immer nur Blutschande ist, weil ihr selbst am besten fühlt, daß euer gemeines Blut etwas Schändliches ist — wie gerade aus dieser Inzucht endlich das Wunder herrlichster Verkörperung des göttlichen Rasseprinzips hervorgehen muß! Edelstes Blut kann, beim hochedlen Tier wie beim hochedlen Menschen, sich schließlich nur noch mit sich selbst mischen. Paarung mit jedem anderen Blut müßte von ihm als Verunreinigung verabscheut werden! — Aber es hat ja gar keinen Zweck, euch pöbelhaften Vertretern einer alles verpöbelnden Spießer-Weltordnung von so hohen Dingen zu reden! Nie werdet ihr etwas davon begreifen können! Eure Instinkte sind die des Froschpfuhles und nicht die des Vollblutrosses, dieses tief tragischen Wesens voll übermäßiger Schönheit, das zu einer viel zu hohen Herrlichkeit herangezüchtet ist, um noch in dieser eurer Proletenwelt existieren zu können, das an der Übergipfelung seiner adligen Rasse wehmütig zugrunde geht! Ich erwarte von Ihnen kein Verständnis, keine Gerechtigkeit, nichts, gar nichts! Folgen Sie blindlings Ihrem angeborenen Haß gegen alles Edle, Hochstehende, Verfeinerte! Verurteilen Sie mich zur Höchststrafe und überlassen Sie mich meinem Bewußtsein, daß dann nicht ich, sondern Sie die Verurteilten sein werden in den Augen aller, auf deren Meinung ein Mensch der Edelrasse etwas geben kann.“ —

Er hat keinen Verteidiger zur Seite — er ist ja bettelarm! —, der ihm kluge Mäßigung zuflüstern könnte; er ist nicht in der Lage, sich psychiatrische Autoritäten als Sachverständige laden zu lassen, die mit Sicherheit untrügliche Merkmale weitgehender Degeneration und stark verminderter Zurechnungsfähigkeit bei ihm festgestellt haben würden; deren Gutachten ihn vielleicht zunächst zur Beobachtung einer Irrenklinik überwiesen und dann dem Strafrichter ganz entzogen hätte, wie das ja bei großstädtischen Gerichtshöfen im In- und Auslande bei solchen Affären in höheren Gesellschaftskreisen fast die Regel ist. So mußte denn sein mit verzweifelter Herausforderung den Richtern hingeschleudertes Verlangen nach der Höchststrafe in Erfüllung gehen, nur wenig herabgemildert im Hinblick darauf, daß die Richter in dem Angeklagten schließlich denn doch den pathologischen Dégeneré nicht verkennen konnten: sieben Jahre Zuchthaus! Vier Jahre mehr als Oscar Wilde, der in seinem fanatischen Ästhetizismus und in seiner herausfordernden Rassebetonung diesem Clemens Erich so außerordentlich ähnelt, sich von seinen protestantischen englischen Richtern, den Vertretern des britischen „Cant“, auch geradezu ertrotzt hat. Wilde hoffte im stillen, daß der weitreichende Einfluß

seiner hochstehenden Freunde ihm das Zuchthaus ersparen würde — hoffte und ging am Zuchthaus elend zugrunde! — Clemens Erich, der zum Bettler Verarmte, der keine Freunde mehr hatte, dessen hochstehende und reiche Verwandten sich sofort ganz von ihm zurückzogen und ihn überhaupt nicht mehr kennen wollten, hoffte nichts mehr, wollte nicht mehr hoffen, da er das einzige, das er hoffen wollte und hoffen konnte, die Wiedervereinigung mit Imogen, nicht hoffen durfte! Als er mir davon sprach, fügte er hinzu: diese Wiedervereinigung ist auch heute noch der glühendste, einzigste Wunsch meines zerschmetterten Lebens, weil sie mir Gelegenheit geben würde, wiedergutzumachen, was ich an Imogen gefrevelt, um mir ihre Verzeihung, ihre Achtung zurückzuverdienen! Aber die von verhaltener Leidenschaft bebende Stimme, mit der das gesprochen wurde, verriet, daß in Wirklichkeit der Dämon der Frevlerrasse immer noch sein Herz umklammert hielt.

Und doch ist ihm, dem Hoffnungslosen, geholfen worden! So tief sein Sturz gewesen, so waren doch dabei die Organe nicht abgetötet worden, welche die rettende Hand ergreifen können. Es war zwar keine Mathilda von Wrede, durch welche ihm diese Hand hingestreckt wurde; es war, wenn man überhaupt menschliche Vermittlung annehmen will, wiederum Imogen, durch welche die in verhängnisvolle Wirrnis geratenen religiösen Kräfte seines Inneren auf die Bahn des Lichtes und des Friedens gelenkt wurden. Auch Imogen war zur katholischen Kirche übergetreten und in eine katholische Erziehungsanstalt aufgenommen worden. Diese Nachricht, welche ihn, da er nur in monatelangen Pausen und nur sehr spärlich über das Schicksal seiner Kinder unterrichtet wurde, erst sehr spät erreichte, entfesselte sofort in ihm den Wunsch, auch katholisch zu werden, um doch wenigstens im Glauben, um in der Hoffnung ewiger Wiedervereinigung, um geistig mit ihr aufs neue verbunden zu sein. Auch dieses Wünschen, auch dieses Hoffen bewegte sich auf dem schwindelerregenden Grat zwischen reiner Religiosität und schwülster, infernalster Erotik, in die es immer wieder qualvoll abstürzen mußte, um aufs neue um den Aufstieg in die lichte Höhe zu ringen. — Trotz dieser unausdenklichen Seelenkämpfe und trotz schweren körperlichen Leidens hielt sich Clemens Erich — seine edle Rasse war denn doch nicht bloß ästhetizistische Pose — tapfer aufrecht, bis man ihm bei der Einkleidung im Zuchthause das Haar vom Kopfe schnitt und den altererbten Siegelring vom Finger zog, auf dem das ruhmreiche Wappen eingegraben war, das seine ritterlichen Ahnen schon bei den Kreuzzügen im Schilde geführt. Da brach er zusammen. „Der lebende Leichnam" hieß er bei den Leuten; und mehr war das auch nicht, was sie da zu uns in den Zellenbau herüberschleppten. Der blonde Vollbart, der ihm im Gefängnis gewachsen war, machte aus seiner zum Schatten verblichenen, von den groben Zuchthauskleidern um-

schlotterten Don-Quijote-Gestalt eine Märtyrerfigur, wie sie gewisse barocke spanische Meister gemalt haben: leiblich und seelisch abgetötete, ausgemergelte Dulder, die aber immer noch in ihrer verfeinerten Haltung und Gebärde bekunden, daß sie von Geburt Prinzen aus uralt-fürstlichem Geblüt sind.

Da er, als Großgrundbesitzer und Pferdezüchter, an die Bewegung in der freien Natur gewöhnt war und die sitzende Lebensweise in einem engen Loche nicht ertragen konnte, so nahm sein Leiden bald unerträgliche Formen an. Andrerseits konnte er aber doch auch nicht in die Gemeinschaftsschlafräume verlegt werden, weil er dort zum Gespött der doch meist proletarischen und kommunistischen anderen Gefangenen geworden wäre. Man half sich damit, ihn jeden Morgen aus seiner Zelle herauszuholen und im Hofe mit Holzhacken oder im Garten mit Besenbinden zu beschäftigen. Das störte jedoch den gewohnten Trott des Betriebes und mußte den Unterbeamten, die diesem trotz allem immer noch so unausstehlich „vornehmen Baron" an und für sich wenig geneigt waren, manche Unbequemlichkeit aufbürden. Diese Verstimmung eines Teils der Beamten machte sich denn auch in der Behandlung, die ihm zuteil wurde, wenig angenehm bemerkbar. Es hieß: und wenn er tausendmal ein Freiherr wäre, so sei er doch bloß ein gemeiner Schweinehund! — Ja, dieser arme Mensch hatte es wirklich unmenschlich schwer! Vielleicht hat keiner von allen meinen Schicksalsgenossen so entsetzlich gelitten wie dieser, vielleicht aber auch, außer etwa Christian Schäfer, keiner dieses unmenschliche Leid so bußwillig, so demütig und so ergeben auf sich genommen wie er, der doch von Natur der Stolz selbst war. Hieran ließ sich erkennen, daß der inbrünstige Mystizismus, der ihn beim Empfang des heiligen Abendmahls so tief auf die Knie warf — ein Bild der Zerknirschung, wie es nur je ein alter Meister, ein Grünewald oder Greco gemalt — doch mehr war als bloß romantische Schwärmerei, daß er in Wahrheit ein religiöser Mensch war und seinen Weg zur inneren Befreiung und zum reinen Licht in hartem Ringen aus dunkelsten Abgründen heraus finden sollte. Aber er war von Natur ein katholischer Mensch, d. h. seine Empfänglichkeit für die sakrale Symbolik, für das Künstlerische in der Liturgik, für das Hymnische und Poetisch-Monumentale des katholischen Gottesdienstes war bei ihm viel größer als die Aufnahmefähigkeit für die mehr an den Verstand gerichtete, rationalistische Schriftauslegung und Predigt, die beim neueren Protestantismus vorherrscht. Er sprach sich darüber auch offen gegen den Anstaltsgeistlichen aus, der sich sogar in diesem Falle als ein liebevoll verstehender und vorurteilsloser Mann erwies und ihm selbst die Möglichkeit erwirkte, durch Vermittlung eines katholischen Priesters die Konfession zu wechseln. Dadurch wurde er wenigstens ideell wieder mit seinen Kindern vereint; und das war es wohl, was den protestantischen Anstaltspfarrer veranlaßt hatte,

die Hand dazu zu bieten, daß dieser von Natur innerlich katholische Mensch es auch äußerlich werden konnte. Es war ja auch qualvoll mit anzusehen, wie schrecklich er unter der absoluten Trennung von seinen heißgeliebten Kindern litt, von denen er oft viele Monate lang überhaupt nichts vernahm; er wäre ganz sicher zugrunde gegangen, wäre eines Tages erhängt in seiner Zelle aufgefunden worden, wenn ihm nicht schließlich eine Verbindung mit den Kindern angebahnt worden wäre. — Da in Ebrach nur Gefangene protestantischen Bekenntnisses untergebracht sind, so wurde er nun nach Straubing überführt, wo nur katholische Sträflinge sind, und dort später unter Erlaß eines Strafjahres in Freiheit gesetzt, d. h. er stand eines Tages als Bettler in einem alten Anzuge mit ein paar alten Stiefeln an den Füßen und mit ein paar Mark Arbeitslohn in der Tasche auf der Landstraße; und das in einer Zeit, wo Millionen Nicht-Vorbestrafter keinen Erwerb, keine Existenzmöglichkeit finden können! Und das alles geschah einem Menschen, der in all diese grauenvollen Schicksalsfügungen nur hineingeraten ist, weil er, ein Sproß alten Rittertums und mit den feudal-romantischen, atavistischen Idealen seiner Ahnenwelt im Blute, weil er, von schwärmerischer Vaterlandsliebe in einer dem modernen Intellektualismus gar nicht mehr verständlichen Weise erfüllt, geglaubt hat, sein ganzes reiches Erbe und sich selbst für die Freiheit und Ehre Deutschlands aufopfern zu müssen! Das gehört alles zu dem Begriff „Gerechtigkeit" im Sinne der heutigen Strafjustiz!

Aber sein himmlischer Vater, dem er sich mit kindlichem Sinn schließlich ganz ergeben, hat ihm wie durch ein Wunder geholfen und ihn mit wildfremden, frommen Menschen zusammengeführt, die ihm nicht nur ein Asyl gewährten, sondern sogar die Möglichkeit erwirkten, mit seinen geliebten Kindern von Zeit zu Zeit wieder zusammenzukommen. Auch der Wiederbegegnung mit seiner inzwischen zu einem aufrechten Menschen herangereiften Tochter Imogen sah man in den Kreisen dieser seiner selbstlosen Helfer ohne Besorgnis entgegen. Auch mit ihr war eine so sehr alle Tiefen umwühlende innere Wandlung vorgegangen, daß sie längst nicht mehr als dasselbe Menschenkind, als das sie einst einer tragischen Verwirrung zum Opfer gefallen war, gelten konnte. Sie würde schon um des berückenden Zaubers willen, den ihre rassig-blonde hochgewachsene Erscheinung bereits in einem Alter ausübte, wo man sonst noch als ein „überspannter Backfisch" erscheint, von Goethe als „dämonisch" angesprochen worden sein: als eine typisch Byronsche Gestalt, ebenso befähigt, Entzücken wie Entsetzen um sich zu verbreiten. Bei solchen Menschen tritt denn auch zuweilen jene seltsame Doppelgänger-Erscheinung auf, welche den Alten als eine nur durch magischen Exorzismus zu heilende Form der Besessenheit galt, die aber der exakten wissenschaftlichen Psychiatrie von heute als „alternierendes Bewußtsein" ebenfalls

bekannt ist und oft von ihr beobachtet wurde. Es steht fest, daß das, was wir „Individualität" oder „Persönlichkeit" nennen, nicht an den Körper gebunden ist, daß es auch außerhalb des Körpers existieren, daß es von einem Körper auf einen anderen übergehen und dann gegebenenfalls als ein „Besessensein" durch eine eingedrungene geistige Individualität empfunden werden kann. Wir werden da an die Hexenprozesse gemahnt, die noch bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinein in Bamberg und Umgebung, also auch in der Ebracher Gegend so grauenerregend gehaust haben, daß man sogar — noch in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts! — Schulkinder wegen „Besessenheit durch teuflische Geister" hingerichtet hat. Viele der unglücklichen Menschen, die man heute noch in Bausch und Bogen als „Verbrecher" abtut und in den Zuchthäusern vermodern läßt, sind in Wahrheit solche „Besessene", die, bei an sich gar nicht herabgeminderter „Zurechnungsfähigkeit", Schädliches, Schändliches tun mußten, weil ihr Inneres zum Tummelplatz geistiger Mächte und fremder Individualitäten geworden war, genau so, wie das bei vielen als „Hexen" verbrannten Frauen festgestellt ist, die als ehrenwerte, ja sogar fromme Menschen alt geworden waren, und die doch jahrzehntelang ein Doppelgängerdasein geführt, in welchem ihr Körper zeitweise, insbesondere des Nachts, einer fremden Individualität als Hülle und Werkzeug bei greuelvollen Handlungen gedient.

Nun wäre es freilich groteske Übertreibung, wenn man ein unreifes Menschenkind, wie es diese Baronesse Imogen von Weißlingen damals war, als Hexe im schaudervollen Sinne dieses Wortes ansehen wollte. Aber ein „Hexchen" ist es doch wohl gewesen, das die verführerische, rassige Schönheit dieses Kindes in Anspruch nahm, um durch dieselbe Unheil über die Menschen zu bringen; ein Hexchen im Sinne jener jungen „Schönen", welche Goethe beim Hexensabbat in der Walpurgisnacht mit einem unheimlich dämonischen Singsang an Faust kokettierend herantreten läßt: „Der Äpfelchen begehrt ihr sehr und schon vom Paradiese her usw." — Auch die heutige Psychotherapie bestätigt, daß die Weckung der religiösen Kräfte in einem solchen „besessenen" Menschenkinde oft geradezu Wunder wirkt und derart eingenistete „Hexenwesen" schnell vertreibt. Auch die heutige Heilkunde wendet in solchen Fällen hypnotische Methoden an, die sich von den Exorzismen der alten religiösen Völker eigentlich nur durch das Wort unterscheiden. So führt uns denn also diese moderne Tragödie des „Wälsungen-Blutes" auch nach dieser Seite hin auf vor- und urzeitliche Erlebnisformen zurück und macht sie uns in jeder Hinsicht als das Umgehen „spukender" Ahnengeister in Blut und Schicksal später Nachfahren durchsichtig.

Man kann sich denken, wie grenzenlos unsympathisch die Erscheinung dieses Barons den anderen Gefangenen war. Von weitem

schon hub sich seine leicht vorgebeugte, hohe Gestalt von der Masse der übrigen Gefangenen ab, obwohl er eine recht schäbige Montur trug und in der Woche meist noch dazu in einer groben, schmutzigen Schürze und Winters mit dicken Fausthandschuhen aus Sackleinwand herumlief. Es war trotzdem gar nicht anders möglich, als daß alle anderen in ihm ein fremdartiges Wesen spürten. Allein ihre Haltung Clemens Erich gegenüber änderte sich mit der Zeit sehr. Die meisten von ihnen erkannten schließlich doch, daß Vornehmheit des Wesens, der Erziehung und der Gesinnung keineswegs dünkelhaft und volksfremd macht, sondern, ganz im Gegenteil, wenn sie wie hier auf geistige Vornehmheit gegründet ist, sich gerade dadurch auszeichnet, daß sie jeder Art von Menschen liebenswürdiges Verständnis entgegenbringt, und daß sie in jedem Menschen das in ihm verborgene Wertvolle zu erkennen bemüht ist. Doch vor allem war es der getreue „Sancho Pansa" dieses modernen „Ritters von der traurigen Gestalt", vor allem war's Otto Euler, der kluge Pfälzer, der wie ein Löwe für „seinen Baron" eintrat und geradezu Propaganda für dessen Persönlichkeit machte. Solchergestalt bot sich also hier — ausgerechnet hier im Zuchthaushofe — das merkwürdige Schauspiel dar, daß ältester und neuester Adel sich brüderlich zusammenfanden in einem neuen „Rittertum des Geistes". Daß es sich bei dieser Tragödie um ein solches handelte, ergibt sich überzeugend aus den hymnischen Dichtungen, die Clemens Erich an die Jungfrau-Mutter Maria und an ihren göttlichen Sohn gerichtet hat, und die dem Empfinden wie dem Stile nach wie Übertragungen frommer Gesänge eines ritterlichen Sängers der heiligen Minne aus der Zeit des hl. Bernhard, des Gründers des Zisterzienser-Ordens und damit zugleich auch des Klosters Ebrach, anmuten. Im Zuchthaus ist in Clemens Erich mit der Neugeburt seines inneren Menschen auch der Dichter auferstanden. Dieser Vorgang erinnert an ein Selbstbekenntnis des Tonio Kröger in der Erzählung von Thomas Mann. Da heißt es von einem Manne, der heimlicherweise Novellen verfaßt hat: „Und seine Arbeiten sind manchmal ganz ausgezeichnet. Trotz — ich sage: trotz — dieser sublimen Veranlagung ist dieser Mann nicht völlig unbescholten; er hat im Gegenteil bereits eine schwere Freiheitsstrafe zu verbüßen gehabt, und zwar aus triftigen Gründen. Ja, es geschah ganz eigentlich erst in der Strafanstalt, daß er seiner Begabung innewurde, und seine Sträflingserfahrungen bilden das Grundmotiv in allen seinen Produktionen. Man könnte daraus folgern, daß es nötig sei, in irgendeiner Art von Strafanstalt zu Hause zu sein, um zum Dichter zu werden. Aber drängt sich nicht der Verdacht auf, daß seine Erlebnisse im Zuchthause weniger innig mit den Wurzeln und Ursprüngen seiner Künstlerschaft verwachsen gewesen sein möchten, als das, was ihn hineinbrachte?" — Das trifft unverkennbar auch auf Clemens Erich zu: Es war sicherlich eine tief tragische Dich-

tung der Ahnengeister in seinem Blute, es war ein urtümlicher Wälsungen-Sang, der in den dunkelsten, versunkensten Abgründen seiner Seele fortraunte, was ihn ins Zuchthaus gebracht und dort zum Dichter erboren hat.

Ein Freundespaar

Das Zuchthaus ist ein Treffpunkt aller Extreme; gleichsam ein Nullpunkt, in dem sich alle Pole wieder finden und zur Einheit aufheben, und es sind immer einzelne da, welche dies Wunder auch bewußt erleben können. So wird es uns also auch, so wunderlich es ist und bleibt, doch nicht verwundern, hier nach allen Entartungen und Mißformen des Eros auch von einem zarten Hereinleuchten der veredelnden Liebe überrascht zu werden. Ich deutete schon an, daß der Baron Weißlingen mit einem Schwerverbrecher namens Otto Euler eine Freundschaft geschlossen hat. Dieser Otto Euler war ein Pfälzer. Ich sah ihn schon an meinem ersten Zuchthausmorgen, als ich im Büßerhemde und barfuß vor der Tür des Anstaltsarztes stand und mir die in Reihen aufgestellten Gefangenen betrachtete, die hier zur Behandlung vorgeführt werden sollten. Mitten unter ihnen sah ich einen kleinen, todbleichen, in sich zusammengesunkenen Menschen. Als er den Verband abnahm, der den Hinterkopf verhüllte, bemerkte man eine furchtbare Operationswunde am Ohr, die sich über den ganzen Nacken hinzog. Später erfuhr ich, daß der Medizinalrat eine Reihe schwerer Eingriffe an Ohr, Schädel und Hals vorgenommen, die, ohne Narkose auszuhalten, zwar eine Pferdenatur heischte, den armen Euler aber von einem langjährigen schweren Ohrenleiden und von einer gefährlichen Furunkulose befreit hatte. Unser alter „Obermediziner" hatte nämlich den Ehrgeiz, alle vorkommenden Fälle selbst zu operieren, ohne Narkose natürlich und mit den primitivsten Instrumenten, als da sind Taschen- und Rasiermesser, Papier- und Nagelscheren usw. Man kann sich vorstellen, was mein junger Freund Otto Euler ausgestanden haben mag, als in dieser feldscherhaften Manier an ihm herumgekratzt wurde! Aber er hielt es aus, ohne einen Laut der Klage. Er war eben ein Philosoph; damals ein Stoiker, danach ein Spinozist, endlich ein Bewunderer Schopenhauers. Man wird sagen: das sind viele Leute; das ist doch nichts Besonderes! — Wohl aber ist es etwas sehr Besonderes, wenn ein armer Junge wie dieser Otto Euler, der sein ganzes bißchen Leben vom 19. Lebensjahre an im Gefängnis und im Zuchthause zugebracht hat, der als Kind einer armen Taglöhnersfamilie nur die Volksschule besucht und dann gleich in der Fabrik gearbeitet hat, es dahin bringt, die ganze Fülle geistigen Lebens und der Erkenntnis, die sich in diesen Namen andeutet, in sich aufzunehmen und — was mehr ist — in sich wirksam werden zu lassen! — Er sollte

auch nach vielen Jahren einsamen Ringens, Nachdenkens und Forschens doch nicht ganz allein gelassen werden! Eines Tages bekam er einen neuen Zellennachbar; das war ein feingebildeter Mann: der Baron von Weißlingen! Der Baron und der kleine Euler waren ein ebenso groteskes wie unzertrennliches Paar: äußerlich Don Quijote und Sancho Pansa, insofern der Baron eine hochgewachsene, schlanke, durchaus aristokratische Erscheinung war, die sich immer in gemessener Haltung und sogar im Zuchthause nur in den gewählten Formen bester Kinderstube bewegte, Euler dagegen ein kurzer, dicklicher, stets schlampert und ungepflegt daherstolpernder „Stumpen", dazu noch ein Pfälzer, die ja bewußt alles Aristokratische ablehnen und sich nur sans façon als freimütige Naturburschen wohl fühlen. Er machte immer zwei kurze Schrittchen, während der Baron einen weit ausholenden, ernsten und gewichtigen Schritt tat, und sprach hundert hastige Worte in der flink sprudelnden, etwas „krischigen" Pfälzer Mundart, bis der Baron einmal mit vornehm-bedeutsamem Neigen des bleichen, fürstlichen Hauptes eine einsilbige aber sehr pointierte Bemerkung äußerte. So groß dieser Kontrast im Äußerlichen war, so groß war aber auch die Harmonie im Inneren; da stimmte der Vergleich mit dem „Ritter von der traurigen Gestalt" und seinem verfressenen, verschlagenen Schildknappen ganz und gar nicht. Denn der kleine Proletarier war in unserem Falle mindestens ebensosehr eine geistige, auf die edelsten Menschheitsziele gerichtete, allen materiellen Genüssen gegenüber völlig gleichgültige Persönlichkeit, wie der große Edelmann.

Beide suchten und fanden oftmals Gelegenheit, sich mit mir zu unterreden, und so nahm ich an ihren geistigen Kämpfen, Fortschritten, Rückfällen und Krisen dauernd Anteil: und das alles, sage und schreibe, im Zuchthause! Sage und schreibe es, da ich immer noch hoffe, daß sogar Juristen es noch einmal einsehen werden, daß auch der raffinierteste und „humanste" Strafmechanismus nie und nimmer dazu führen wird, die mit Recht als Kulturschande empfundene Zuchthausbarbarei auszumerzen, die darin besteht, daß das geistige Innenleben der durch irgendein Mißgeschick dem Strafgesetze Verfallenen fast ganz unbeachtet bleibt, namentlich bei der Bemessung der Strafdauer, auch dann unbeachtet bleibt, wenn, wie in diesem Falle, Geistliche und Lehrer nachdrücklich darauf aufmerksam machen, daß der Mensch, der hier immer noch im Kerker steckt, längst nicht mehr derselbe ist, der damals für ein paar Stunden vor dem Strafrichter stand. Maupertuis' „L'homme machine" scheint bei unseren juristischen Gesetzgebern immer noch der Weisheit letzter Schluß zu sein, während doch die grauenhafte Weltkatastrophe, zu der diese mechanistische Auffassung des Menschen schließlich geführt hat, unserem Zeitalter doch deutlicher als jedem anderen zu erkennen gibt, wohin es mit dem Menschen kommt, wenn er vergißt, daß er ein

geistiges Wesen ist, es auch dann im Innersten ist, wenn eine ungeistige Verkrustung das äußerlich unkenntlich macht; und daß er also nur von seinem geistigen Kern aus beurteilt, erzogen und, wenn er gefallen ist, wieder aufgerichtet werden kann!

Dies Wiederaufrichten hat nun dieses äußerlich so ungleiche Paar dank seiner inneren gleichgerichteten Geistigkeit aus sich selbst heraus in gegenseitigem Sichfördern ganz wunderbar ins Werk gesetzt. Der staatliche Strafvollzug, der nach den neuesten Bestimmungen doch dazu da ist, dieses Werk der Wiederaufrichtung an den ihm anvertrauten Menschen zu vollbringen, hat dazu gar nichts getan und auch nichts tun können. Auch wenn die Beamten es von sich aus möchten, so sind sie doch in vielen Fällen dadurch daran gehindert, daß sie sich an die Akten halten müssen und an alles das, worauf der Gefangene durch das Urteil sowie durch die Führungslisten einmal festgelegt ist. Das schaltete z. B. auch diesen armen Otto Euler von jeder Aussicht auf Strafnachlaß aus. Er war in der Tat wegen ganz abscheulicher Untaten eingekerkert worden: Diebstähle, Einbrüche, Raubanfälle, begangen in Gemeinschaft mit einem Rudel anderer Kriegsbengel, die, der Schule entwachsen, während der Vater im Felde stand, von der schwerbedrängten Mutter gleich in die Fabrik geschickt wurden und alsbald verwilderten. Man war ja in manchen Industrien dortmals auf solche Kerlchen angewiesen, da es an Männern fehlte, bezahlte sie auch, wenn sie anstellig waren, sehr gut, und dann kamen die Weiber in den Betrieben und auf den Bahnfahrten zur und von der Arbeitsstätte an sie heran und besorgten das übrige. Auf der Plassenburg, wo er zuerst interniert war, wurde er in eine schwere Meuterei verwickelt — ein echter Pfälzer muß ja immer mit vorne dran sein, wenn irgendwo irgend etwas los ist! — Und da diese Affäre ein böses Ende nahm, mit Schwerverwundeten und, ich glaube, sogar Toten auf seiten der Aufseher wie der Gefangenen, so trug ihm das nichts als nur wiederum soundso viele Jahre Zuchthaus zu den vielen Jahren, mit denen ihn bereits der Gerichtshof bedacht hatte. Er sah also noch eine lange Zeitspanne zwischen sich und der sogenannten Freiheit; aber er war ein Erweckter, der ganz klar erfaßt hatte, daß diese Weltferne und Einsamkeit notwendig und gut war für die Entfaltung seines inneren Menschen. Ganz plötzlich war das eines Tages über ihn gekommen, wie eine Erleuchtung! Und von da an ließ es ihm keine Ruhe mehr; seine Vergangenheit fiel von ihm ab wie etwas, das nie zu ihm gehört hatte. Er suchte und forschte ohne einen Führer, auch ohne die verstandesmäßige Führung, die Menschen mit höherer Schulbildung durch Lektüre und durch das auf literarischem Wege an sie herantretende Beispiel hervorragender Geistesmenschen der Vorzeit haben. Er war ganz auf sich selbst angewiesen und auf das Unbegreifliche, das da plötzlich in ihm sich regte und ihn in eine Welt hineintrug, von der er bisher keine Ahnung gehabt.

Er tastete sich unverdrossen durch die spärlichen Bestände an Büchern höherer Geistigkeit, welche die Anstaltsbibliothek zwischen Massen von Minderwertigkeit enthielt. Der Pfarrer konnte ihm wenig bieten, da Euler, seiner sozialistisch-atheistischen Herkunft nach, zunächst alles Religiöse ablehnte; und so war es ihm zumute, als ob er wie ein Irrgänger durch den Urwald taumle, bis ihm irgendwie einmal Spinoza in die Hände fiel. Das war die für ihn bestimmte Flamme, an der er sein Lichtlein anzünden sollte. Heller und heller leuchtete es in ihm und um ihn, und er war nun, trotz Kerker und trotz der furchtbaren Entbehrungen, welche die erste Nachkriegszeit den Zuchthäuslern auferlegte, ein freier, froher Mensch, voll innerlicher Glückserlebnisse. Er strahlte immer, wenn man seiner ansichtig wurde. Auch körperlich ging etwas wie eine völlige Erneuerung mit ihm vor; es war, wie wenn ein reiner Geist von ihm Besitz ergriffen und alle unreinen Säfte aus seiner Leiblichkeit vertrieben hätte. Ich staunte von Tag zu Tag mehr, wie tief er in Spinoza durch die gedanklichen Schleier hindurch das Tiefenerlebnis erfaßte, ohne welches dieser Philosoph, der ja auch in Goethe die Erkenntnis des Göttlichen erweckte, nicht voll erfaßt und ausgewertet werden kann. Aus dem verwahrlosten, ohne Erziehung und ohne Bildung herangewachsenen und in die dunkelsten Abgründe menschlicher Verkommenheit versunken gewesenen Bengel war ein Mann geworden, der auf seine bescheidene Art und in tiefster Demut mit den höchstgestiegenen Geistern um die Palme der Erkenntnis und der sittlichen Vervollkommnung rang. So war er denn nun auch schließlich durchgedrungen zu einer wahren Religiosität, zu einer aus persönlichstem innerem Erleben heraus frei erborenen Hingabe an Gott. Er verstand nun auch seinen geliebten Meister Spinoza erst richtig, indem er dessen „Pantheismus" nicht als ein Vereinerleien Gottes mit der unvollkommenen und vergänglichen Welt, die uns unsere trügerischen Sinne vorspiegeln, begriff, sondern eben als Goethes „Gott-Natur". — „Gott ist Geist!" sagt Christus. Und so ist auch die „Gott-Natur" und die Gotteswelt eine geistige Natur, eine geistige Welt, die den Sinnen verborgen, dem Göttlichen im Menschen aber als Höchsterlebnis offenbar ist.

Und einen Menschen, der dahin gekommen ist, durch Höllentore und dunkelste Schlünde sich hinanringend, den behandelt der Schematismus moderner Straftvollzugstechnik unentwegt so weiter, als wenn er noch der verkommene Bursche und der gefährliche Meuterer wäre, als der er einst vor vielen Jahren den schärfsten Zahnrädern des Anstaltsmechanismus überantwortet wurde! Sie hat in ihrer geistfeindlichen Einstellung nichts dazu tun können, um die Keime geistig-sittlichen Wachstumes, welche in der unterm Geröll eines chaotischen Zeitalters verschüttet gewesenen Seele verborgen lagen, zur Entfaltung zu bringen! Denn der in diesen Anstalten amtlich eingerichtete Kirchenbetrieb kann solchen Leuten zu-

nächst gar nicht helfen! Das ist auch so eine von den, aller psychologischen wie aller seelsorgerischen Erfahrung geradezu hohnsprechenden Unbegreiflichkeiten dieser „human" sein sollenden Strafmaschinerie: daß sie Menschen, die ihr ganzes Leben lang nicht nur allem Kirchlichen und Religiösen, sondern überhaupt allem Geistigen weltenfern, ja, abgeneigt und feindlich gewesen sind, glaubt durch eine in ihren Maschinenbetrieb mit eingegliederte, amtliche Seelsorge beeindrucken zu können; das heißt, in Wirklichkeit glaubt ja wohl kaum jemand, daß dabei etwas erzielt würde, man tut bloß so. Man nimmt das Religiöse in den Apparat mit auf, nur um zu verhindern, daß es als freie geistige Macht von außen her an die Seelen der Gefangenen herankomme, wo es dann unbequemerweise unkontrollierbare Geistesregungen hervorrufen könnte. So erblickt der Gefangene in Seelsorge, Gottesdienst, Predigt, Kirche nur einen Teil des zu seiner Knechtung, Entwürdigung und Qual eingerichteten Betriebes und lehnt es unbesehen ab, verstopft sich die Ohren dagegen. Um so dankbarer war Otto Euler, dieser Proletariersprößling, der aus dem tiefsten sozialen und sittlichen Elend heraus sich im Zuchthause auch zu einem Adelsmenschen durchgerungen hatte, seinem ritterlichen Freunde für die geistige Förderung, welche dieser, der universal gebildete, mehrsprachig erzogene Weltmann ihm gewährte. So trat denn hier schließlich deutlicher als irgend sonst vor Augen, daß echte Rasse etwas Geistiges ist. Auch dieser Proletarier, Fabrikarbeiter, dann Vagabund und Schwerverbrecher, in dem aber ein geistiges Samenkorn unter der Glut und dem Drucke schwerster Prüfungen aufgekeimt war, auch dieser entfaltete sich zu einem Adelsmenschen von entschieden ausgesprochener geistiger Rasse, zu einem Menschentume, das vielleicht die Edelrasse der Zukunft darstellt!

Der Karussell-Willy

Er saß in der Kirche immer ganz vorn auf einem Eckplatze der ersten Bank, und so oft das heilige Abendmahl gefeiert wurde, ging er großartig mit. Wenn sich die Reihenfolge der Zellengefangenen durch Entlassungen oder durch neue Zugänge geändert hatte und er dadurch seinen Eckplatz verlor, wurde er ungemütlich, machte den Aufsehern Krach und bekam, wenn alles das nichts half, einen epileptischen Anfall — und dann ließ man ihn ins Dreiteufelsnamen auf seinem Eck- und Stammplatze hocken. Die Beamten hielten seine Anfälle für simuliert; sie waren es auch meist, aber nicht immer. Überhaupt ist Simulation, wenn sie monate-, jahrelang konsequent durchgeführt wird, ein so kompliziertes Wirrsal seelischer Vorgänge, daß sie gar nicht möglich ist, wenn das Leiden, das vorgetäuscht wird, oder doch eine Anlage dazu nicht irgendwie wirklich in dem Simulanten steckt. Der rich-

tige Simulant ist eigentlich gar kein Simulant, obwohl er simuliert. Er tut's auch gar nicht aus Berechnung. Die, welche aus Kalkül bewußt und willentlich etwas heucheln, also z. B. den „wilden Mann" markieren, sind von erfahrenen Ärzten und Beamten schnell zu entlarven. Es sind eben immer dieselben Tricks, die sofort durchschaut werden. Der echte Simulant hingegen ist kaum je und fast nie vollkommen zu durchblicken, schon weil er sich gar nicht bewußt und willentlich zur Simulation entschlossen hat, sondern weil es plötzlich über ihn kam wie ein Anfall. Auf einmal zeigt er alle Symptome dieser oder jener Krankheit, ohne doch diese Krankheit zu haben. „Es ist," sagte der Karussell-Willy, „wie bei den Weibern, wenn sie sich einbilden, daß sie ein Kind bekämen. Da wird ihnen der Bauch immer dicker und es wird ihnen kotzübel, wenn sie Äpfel sehen, und sie kriegen alle Schwangerschaftszustände, legen sich schließlich ins Bett und fangen das Gebären an, und ist doch gar keine Geburt da." — „Hysterie", sagen die Mediziner; ohne sich darüber im unklaren zu sein, daß sie damit kaum viel mehr sagen als ein nichtssagendes, aber sehr wissenschaftlich klingendes Fremdwort.

„Hysteriker" sind viele unter den Verbrechern: Menschen, die alle Symptome des Verbrechers zeigen und doch eigentlich gar keine Verbrecher sind. Dieser Karussell-Willy war so einer: Er bekam von Zeit zu Zeit seine „Krämpfe", und dann trat ihm entweder Schaum vor den Mund oder er stellte etwas an, und das war dann auch nur ein „Krampf". Er bekam oft seine Anfälle; kein Gericht hat Zeit, der seelischen Wirrnis auf den Grund zu gehen, aus der heraus solche Hysteriker von Zeit zu Zeit „kriminelle Krämpfe" bekommen. Zwölf Jahre Zuchthaus hatte der Karussell-Willy diesmal, nachdem er früher schon oft und viele Jahre im Gefängnis gewesen. Aber er machte sich nichts daraus. Er war immer bei Humor, kam immer strahlend daher, der kleine, krummbeinige Kerl mit dem vorgestreckten Unterleibe und dem Seemannsgange, in dem, von einem blonden Bart umrahmten, sommersprossigen Gesichte eine Sokratesnase, die aussah, als ob ihm einmal einer das Nasenbein mit einem Faustschlage eingeknickt hätte, wie es einst dem großen Meister Michelangelo geschehen ist. Auf dieser eingeknickten Nase saß eine Brille, durch deren große runde Gläser ein paar listig zwinkernde Äuglein blickten, so, als ob er immer dächte: Pah, die ganze Welt ist Schwindel! Er war der Typ des immer vergnügten, schon ziemlich stark verblödeten Hysterikers, der im Zuchthause nicht selten ist und sein ebenfalls nicht seltenes Gegengewicht in dem melancholischen Idioten hat, der immer jammert und trübsinnig umherwankt, und der doch gar nicht unglücklich, dem das Seufzen und Jammern genußreich, dem seine Trübsinnspose interessant ist. Der Karussell-Willy war ein vergnügtes Vieh; ein wirklich viehischer Kerl, der in seinem ganzen wüsten Leben nie anderes gedacht und getan hat als Lumpereien. Und des-

halb soll hier von ihm die Rede sein. Der Spießbürger spricht ja immer von den „zum Vieh herabgesunkenen Unmenschen", von den „vertierten Subjekten", von den „Bestien in Menschengestalt", von „Schweinehunden", über die er sich so unendlich erhaben fühlt, weil seine eigenen, juristisch vielleicht einwandfreien Schweinereien und Viehischkeiten niemals offenkundig geworden sind. Sehen wir uns also auch den Typus von Zuchthäuslern einmal etwas näher an, der diesen sittlichen Entrüstungsausbrüchen des nicht vorbestraften Spießers eine gewisse Berechtigung zu geben scheint!

Die bei Hysterikern nicht seltene Verblödung war bei dem Karussell-Willy allerdings so stark, daß er gewisse Angelegenheiten der Stubenreinheit nie ganz begriff, daß er in manchem unerziehbar war, und daß die Beamten ihn nie dazu brachten, gewisse, der Hausordnung zuwiderlaufende Eigenwilligkeiten zu unterlassen. Das war kein böser Wille bei ihm; er war im Grunde gutwillig und folgsam. Er begriff's einfach nicht. Wenn die Halstücher eingesammelt wurden, weil amtlich der Winter herum war, dann weigerte er sich, das seine abzugeben. Entriß man's ihm gewaltsam, dann lag er im gleichen Augenblicke mit Schaum vorm Munde und mit verdrehten Augäpfeln auf dem Zementboden und keuchte und schrie, daß man's bis auf die Landstraße hinaus hörte und die Zuträger der bayerischen Oppositionsparteien im Landtage Greuelberichte empfingen über Gefangenenmißhandlungen, die man bis auf die Landstraße hinaus hören könne. Erklärte man ihm, daß er sein Halstuch ja behalten dürfe, er müsse sich nur ordnungsgemäß zum Arzte melden und diesem ein Gesuch vortragen, dann erklärte der kleine, breite Kerl, sich imposant emporreckend: das habe er nicht nötig; die anderen vielleicht — er nicht. Warum er nicht, das war nicht ergründbar. Aber er blieb dabei: noch ein Wort, und er schlägt alles in der Zelle kurz und klein! Tut er auch; wenn es zufällig ein ungeschickter oder aufbrausender Beamter war, der mit ihm verhandelte. Und dann geschah's wohl auch, daß man ihn in den Arrestkäfig sperrte; weniger weil man sich von solcher Maßregelung etwas erwartet hätte, als des Eindruckes auf die anderen Gefangenen und des disziplinären Prinzipes wegen. Im Käfig ward er sofort zum Tier: heulte wie ein Wolf, bellte wie ein Hund, wieherte wie ein Roß, brüllte wie ein Stier, fraß aus seiner Kostschüssel wie die Sau aus dem Troge, ließ Kot und Urin seiner Wege gehen wie das Vieh im Stalle, beschmierte sich das Gesicht damit und verschlingt schließlich gar seine eigenen Exkremente. Man meldet's dem „Ober". Der, ein Kenner solcher Einbrüche des Viehischen in die Menschheit, sagt: „Nur gehen lassen! Schaden kann's ihm nicht!" Richtig: nach ein paar Tagen schläft er und schläft, bis der Arzt kommt, ihn säubern und in die Badewanne stecken läßt, wogegen er nun auch keine Einwendungen mehr erhebt, um dann in der Stube der Leicht-

kranken am Tische zu sitzen und die armen Schatten der Schwindsüchtigen, die dort immer herum husten, mit erlogenen Schweinereien zu ergötzen, die er erlebt haben will. Keiner glaubt's ihm; aber keiner sagt etwas dagegen; man ist sehr duldsam an diesem Orte der Absterbenden. — Er hat mir das alles erzählt, wie als ob es eine Heldentat wäre. Namentlich auf den Anfall von Koprophagie war er ungemein stolz: „Macht nicht jeder, he? — Der Alte hat mir sagen lassen, ich sollt' mir's gut schmecken lassen! Hab' ich getan! — Ein Urviech, der Alte! Hat Humor im Leib!" Und dann lachte er, ob über den Alten oder über sich, blieb bei ihm so zweifelhaft, wie fast alles andere auch. Er lachte überhaupt immer, namentlich wenn er seine endlosen Weibergeschichten losließ, und so recht nach Herzenslust die „Sauglocke" läutete. Er war ganz durchseucht von einer sexuellen Phantastik der wüstesten Sorte. „Der schweinigelt sich noch zu Tode," sagten die anderen Gefangenen, die sich meist nach kurzer Zeit weigerten, mit ihm spazieren zu gehen, weil ihnen diese sexuelle Manie Ekel verursachte. Es war aber vielleicht nicht einmal so sehr das Unzüchtige seiner Anekdoten, was ihn unausstehlich machte, als vielmehr: „Weil sie sich nicht so saudumm anlügen lassen wollten". Er prahlte in einer geradezu infernalen Schamlosigkeit mit all diesen Wucherungen seiner Phantasie und behauptete alles das faktisch erlebt zu haben. Dabei wußte jeder, daß er, der Fürsorgezögling, nur recht wenige Jahre seines etwas über fünfzigjährigen Erdenwandels außerhalb geschlossener Anstalten verbracht hatte.

Allerdings entstammte er einer Sphäre, wo mehr möglich ist in diesem Punkte, als sich der seßhafte Spießbürger träumen läßt. Wie schon sein „Bühnenname" sagt, gehörte er von Haus aus oder richtiger: „vom Wohnwagen aus" zum fahrenden Volke der Schausteller, deren Wanderfahrten drei große Hauptstationen haben: das Münchner Oktoberfest, die Dresdner Vogelwiese und den Hamburger „Dom", welch letzterer ihrem Wanderdasein an Weihnachten für einige Wochen ein Ende setzt, bis es mit dem Frühjahre neu beginnen kann. Dieses Zigeunertum ist heute noch eine Welt für sich mit eigenen Sitten und Unsitten und mit einer eigenen seelischen Einstellung zu den Dingen. Es mag sein, daß aus diesem Berufe nicht mehr Kriminelle hervorgehen wie aus den seßhaften Berufen auch, aber er ist doch eine Sammelstelle für das Verbrechertum, weil sich viele Entgleiste in dieses schwer kontrollierbare Landfahrertum hineinflüchten. Bei uns waren außer dem Karussell-Willy noch mehrere Leute aus dieser Sphäre, so der schon früher erwähnte Clown aus dem Wanderzirkus, dessen Haut mit lauter unzüchtigen Szenen tätowiert war, was auch auf eine sexuelle Besessenheit schließen läßt; dann ein Degenschlucker und Feuerfresser, und endlich ein Hausierer ohne Füße, der sich auf seinen Beinstummeln mit Hilfe von zwei schemelartigen Gestellen fortbewegte und der seinen, mit irgendwelchem Tand und Schund be-

packten Karren auf Kirchweihen und Jahrmärkten herumzuschieben pflegte und wahrscheinlich deshalb keine Prothesen haben wollte, um mitleiderregender zu erscheinen. Ein unheimlicher Kerl mit gelbem Gesichte und mongolischen Schlitzaugen, in denen manchmal ein verfluchtes grünes Leuchten aufzuckte. Wenn's in den Hof ging, mußte immer eigens für ihn mit ein paar Brettern eine Art von Rampe über die Treppenstufen geschoben werden, damit er herunterrutschen konnte. Während die anderen dann in Gruppen den Rasen umkreisten, kroch er für sich allein an der Hauswand hin und her mit einem Gesichte, als ob ein Krebsleiden quälend an ihm zehre. Ich habe nicht erfahren, welches Verbrechen ihn hierher geführt; der Karussell-Willy behauptete, der Mann habe die Gewohnheit, Kinder durch Näschereien an sich zu locken und dann zu unzüchtigen Zwecken zu verschleppen, aber ich weiß nicht, ob das nicht auch eine Ausgeburt der speziellen Phantastik meines Freundes Willy war. Der Hausierer machte immer auf mich den Eindruck von etwas ganz besonders Dämonischem, schon weil sich in dem langen, schlürfenden Zuge der Gefangenen zur Kirche jedesmal eine große Lücke öffnete, ehe er kam, und man erst eine Weile das quälende Schlurfen seiner unten mit Lederkappen abgeschlossenen Beinstümpfe hörte, ehe man ihn zu sehen bekam. Der genialste Regisseur könnte keinen wirksameren Regietrick finden, um bei einem Aufzuge fühlen zu lassen: jetzt kommt das Unheil!

Der Willy seinerseits war sozusagen eine Ausgeburt des Karussells, auf dem er sogar empfangen und geboren sein wollte und auf dem er jedenfalls schon herumkroch, als er kaum laufen konnte, und dessen Atmosphäre ihn ganz erfüllte: die kindischheitere Tagesatmosphäre des Karussells ebenso wie die schwüle, wüste Nachtluft desselben, wenn angetrunkene Paare aus der Vorstadt sich hier in einem schamlosen Taumel herumwirbeln lassen. Der Vater ist ein bärenstarker Säufer, der die Kinder zum Stehlen schickt und sie halbtot prügelt, wenn sie ihm keine Saufgroschen heimbringen. Hinter den sonderbar riechenden Leinwänden benachbarter Schießbuden, Menagerien und Panoramen herumkriechend, wächst der Willy zu einem Bürschchen heran, das von nichts weiß als von Spitzbübereien, Schweinereien und Lastern. Als Vierzehnjähriger schon stellt er den flitterbehangenen, armen Mädels nach, die sich zwischen den Holzpferden, Schwanenschlitten und Prachtkutschen auf dem Karussell herumdrücken und einkassieren müssen. Er trifft eine hinter der Orgel mit einem fremden Burschen und wird von sinnloser Eifersucht überfallen; alles dreht sich um ihn; er selbst wird zum Karussell, und seine wild herumfahrenden Fäuste packen einen der riesigen Schraubenschlüssel, die dort herumliegen. Als er wieder zu sich kommt, hat er dem Burschen den Schädel eingeschlagen. Wegen Körperverletzung mit Todesfolge kommt er als noch Minderjähriger in eine Zwangserziehungs-

anstalt. Hier lernt er schnell dazu, was er an Lumpereien noch nicht wußte. So fürs Leben ausgerüstet, tritt er dann hinaus, um bald im undurchdringlichen Gewimmel der fahrenden Leute, bald im Gefängnisse unterzutauchen. Im Winter bringt sich die Karussellbesitzersfamilie in einer kleinen norddeutschen Stadt mit Kesselflickerei und dergleichen kleinen Reparaturen kümmerlich durch. Der Willy wird ausgeschickt, Arbeit bei der Kundschaft zu holen und nebenbei Ausschau zu halten, wo's etwas zu klauen gibt. Einmal lungert er wieder am Bahnhof herum, wo sich immer einmal Gelegenheit zu einer kleinen Taschendieberei bietet; der Berliner D-Zug läuft ein; aus demselben steigt ein eleganter Herr mit einem Koffer: „Junge, willst du mir den Koffer tragen?" — Willy belädt sich mit dem Köfferchen. „Wohin?" — „Du wirst besser wissen, wo man hier anständig wohnt, wie ich." — Gut, der Willy führt den Herrn in den besten Gasthof der Provinzstadt. Er soll den andern Morgen in aller Frühe wiederkommen. Es ist noch dämmerig, als der Willy den Herrn wieder abholt: wohl ein Geschäftsreisender, der jetzt auf die Tour gehen will, um seine Muster noch vor dem Konkurrenten vorlegen zu können. Aber nein! „Wie weit es wohl zu Fuß nach Magdeburg wäre, der nächstgelegenen Großstadt?" — Aber dahin konnte man ja fahren; es gingen eine Menge Züge! — Nein, der Herr hat besondere Gründe, nicht die Bahn zu benutzen. — Aha, denkt der Willy, der mit allen Hunden gehetzt ist: da stimmt etwas nicht! Also man wandert im Morgengrauen die Landstraße entlang. Der Willy hat das Kofferschloß schon untersucht. Es gibt sich unterwegs Gelegenheit, dasselbe mit oft geübten Tricks aufzumachen. Inhalt: Juwelierwaren, namentlich viele goldene Uhren in Etuis und Uhrketten. Wie aus einem Schaufenster herausgeholt, denkt der kleine Willy, der schon öfters auf väterliche Weisung Juwelier- und Uhrmacherschaufenster studiert hat. Deshalb also der Fußmarsch! Die Eisenbahnkriminalen haben wohl schon sein Signalement im Fahndungsblatte! Da kann einem nicht viel passieren, meint der Willy, und beginnt unmerklich ein Stück nach dem anderen aus dem Köfferchen in seine Überziehertasche zu schmuggeln, bis diese gefüllt ist. Das war weitblickend gehandelt. Denn gleich darauf sagte der Herr: er könne ja den Weg jetzt nicht mehr verfehlen; er wolle nun allein weitergehen; nimmt sein Köfferchen, gibt dem Willy zwei Mark, und fort ist er auch schon. Der wird wissen, warum, denkt der Willy, aber ein bestohlener Dieb bleibt er doch. Die Tasche voll goldener Uhren und Ketten, trollt er nach Hause. Der Alte übernimmt die Verwertung des Schatzes. Er muß ein hübsches Sümmchen herausgeholt haben, denn er gibt dem Willy 20 Mark als Anerkennungs- und Ermunterungsprämie, und außerdem kriegt der Bengel einen neuen Anzug gekauft.

So steigt er von Stufe zu Stufe auf die Höhe seiner ererbten Berufstätigkeit. Bald reist er mit dem väterlichen Familienkarussell, bald mit anderen Schaustellungen als Ausrufer und Anreißer: bald

ist es „das Weib ohne Unterleib", bald sind es die „skatspielenden Seehunde", bald andere nie dagewesene Meerwunder, zu deren Besichtigung er mit endlosem Gebrüll oder mit holden Schäkereien aufzufordern hat. Es scheint aber, als ob er dabei nicht den erwarteten Erfolg für sich gefunden habe. Er wandert als Handwerksbursche umher, arbeitet auch einmal da in einer Zuckerfabrik, dort in einem Zementwerk, stiehlt, wo sich Gelegenheit bietet, brummt Haft- und Gefängnisstrafen ab und wird einer von den Unzähligen, welche die wohlberechneten Bahnen der in geordneten Verhältnissen Existierenden in unberechenbaren Kurven schwarmweise umkreisen und jeden Augenblick zu allem fähig sind. Er will in Kiel seiner Militärpflicht genügt haben, um dann als Koch oder Bäcker zur See zu fahren. Wie alle diese Leute langweilte er mich halb zu Tode mit erlogenen Geschichten, die er auf abenteuerlichen Weltreisen erlebt haben will. Am meisten interessiert mich noch sein Rezept für die Zubereitung von Haifischfleisch, bei dessen Anwendung der feinste Rindfleischgeschmack erzielt werden soll. Endlich hat er Glück: bei Harburg trifft er an einem rauhen Winterabend auf der Landstraße ein hübsches junges Mädchen, das soeben aus einem Gefängnisse entlassen worden ist und nun, da es nicht aus noch ein weiß, in St. Pauli das Heer der Matrosendirnen um eine zu vermehren gedenkt. Das war nun so recht ein Fall für meinen Willy! Sofort bietet er sich als Manager an, wird ihr Lude und führt auf ihre Kosten ein fideles Leben. Um sie verlockenderen Burschen gegenüber fester an sich zu fesseln, heiratet er sie. Zille hätte den Hochzeitszug nicht besser zeichnen können als Willys Erzählungsweise ihn vor mir entrollte: Er und sie, dann ein anderer Zuhälter und eine andere Dirne als Zeugen und noch eine ganze Korona von „Kollegen" und „Kolleginnen" hinterdrein, und alles so schwer besoffen, daß der Standesbeamte nach der Polizei telephonieren muß, um mit der lustigen Gesellschaft fertig zu werden. Wenn seine Frau Herrenbesuch heimbringt, verkriecht er sich, bis die Situation so weit gereift ist, daß er sich an die Kleider des Gastes heranschleichen und die Brieftasche plündern kann. Aber dies „Eheglück" dauerte nicht lange. Sie wird krank. Als er merkt, daß sie stirbt, macht er sich davon und sucht eine andere. Und so „ludelt" er weiter, bis er es — nach seiner stolzen Versicherung — zum Bordellwirt gebracht, bei welchem Berufe die Kunst darin besteht, die Mädchen recht viel für Miete, Beköstigung, Bedienung usw. abliefern zu lassen und möglichst solche Weiber zu bekommen, die in der Technik der höheren Lasterhaftigkeit perfekt sind. Er erzählte sehr anschaulich, wie er sich in die Türen unauffällige Gucklöcher gebohrt habe, um durch dieselben die Vorgänge in den Gemächern zu beobachten und auch von anderen beobachten zu lassen, wofür ihm gewisse Lebegreise aus seiner Stammkundschaft ansehnliche Vergütungen hätten zukommen lassen. Ich nehme an, daß er überhaupt nur Hausknecht

oder Laufbursche in einem solchen Institute gewesen ist und wohl auch Spitzbübereien an den armen Mädchen verübt hat. Eines Tages wird er von der Polizei abgeholt. Nachdem er die Strafe verbüßt, geht er als Hausierer mit dem „Bauchkasten" in die Häuser, angeblich gern gesehen von vereinsamten Seemannsfrauen und reiferen Witwen, denen er außer seiner eigenen Männlichkeit auch die von anderen Burschen gegen entsprechende Provision und nachfolgende Erpressungen zugeführt haben will. Geht wieder auf die Walz, wird von Gefängnis zu Gefängnis durch ganz Deutschland weitergereicht, bis er schließlich in einer großen süddeutschen Stadt als gelernter Bäcker in einem Geschäfte Stellung findet, dessen Inhaber kürzlich verstorben ist und das von der Witwe fortgeführt wird. Es dauert nicht lang, so hat er sich unentbehrlich gemacht und kann in das Geschäft einheiraten. Er bringt dasselbe in Flor dadurch, daß er eine kleine Konditorei angliedert, die er bald zum Treffpunkte der Straßendamen und der minderen Lebewelt zu machen weiß. In einem privaten Nebenzimmer, welches sonst, mit den ehrenwertesten Familienphotographien geziert, als gute Stube dient, werden die von den Weibern angeschleppten Opfer mit Falschspiel und Sektrechnungen gerupft. Das alte Schaustellerblut gibt keine Ruhe: er gründet auch ein Kabarett in der verrufensten Vorstadt, durch das er viele halbverhungerte weibliche Wesen in die Finger bekommt, die ihre einst für die Bühne ausgebildeten, abgenützten Stimmen und ihre strapazierten Reize hier für einen Hundelohn an den Mann zu bringen suchen. An alledem kann man verdienen, wenn man so ein abgebrühter Junge ist wie der Karussell-Willy.

Dann aber kam seine glorreichste Zeit! Der Krieg! Was von seinen Abenteuern, die er als landsturmpflichtiger Militärbäcker erlebt haben will, den Tatsachen entspricht, was nicht, ist gleich; jedenfalls ist er eines Tages als Bäcker im Gefangenenlager einer bayrischen Stadt. Dort, an einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, befinden sich auch riesige Kriegsmagazine, und er kommt in Beziehungen zu Unteroffizieren, welche in denselben zu tun haben; andererseits aber auch mit dunklen Geschäftsmännern in der Stadt, und bald ist ein schwunghafter Betrieb im Gange, bei dem wollene Decken und tausend andere, damals unermeßlich kostbare Dinge in Automobilladungen gestohlen und verschoben werden. Die aufsichtführenden Feldwebel bezeichnen volle Kisten mit dem Zeichen für leere, abzurollende, und so werden sie unbehindert wieder von den Lieferanten mitgenommen, die sie vorher gebracht und bezahlt erhalten haben. Der Willy brüstete sich damit, der Organisator dieses weitverzweigten Konzerns gewesen zu sein, aber in Wirklichkeit war er doch wohl nur ein ganz untergeordneter Helfershelfer, der es auf gerissene Weise verstand, das, was er von dem Handel wußte, erpresserisch auszubeuten. Es war ja eine ganze Reihe von angesehenen Geschäftsleuten beteiligt, welche es zum

Teile nur seiner Verschwiegenheit zu danken hatten, wenn sie nicht auch später ins Zuchthaus flogen. So erzählte er; und ich glaube es ihm, weil er nämlich gleich hinzusetzte, daß er natürlich nicht aus einfältigem Edelmute so verschwiegen gewesen wäre, sondern weil es sich um wohlhabende Leute handelte, die er nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause dann schon entsprechend schröpfen werde. Er müßte ja ein Narr sein, wenn er je wieder ans Arbeiten dächte! Er würde von den Renten des diskreten Kapitales herrlich und in Freuden leben, das er sich durch sein Wissen um die geheimen Verschuldungen solcher, heute noch hochangesehener Herren gesammelt habe. Manche von diesen wären außerdem Stammgäste in seinem Kabarett gewesen, er hätte sie mit Weibern versorgt, und da brauchte er ja jetzt nur damit zu drohen, daß er ihren Ehefrauen etwas verflüstern wolle, dann würden sie schon Geld genug ausspucken. Ich habe kaum je einen Menschen kennengelernt, der so zuversichtlich in eine lachende Zukunft geschaut hätte wie dieser Zuchthäusler.

Da der für ihn und andere so ungemein ergiebige Krieg „leider" schließlich doch auch einmal aufhörte, hatte man zu einem anderen Erwerbszweige übergehen müssen. Man versorgte die großstädtischen Restaurants und Gasthöfe mit gestohlenen Lebensmitteln. Das alles aber nicht in planmäßigem Betriebe, sondern, der Veranlagung Willys entsprechend, nur so anfallsweise. Wochenlang war man ein solider Bäckermeister und Konditor mit „chambre séparée"; dann plötzlich kommt irgendein Kumpan daher oder ein Frauenzimmer mit einer Idee von einem „Ding", das „gedreht" werden soll — und schon hat's ihn gerissen. Er ist mit unterwegs, ohne es recht zu wissen, und auch nachher ist ihm gedächtnismäßig nie recht deutlich, was eigentlich los war. Die einzelnen Akte seines Verbrecherdaseins waren eigentlich alle so eine Art von Dämmerungszuständen, bei denen man sich selbst mehr oder weniger abhanden kommt und mit einem seltsam veränderten Bewußtsein ganz andere Dinge tut als in seinem normalen Wachzustande. Es ging das auch daraus hervor, daß er, nachdem die Bande „verschütt gegangen" war, bei der Verhandlung eine ganze Reihe von Einbrüchen, Diebstählen und Betrügereien auf Vorhalt eingestand, bei denen er, wie sich nachher zeigte, gar nicht beteiligt gewesen sein konnte, weil er zur Zeit des Geschehens eine Strafe verbüßte. Auch bezichtigte er sich selbst dieser oder jener Untat, bei der er unmöglich mitgetan haben konnte oder die überhaupt nie geschehen war, die er wohl nur in einem Dämmerungszustande in der Phantasie erlebt hatte. Staatsanwalt und Richter sollen in der Verhandlung gegen ihn fast verrückt geworden sein, weil sie wie in einem Nebelgewoge herumtappten und niemals wußten, wie sie nun eigentlich daran seien. Mir gestand er, daß etwa dreißig seiner Straftaten der Behörde entgangen seien, daß er dafür aber soundso viele andere abbüße, mit denen er gar nichts zu tun gehabt. Aber das

wäre ihm gleich. Er käme selbst nicht mehr aus dem Wirrwarr heraus und wollte jetzt seine Ruhe haben.

Er hatte noch etwa drei Jahre vor sich bis zu seiner Entlassung und sah derselben mit den lobenswertesten Grundsätzen entgegen, d. h. er zeigte mir ein Photo der jungen Frau seines Stiefsohnes: „Fesches Weib, was? Die muß gleich dran glauben, wenn ich hinaus komme!" Und dann käme die Stieftochter dran, die, wie er behauptete, schon als halbwüchsiges Kind ihm schamlose Anträge gemacht hätte, was vielleicht auch nur ein Phantasieerlebnis im Dämmerungszustande gewesen sein mag. Nur darüber konnte man völlig gewiß sein, daß er fest entschlossen war, sich in jedem Sexualschlamme hemmungslos zu wälzen, und daß er etwas anderes überhaupt nicht im Kopfe hatte. Und auch darin war er ein Typus; es waren noch mehr Leute da, bei denen die durch die jahrelange Zwangsenthaltsamkeit ins Krankhaft-Phantastische ausgewucherte Sexualität den ganzen Menschen an Seel und Leib verpestete bis auf die letzte Faser. Nach mehrmonatlichem täglichem Spazierengehen erregte mir das beim Karussell-Willy etwas wie physischen Ekel und veranlaßte mich zu Schritten, die mich von dieser Gesellschaft befreiten. — Wieder ein unlösbares Problem! Wenn die absolute Entziehung des Geschlechtsverkehres, die zur Strafe gehört, solche faunische Dämonien sich entwickeln läßt, durch welche manche Männer nach ihrer Entlassung fast mit Sicherheit zu Sexualverbrechen getrieben werden müssen: hat dann diese erzwungene und daher phantasievergiftende Enthaltsamkeit nicht große Gefahren für die Allgemeinheit? — Man erzählte mir von einem jüngeren Burschen, welcher nach mehrjähriger Strafverbüßung entlassen wurde und noch am gleichen Tage auf dem Wege vom Zuchthause zur nächsten Stadt eine auf dem Feld arbeitende ältere Bauersfrau vergewaltigte und deshalb schon nach wenigen Monaten zu neuer Strafverbüßung wieder eingeliefert wurde.

In gewissem Sinne tat es mir auch wieder leid, mich dem Karussell-Willy entziehen zu müssen; denn ich wußte, daß er großen Wert auf den Verkehr mit mir legte und geradezu stolz darauf war. Überdies verhielt er sich immer sehr nett zu mir und strahlte vor Glück, wenn er mir irgendeine kleine Gefälligkeit erweisen konnte. So z. B. wenn es hieß: „Heraus zum Säckeausklopfen!" Er gehörte auch zu den Sackflickern wie ich. Wenn ein Transport zerrissener Mehl- und Getreidesäcke ankam, mußte jeder von uns die ihm zum Flicken angewiesenen Stücke ausklopfen, weil der Staub sonst den Aufenthalt in der Zelle noch unerträglicher gemacht hätte, als er auf die Dauer sowieso schon ist. Die Prozedur, ein äußerst abscheuliches Geschäft, bei dem die Nase, die Atmungsorgane, die Haare, die wolligen Kleider dick vollgestäubt wurden, fand im Hofe statt. Dabei mußten je zwei von uns ihre Säcke gespannt halten und von beiden Händen her mit Haselstecken auf sie einschlagen, wobei die Staubwolken haushoch emporstiegen, um sich wie

Nebelschwaden über die Wiesen zu verziehen. Kam ich nun herunter, so stand der Willy schon mit „präsentiertem Gewehr" da, d. h. er salutierte mit dem Haselstecken wie mit einem Degen und bemühte sich, mir die wenigst verstaubten und wenigst zerrissenen Säcke herauszusuchen, wenn er nicht gar einen jungen Mitgefangenen dazu brachte, mir dies Geschäft ganz abzunehmen, weil „so etwas sich für einen Herrn wie mich nicht schicke". —

Justizmord

Warum die Lebenslänglichen im Zuchthäuslerjargon die „Himmelblauen" oder gelegentlich auch „die Immergrünen" heißen? Ich denke mir Letzteres, weil sie sich wie immergrüne Gewächse vorkommen, die auch da, wo alles Leben sonst winterlicher Erstarrung anheimfällt, immer weiter grünen und sozusagen nicht umzubringen sind. Es ist auch in der Tat auffällig, wie lange diese Menschen in einer Umgebung durchhalten, in der ich nach vier Jahren bereits physisch vollständig erledigt war. Ich fühlte ein Tag um Tag, Nacht um Nacht fortschleichendes Absterben der Körperlichkeit, ganz wie wenn ich an einem langsam wirkenden teuflischen Gifte hinsiechte, an einem jener Gifte, mit denen die Borgia und andere Staatsgewaltige der Renaissance ihre politischen Gegner unauffällig hinzumorden pflegten. Wer weiß, ob nicht auch in bezug auf mich manche hohe Herren hofften, die Zuchthausvergiftung werde in mir den Mitwisser ihrer Geheimnisse zum ewigen Schweigen bringen? Vielleicht ist es auch die neuestens gebotene Möglichkeit, nach 25 Jahren guter Führung begnadigt zu werden, was diese Immergrünen in Spannung und dadurch aufrecht hält. Als der einst in einem Sensationsmordprozeß vielgenannte Mannheimer Rechtsanwalt Hau nach 17jähriger Haft begnadigt und aus dem Bruchsaler Zuchthause entlassen wurde, da brachte das unsere Ebracher Immergrünen in große Erregung; sie schlossen daraus, daß die Praxis noch milder gestaltet werden solle, und daß man auch schon mit 20 Jahren hoffen dürfe, hinauszukommen. Das gab erneuten Elan zum Durchhalten. Um so niederschmetternder wirkte es dann, als bald danach die Zeitung berichtete, daß Hau wenige Wochen nach seiner Entlassung Selbstmord begangen habe. Tiefe Schwermut senkte sich über die Gesichter. Sollte man am Ende gar nicht mehr in der Welt leben können, nachdem man so lange für die Welt tot war? Sollte man selbst unmerklich gemordet worden sein? Sollte man, selbst Mörder, wie man war, nun zur abschließenden Wiedergutmachung in einem anderen Sinne „Selbstmörder" werden müssen, wenn man wirklich noch einmal aus der Sphäre des langsamen Justizmordes hinausgestoßen werden sollte? — Es kam hinzu, daß bald danach auch Jakob Wassermanns berühmter Roman

„Der Fall Mauritius" erschien, der diese bange Frage der Himmelblauen mit einem furchtbaren „Ja" beantwortete: die Justiz hat dich gemordet! Für die Welt der Lebenden bist du tot! Der Dr. Mauritius, der als Opfer eines Justizmordes 19 Jahre Zuchthaus abgemacht hat, ist nach seiner Begnadigung nicht mehr fähig, in der Welt der Lebendigen zu existieren; er ist dem Leben, dem zeugenden, schöpferischen Leben abgestorben, er gehört dem Totenhause — und tötet sich selbst!

Die Abschaffung der Todesstrafe verhütet den Justizmord nicht! Fast jede langfristige Zuchthausstrafe ist uneingestandener, ist „trockener" Justizmord, indem sie die meisten der davon Betroffenen, manche schon nach 5 bis 6 Jahren, für die Welt der Lebenden untauglich macht, ihnen das Leben nimmt, wenn sie auch für den Augenschein noch „immer grünen". Der Justizmord, dem der Dr. Mauritius verfiel, hat außerdem einen, juristisch betrachtet, Unschuldigen gemordet. Auch das kommt heute noch vor!

Unter meinen nächsten Zellennachbarn war längere Zeit ein gewisser Otto Götz, ein bleicher, vergrämter, immer wie im Fiebertaumel einherschwankender armer, kleiner Kerl, der mir deshalb auffiel, weil mich, sooft er an mir vorüberkam, ein angstvollflehender, qualvoller Blick aus seinen Augen traf. Einmal brachte er mich sogar in Gefahr, mir eine Hausstrafe zuzuziehen, indem er mir auf dem Weg zur Kirche einen vollgekritzelten „Kassiber" zusteckte, was selbstverständlich strengstens verboten ist, weshalb ich nicht anders konnte, als das zerknitterte Papierchen hastig wieder in seine Hand zurückzudrücken. Dabei gab's mir einen Stich ins Herz, als ich fühlte, wie diese Hand in Todesangst zitterte. Endlich machte es sich einmal, daß er sich im Hofe mir anschließen und mit mir sprechen durfte. Er war ein zum Tode Verurteilter, nun zu lebenslänglichem Zuchthaus „Begnadigter". Über ein Vierteljahr lang hatte die bayerische Justiz ihn unter der Schneide des Fallbeiles tausendfältigen Todes hinsterben lassen, ehe sie sich entschloß, von der ihr innewohnenden Gnadenfülle Gebrauch zu machen. Er war darüber dem Wahnsinn nahegekommen und verschwand denn auch einmal für etliche Monate, weil man ihn in der Irrenabteilung des Straubinger Zuchthauses unterbringen mußte, wo solche rasend gewordene „Schwerverbrecher" beobachtet werden, ob sie nicht vielleicht bloß Simulanten seien. Der „Mord", wegen dessen ihn das bayerische Volksgericht dem Scharfrichter überantwortet, hatte er an seiner eigenen Braut begangen, deren er sich — so nahm das Volksgericht an — entledigen wollte, weil sie gesegneten Leibes war. Im christlichen Hospiz zu Augsburg, wo er mit dem Mädchen übernachtete, gab er der Ärmsten eine Zyankali-Lösung zu trinken, an welcher sie unter namenlosen Qualen verschied. So stellte sich die verabscheuungswürdige Untat nach den Akten des Bayerischen Volksgerich-

les ungefähr dar. Götz selbst beteuerte seine Unschuld am Tode des geliebten Mädchens, und kaum ein Mensch im Zuchthause, kein Beamter — wenn diese es auch nicht direkt aussprachen — und kein Gefangener zweifelte daran, daß er unschuldig war. Das Mädchen hatte aus Furcht vor Schande ihn selbst dazu gedrängt, ihr ein Abtreibungsmittel zu reichen, und niemand litt fürchterlicher unter ihrem grauenvollen Tode als ihr Bräutigam, der schon die Wohnungseinrichtung gekauft hatte, um mit ihr in die Ehe zu treten. So stellte sich der „Fall Götz" zehn volle Jahre später heraus, als das Schwurgericht Ende Februar 1929 das Urteil des Volksgerichtes umstieß und lediglich eine, selbstverständlich längst verbüßte, Gefängnisstrafe von 3 Jahren erkannte wegen Beihilfe zum versuchten Verbrechen gegen das keimende Leben und wegen fahrlässiger Tötung.

So war es denn also nach einem Jahrzehnt doch noch zur Hinrichtung gekommen; nicht aber zur Hinrichtung des armen Otto Götz, sondern zur Hinrichtung der bayerischen Volksgerichte, die auch mich abgeurteilt hatten! Nachdem schon eine große Anzahl anderer Urteile, welche diese ohne Berufungsinstanz waltenden Revolutionstribunale gefällt, hatten kassiert werden müssen, war ihnen nun ein unbezweifelbarer Justizmord von den regelmäßigen Gerichten nachgewiesen, derart nachgewiesen, daß sogar der Generalstaatsanwalt seine Organe anwies, keine Beschwerde gegen dieses Todesurteil einzulegen, das die ordentlichen bayerischen Gerichte hiermit über die bayerischen „Volksgerichte" gefällt hatten! Die ihnen nachgewiesenen Willkürlichkeiten, mit denen sie im „Falle Götz" ihren großen „Erfolg" erzielt hatten, waren derart haarsträubend, daß wirklich sogar der Staatsanwalt nicht mehr dagegen ankonnte! Wenn man aber die Ebracher Anstalts-Beamten, -Pfarrer, -Ärzte und -Lehrer gefragt hätte, so würde deren Anschauung schon viele Jahre früher die Wiedergutmachung dieses Justizmordes herbeigeführt haben; sie kannten ja ihren Otto Götz und wußten, daß er keines Mordes fähig war; das „Volksgericht" aber hatte ihn dem Henker ausgeliefert, ohne ihn wirklich gründlich kennenzulernen. Nun war aber — und das zerschmetterte in der öffentlichen Meinung das längst schon unter den Nullpunkt gesunkene Ansehen der Volksgerichte endgültig — nun war das alles möglich, obwohl der Staatsanwalt, der das Todesurteil gegen Götz vertreten hatte, Mitglied einer Regierungspartei und später sogar einmal Reichsjustizminister, also sicher ein tüchtiger Jurist war!

Es war ganz ähnlich wie im „Fall Mauritius"; auch dort ist es ein vom juristischen Schematismus besessener, von der erzieherischen Wirkung der Abschreckungsjustiz auf die Volksgesittung überzeugter, äußerst gewissenhafter und ethisch hochstehender Staatsanwalt, der sich und das Gericht mit seinem, nur dem Justizprinzip, nicht aber dem Menschen gerecht werdenden und daher

ins Unmenschliche ausartenden Übermaß von Gewissenhaftigkeit in den Justizmord hineintreibt. Auch Mauritius ist unschuldig an der Tat, derentwegen er dem schleichenden Morde langjähriger „humaner" Einkerkerung überantwortet wird; aber auch er ist, wie Otto Götz, deshalb keineswegs ein ganz Unschuldiger; auch er hat sein voll gerüttelt Teil an der Gesamtschuld der Menschheit, von welcher jede Einzelschuld nur eine Erscheinungsform ist; auch er bestätigt die tiefe Erkenntnis der alten Weisen, daß alle Menschen jedem einzelnen Menschen und daß jeder Einzelmensch allen Menschen unergründlich tief verschuldet ist, daß also kein Anlaß zum Richten gegeben ist, wohl aber tausendfältiger Anlaß zum „Ent-schuldigen", was freilich nie ohne Wiedergutmachung, ohne „Abbüßung" geschehen kann. Jeder Mensch hat etwas abzubüßen!

Noch einmal: Der Justizmord wird durch die Beseitigung der Todesstrafe nicht verhütet! Will man ihn ernstlich unmöglich gemacht wissen, so muß man auch den schleichenden Justizmord, den „humanitären" Justizmord in den Zuchthäusern unterbinden! Wie das — wenigstens annähernd — zu erreichen wäre, darüber kann wohl nur ein solcher reden, der wie ich selbst dem unmerklich erstickenden, undefinierbaren, infernalen „Giftgas" der Zuchthausatmosphäre fast erlegen ist, und dem für die Welt der Lebenden heute, drei Jahre nach seiner Begnadigung, noch so sehr die Organe fehlen, daß er nur ganz allmählich, Schritt für Schritt, wie ein von langer Todeskrankheit unerwartet Genesender, lernen kann, wieder in ihr zu „existieren".

„Liebchen"

Ich hatte in den ersten Monaten nur wenig Gelegenheit, zu anderen Gefangenen Beziehungen anzuknüpfen, denn es wurde mit großer Strenge darauf geachtet, daß die in Einzelhaft Abgesonderten nicht untereinander und vor allem nicht mit den in Gemeinschaftsschlafsälen untergebrachten, in Werkstätten oder in der Landwirtschaft arbeitenden Leuten sprechen oder sich auch nur durch Zeichen verständigen. Trotz der schweren Hausstrafen geschah das aber doch. Die Gewohnheitsverbrecher, die ja zum Teil in internationalen Verbänden organisiert sind, haben ein vollständiges Handzeichen-Alphabet, einen richtiggehenden „Code", mittels dessen sie sich erstaunlich ausführliche Nachrichten zutelegraphieren können: im Hof, in der Kirche, in der Schule, während der Vorträge und namentlich wenn sich die Zelleninsassen auf den Balkonkorridoren, die vor den Zellentüren entlanglaufen, oder im Flur aufstellen müssen, um in geschlossenem Trupp, je zwei nebeneinander, unter Eskorte der mit Karabinern bewaffneten Beamten

zum Baden, zum Arzt, zur Kirche usw. geführt zu werden. Da ich früher in den Kreisen der Verbrecher-Hautevolée nicht verkehrt hatte, so war mir diese Art von Korrespondenz verschlossen; aber ich erfuhr dennoch, und ohne daß ich mich darum bemüht hätte, alle möglichen Neuigkeiten. Wo ich nur einen Mitgefangenen streifte, sei es den Hausknecht, der mir an der Zellentür frisches Wasser in meinen Krug goß, sei es ein anderer, der mir alle Wochen Haar und Bart kürzte — denn rasiert wird man aus hygienischen Gründen nicht — oder ein Fremder, der als Nebenmann vor der Tür des Ordinationsraumes mit mir auf den Arzt oder den Zahntechniker wartete: alle flüsterten sie mir hastig irgend etwas zu, was ihrer Ansicht nach für mich wissenswert sein sollte; vor allem aber, weil sie hofften, durch mich, den sie als gesellschaftlich bevorzugten „Politischen" im Genuß besonders guter Außenverbindungen wähnten, als Gegenleistung wertvolle „Tips" zu erlangen. Ich wußte aber auch nicht mehr als die anderen; denn ich war wie sie auf die knappen Notizen angewiesen, die das „Evangelische Sonntagsblatt", die einzige Zeitung, die in den ersten Jahren in der Zelle gelesen werden darf —, später, als ich in Stufe II und III aufgestiegen war, wurde mir auch die „Bayerische Staatszeitung" dienstlich zugestellt — allwöchentlich über den Weltenlauf brachte. Vor allem wollten die Leute wissen, wann endlich der nächste politische Umsturz fällig wäre, ob von rechts, von Hitler, oder von links, von den Kommunisten, war ihnen einerlei. Hauptsache, daß dann die Gefängnisse wieder gewaltsam geöffnet und alle frei werden würden, nicht ohne vorher an einigen mißliebigen Beamten grausame Rache genommen zu haben.

So hörte ich denn, nachdem ich ungefähr zwei Monate da war, eines Morgens, als ich vor die vom diensthabenden Wachtmeister aufgesperrte Zelle trat, neben mir ein hastiges Geflüster. Ich sah zur Seite und erkannte neben der Tür der Nachbarzelle eine schlanke Gestalt, die ich noch nie gesehen hatte: wie mir schien, ein ganz junges, nettes Kerlchen aus „besseren" Kreisen. Er fühlte sich kaum bemerkt, als er auch schon eifrigst weiterflüsterte: In München käme es in allernächster Zeit zum Umsturz; Hitler würde zuerst losbrechen, dann aber würden die Kommunisten einen Gegenstoß führen und die Herrschaft endgültig an sich reißen. In spätestens vier Wochen wären wir alle frei. Er wisse das genau, denn er sei gestern erst hier eingeliefert worden und käme aus Augsburg, wo das alles Tagesgespräch wäre. Ich glaubte ihm von alledem nichts. Niemand konnte besser wissen als ich, wie wenig man in Bayern, rechts wie links, imstande war, noch eine ernsthafte Erhebung in Gang zu bringen. Ich wollte aber dem freundlichen Jungen, der mir wie ein rechtes Muttersöhnchen vorkam, seine Hoffnungen nicht grausam zerstören und widersprach nicht. Ich fühlte ja, wie er sich mit allen Fasern seines Kinderherzens an diese geträumten Befreiungsaussichten klam-

merte. Auch konnte ich ihm nicht gut erwidern, denn ich sah ihn nur, wenn wir zum Hof- oder Kirchgang vor unsere Zellentüren treten mußten, um uns dann auf Kommando des Wachthabenden in zwei Gliedern zu formieren, wobei das Sprechen strengstens untersagt war. Er hatte aber mein Interesse erregt, und so beobachtete ich ihn im Hofe, wo er mit zwei Schritten Abstand vor mir hertrottete. Noch besser konnte ich ihn in der Kirche betrachten, wo er seinen Platz schräg vor mir hatte. Er wirkte zuerst ungemein sympathisch: ein hübscher, blonder, unverdorbener Junge mit heller Knabenhaut, nur etwas zu schlaff in der Haltung. Ich taxierte ihn für einen Studenten, der sich in politische Mordaffären, etwa in Femegeschichten, hatte hineinziehen lassen, oder auch für einen jungen Bankbeamten, der in der Entartung des Geschäftslebens, die mit der Inflation vielfach eingerissen war, sich von gewissenlosen Schiebern hätte mißbrauchen lassen. Er hatte so etwas Mädchenhaftes, Zartes, und ich merkte bald, daß man ihn deshalb in die mir benachbarte Zelle verlegt hatte, weil man annahm, daß meine Nähe ihn vor homosexuellen Anfechtungen schützen würde.

Diese blieben denn auch nicht aus. Erst merkte ich in meiner Arglosigkeit gar nicht, was gewisse andere Gefangene mit den ausdrucksvollen Zeichen sagen wollten, die sie ihm im Hofe, und wo sie ihn sonst zu Gesicht bekamen, machten. Erst als ein Aufseher einmal dagegen einschritt und ich aus seinen Äußerungen entnahm, daß es sich dabei um homosexuelle Anträge handle, wurde ich aufmerksam. Und da erlebte ich nun meine erste Enttäuschung mit dem netten Jungen. Er erwiderte verstohlen diese Gebärdensprache, und zwar mit einer Geläufigkeit, die darauf schließen ließ, daß ihm das nichts Neues wäre. Daraufhin musterte ich ihn in der Kirche mit kritischeren Augen; und das brachte mir die zweite Enttäuschung. Im Profil gesehen, erschien seine Nasen- und Kinnpartie fast rüsselartig verdickt und verschoben, so daß der sympathische Eindruck völlig verflog und einem gewissen Ekelgefühl wich, das aber sofort wieder verflüchtigt war, wenn durch eine unmerkliche Wendung seines blonden Knabenkopfes diese Profilstellung aufhörte. Solange man den Beamten nicht sehr genau als unbedingt zuverlässig bekannt ist, erfährt man so gut wie nichts über seine Mitgefangenen. Und so dauerte es ziemlich lange, bis mir das Rätsel gelöst wurde, das die widerspruchsvolle Physiognomie meines Nachbars darbot. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, mein Entsetzen, als ich nun erfuhr, daß dieser liebenswürdige Knabe wegen Versuch des Giftmordes, begangen an den eigenen Eltern, zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war!

Nachdem ich mich vom ersten Schrecken erholt, begriff ich, warum die untere Gesichtshälfte dieses Menschen im Profil mich so sehr angewidert hatte; sie erinnerte an gewisse dämonische Physiognomien auf den scheußlichen Phantasien Höllenbreughels. —

Er war erst 23 Jahre alt und der einzige Sohn recht wohlhabender und angesehener Leute, die in einer großen Stadt ein stattliches Zinshaus besaßen und darin ein flottgehendes Drogeriegeschäft betrieben. Er hatte Realschulbildung genossen, war dann als Lehrling in die väterliche Drogerie eingetreten und brauchte sich in keiner Hinsicht etwas abgehen zu lassen. Als er dann noch chemische Kurse absolviert hatte und im Geschäft selbständig arbeiten konnte, war ihm die väterliche Kontrolle offenbar lästig. Er wollte mehr für seinen persönlichen Gebrauch entnehmen können, als ihm der Vater zubilligte, vielleicht stak auch ein Mädel dahinter, das Ansprüche an seine Kasse stellte, kurz, er sann darauf, wie er das Geschäft ganz in seine Hände bringen und die Eltern ausschalten könne. Auch plagte ihn der Erfinderehrgeiz. Er wollte ein schmerz- und hustenstillendes Spezialpräparat als Massenartikel in den Handel bringen und hantierte zu diesem Zwecke auch viel mit Morphium, Opium und anderen Giften, die ihm als Drogisten leicht erreichbar waren. Es scheint, daß auch familiäre Zwistigkeiten nicht ausblieben, die vielleicht durch den Freier der Schwester herbeigeführt wurden, kurz, eines Mittags setzte er der Suppe eine so große Dosis Morphium zu, daß der Genuß derselben nach dem Gutachten der Sachverständigen tödlich wirken mußte. Während er selbst sich im Laden noch etwas zu schaffen machte, setzten sich Vater und Mutter zu Tisch, wurden aber schon nach wenigen Löffeln Suppe von so heftigem Unwohlsein ergriffen, daß sie sich nur mit Mühe zum Sofa schleppen konnten und dort zusammenbrachen.

In diesem Augenblick trat auch die Tochter, die sich gerade im Krankenhause als Pflegerin ausbildete, in das Zimmer, erkannte infolge ihrer medizinischen Schulung sofort, daß ihre Eltern durch Gift gefährdet waren, und leitete die Gegenmaßnahmen ein, die sie im Krankenhause gelernt hatte. Diese hatten Erfolg; Vater und Mutter wurden gerettet, und der Sohn, als er nun auch auf der Bildfläche erschien, war höchst „überrascht" und „verzweifelt". Er könne sich's nicht anders erklären, als daß bei seinen Versuchen, die sich auch auf das in der Küche vorgenommene Kochen von Nahrungszusatzmitteln erstreckten, Morphium in einem Topfe zurückgeblieben sein müsse. Die Angehörigen beruhigten sich auch zunächst dabei. Aber es muß doch als Folge der vorangegangenen Zwistigkeiten ein Verdachtsskrupel zurückgeblieben sein, den sich der Freier der Schwester zum Nutzen gemacht, um den Erben aus dem Hause zu entfernen. Der künftige Schwager — so stellte der Junge selbst es dar — hätte Haus und Geschäft allein in die Hände bekommen wollen und deshalb seine Stammtischbeziehungen zu einem Staatsanwalt ausgenützt, um diesen auf das Vorkommnis aufmerksam zu machen. So behauptete der Junge wenigstens, als er mit mir zum ersten Male über seinen „Fall" sprach, und setzte hinzu: sein Verteidiger werde in aller Kürze eine Wiederaufnahme

des Verfahrens herbeigeführt haben, denn es stehe jetzt schon durch neue Zeugen fest, daß von einer Tötungsabsicht gar nicht die Rede sein könne, und daß es sich lediglich um einen Akt der Fahrlässigkeit handele. Er habe allerdings öfters kleinste Dosen Morphium in Suppen getan, aber nur um festzustellen, wieviel man einem Genußmittel zusetzen könne, ohne daß dessen Geschmack dadurch beeinträchtigt werde.

Wir trafen uns öfter auf dem Flur der Krankenabteilung, der auch als „Wartezimmer" für den Dorfbader diente, der in seiner Eigenschaft als „Zahntechniker" hier allwöchentlich „Sprechstunde" abhielt. Es ging dabei recht ländlich zu; da die meisten Gefangenen nur über sehr geringe Gelddepots verfügten, so mußte die Behandlung ihrer oft recht qualvollen Zahn- und Kieferleiden auf das Einfachste beschränkt werden. Wo die billigsten Zementfüllungen nicht mehr genügten, wurde der Zahn gleich gezogen, selbstverständlich ohne schmerzstillende Einspritzung; und man durfte auch nicht gleich zurückschrecken, wenn einem der Zahnkünstler mit Fingern und Instrumenten in den Mund fuhr, an denen noch das Blut des vorher behandelten Patienten klebte. Der junge Giftmörder war besonders schlimm daran. Die schwere Degeneration, aus der sich seine Tat allein erklären läßt, zeigte sich auch in der Entartung seiner Zahnsubstanz, die bei ihm schon in einem Grade geschwunden war, wie es sonst höchstens im Greisenalter vorkommt.

Es war unausbleiblich, daß dieser Junge der Zielpunkt der homosexuellen Begehrlichkeit wurde. Er war, wenigstens in der Phantasie, das Liebchen des ganzen Zuchthauses. Solange er im Zellenbau in Einzelhaft war, blieb es beim Anschmachten aus der Entfernung; als er aber zum Hilfshausknecht erwählt wurde und als solcher, wenn auch kaum je ohne Aufsicht, den anderen Gefangenen Arbeitsmaterial in die Zellen bringen mußte, da wurde jede unbewachte Sekunde zu verstohlenen Zärtlichkeiten ausgenützt. Der Bursche war darauf sichtlich eitel; sein ganzes Wesen nahm immer mehr einen mädchenhaft-koketten Charakter an, so daß es ihm schließlich unmöglich war, an mir oder an einem anderen vorüberzugehen, ohne uns mit einem kokottenhaften Lächeln zu beglücken. Die Verwaltung hütete sich natürlich, ihn in Gemeinschaftsschlafsäle oder Werkstätten zu überführen, aber schließlich konnte auch er nach der gesetzlichen Frist einen Hofgänger fordern. Man wählte dazu unbegreiflicherweise Michalski.

Diese Hofkameradschaft wurde dem Jungen verhängnisvoll. Ich ging in Begleitung eines anderen Gefangenen unmittelbar hinter den beiden her und konnte genug von ihrer Unterhaltung verstehen, um daraus entnehmen zu können, daß der Kleine in kurzer Zeit völlig willenlos im Banne des Großen stand. Bald war es so weit, daß er, sich zum Rapport meldend, ein größeres Quantum Papier forderte zur Abfassung einer Beschwerdeschrift an den

Oberstaatsanwalt, dem die Aufsicht über die Strafanstalten des Oberlandesgerichtsbezirkes zusteht. Die Beamten, die dem Jungen alle wohlwollten und selbstverständlich den Sachverhalt durchschauten, redeten ihm freundlich zu, sich doch nicht verhetzen zu lassen, und auch der Vorstand ließ es nicht an väterlichen Mahnungen fehlen, konnte ihn auch beruhigt warnen, denn die Beschwerde sollte sich nicht gegen ihn und die Hausverwaltung richten, sondern gegen das Gericht, das den Jungen verurteilt hatte, und gegen die bayerische Rechtspflege überhaupt. Aber vergebens! Die suggestive Macht des „blutigen Oskar" überbot alle Einwirkungen der ganzen Beamtenschaft. Michalski rang bewußt mit der Staatsgewalt um die Seele dieses haltlosen Knaben, den er nicht liebte, der ihm nur wertvoll war als Medium, durch welches hindurch er dem Gegner, dem Unterdrücker eine neue Niederlage beizubringen hoffte. Und es gelang ihm vollkommen, wobei er allerdings den ihm willenlos verfallenen armen Jungen erbarmungslos hinopferte. Er suggerierte ihm den Text der Eingabe, und es läßt sich denken, zu welch ungeheuerlichen Anklagen und Beschimpfungen er sich darin verstieg. Der Kleine stammelte alles nach, und es war ihm deutlich anzuhören, daß er kaum etwas von dem empfand, was ihm da von einer überlegenen Intelligenz eingeredet wurde.

Schweren Herzens mußte der Vorstand die Beschwerdeschrift hinausgehen lassen. Er sah ja genau voraus, was darauf erfolgen würde: zwei Wochen Arrest wegen Überschreitung des Beschwerderechtes. Diese Hausstrafe war aber für den Jungen durchaus kein Scherz. Denn erstens verträgt nicht jeder Sterbliche einen solchen Arrest bei Wasser und Brot im kaum geheizten Käfig so wie der Bärenmensch Winckler, der, wenn er wieder einmal auf etliche Wochen in Arrest wandelte, sich von mir mit den Worten verabschiedete: „Ich geh' in die Sommerfrische." Und zweitens verlor er dadurch alle Vergünstigungen, die er als Angehöriger der II. Stufe errungen hatte. Er wurde in die I. Stufe zurückversetzt und hatte infolgedessen keine Aussichten mehr, je wieder in die II. oder gar schließlich auch in die III. Stufe zu kommen und die Erleichterungen dieser höheren Grade zu genießen. Allerdings trug er daran weniger schwer als andere, denn die Mitgefangenen, die in ihn verliebt waren, ließen ihm verstohlenerweise so viele Liebesgaben zustecken, daß er die Zusatz-Nahrungsmittel der höheren Stufen kaum vermißte. Außerdem enthob ihn ein höherer Wille bald allem Zuchthaus- und sonstigem Erdenjammer. Er erkrankte plötzlich an einer Blinddarmentzündung, wurde im Anstaltsauto ins Krankenhaus gebracht und starb dort gleich nach der Operation. Michalski raste — nicht vor Kummer über den frühen Tod seines ihm so bewundernd ergebenen jungen Freundes, sondern vor „Entrüstung" über das Verhalten der Verwaltung, insbesondere des Anstaltsarztes, die aus „bürokratischer Sparsamkeit" viel zu

lange mit der Überführung ins Krankenhaus gewartet hätten, weshalb die Operation erst vorgenommen worden wäre, als es schon zu spät war. „Sie haben mir den Buben ermordet, diese Staatsverbrecher!" brüllte er dröhnend in den Hof und fand damit selbstverständlich die innige Zustimmung fast aller Mitgefangenen. Ach, so ziemlich ein jeder versucht es einmal, mit irgendeiner wirklichen oder simulierten Erkrankung in die Klinik zu kommen, sowohl der Abwechslung halber, als auch weil es dort besseres Essen und außerdem manche Gelegenheit geben soll, zu entwischen.

Die Eltern, die ihn nun als ihren einzigen Sohn sehr betrauerten, schienen aber ähnlichen Verdacht zu hegen wie die Zuchthäusler. Sie erstatteten Anzeige gegen den Anstaltsarzt, was diesem eine peinliche, aber schließlich mit seiner Rechtfertigung endende Untersuchung zuzog. Die Mitgefangenen aber, in deren erotischen Phantasien er als das „Liebchen" noch lange fortlebte, sprachen mit sehr viel Mitgefühl von seinem frühen Hinscheiden, und mancher ergraute Lebenslängliche seufzte: „Was so ein Bengel für ein Glück hat!" —

Der Diakon

Zu den Leuten, in deren Gefühlswelt dieser arme Junge als „Liebchen" heiße Flammen entfachte, gehörte vor allem mein letzter „Hofgänger" und Freund, der frühere Diakon Christian Schäfer, ein tief tragisches Opfer seiner homosexuellen Leidenschaft. Er war ein kleiner, gebeugter Mann mit schon ergrauendem Haar und Vollbart, still und freundlich, unendlich demütig, bescheiden und wirklich fromm; aber gerade deshalb um so qualvoller unter den zermürbenden inneren Kämpfen leidend, in die ihn seine unglückselige Veranlagung immer wieder hineinstürzte — sogar hier im Zuchthause! Er war von Beruf gelernter Konditor, aber immer in christlich gerichteten Verbänden bei der protestantischen Jugendbewegung tätig. Sein Eifer, seine selbstlose Tüchtigkeit wurde bemerkt und er infolgedessen mit der Zeit beim kirchlichen Hilfsdienste seiner Nürnberger Pfarrei als Diakon angestellt. Er war glücklich verheiratet und hatte mehrere Söhne und Töchter, die in der Schule gut vorankamen. So genoß er allenthalben Wertschätzung und großes Vertrauen, namentlich auch bei der ihm vorgesetzten Geistlichkeit. Aber sein innerer Drang nach vertieftem religiösem Erleben fand im offiziellen Kirchentume keine volle Befriedigung. Er schloß sich mit rückhaltloser Hingabe der Bewegung an, die von dem im Protestantismus weit bekannten „Bruder Stanger" in Möttlingen bei Stuttgart ausging und viele innerlich bedrängte Menschen angezogen hat. Stanger wirkte deshalb so mächtig auf ihn, weil er keine mystische Schwärmerei, keine selbstgerechte Konventikelei, keinen geistreich-phan-

tastischen Intellektualismus duldet, sondern mit rücksichtsloser, bäuerlicher Derbheit die Dinge beim rechten Namen nennt und als erstes und letztes unbedingte Aufopferung des Eigenwillens an Gott und die göttliche Führung fordert. Stanger ist daher der Prophet derer geworden, die es nicht bequem gemacht haben wollen.

Christian Schäfer war also ganz gewiß kein Frömmler und kein Heuchler, denn solche sind die letzten, die sich einer so herben, tief demütigenden Richtung anschließen. Er war so wenig ein Heuchler, daß er sich mir gegenüber mit erschütternder Offenherzigkeit preisgab samt allen seinen Sünden, Lastern und Zusammenbrüchen; daß er sich von nichts weiter entfernt zeigte als von jeder Selbstgerechtigkeit und Selbstsicherheit. Er war ein ehrlicher Büßer im Sinne dieses der modernen Welt völlig fremd gewordenen Begriffs, wie er sich durch die von Dostojewski und Tolstoi im alten Rußland geschauten Büßermenschen so erschütternd darlebte.

Es scheint, daß er die Ausbrüche seiner homosexuellen Anlage niederhalten konnte, solange er getragen wurde von den Kräften, die in Stangers Umgebung ihn wie so manchen anderen brüchigen Sünder leiblich und seelisch umfluteten und hochhielten. Ja vielleicht war es gerade diese Veranlagung, welche ihn so sehr zum Berufe des Knabenerziehers hinlockte und ihn auch für diesen Beruf mit vorzugsweisen Fähigkeiten begabte. Es ist ja bekannt, daß man im Altertum — Plato bezeugt es von den Griechen der höchsten Kulturstufe — die pädagogischen Neigungen und Talente Homosexueller geradezu methodisch zur Erziehung der Knaben und Jünglinge genützt hat, wenn auch selbstverständlich unter Ausschluß aller Ausartungen ins Gemein-Sinnliche, die auch im Altertume nirgends als sittlich vollwertig angesehen worden sind. So erzielte denn auch Christian Schäfer als Jugendführer anerkannte Erfolge. Die Knaben und Jünglinge waren ihm immer sehr zugetan und ließen sich gerne von ihm leiten. Als man daher in einer Zwangserziehungsanstalt wieder einmal einen tüchtigen Erzieher brauchte, glaubten seine Vorgesetzten keinen besseren dafür auswählen zu können als gerade ihn. Das Resultat schien ihnen auch recht zu geben: die so sehr schwierig zu behandelnden Knaben folgten ihrem neuen Pfleger mit seltener Willfährigkeit, sie liebten ihn und zeigten in ihrem sittlichen wie in ihrem sonstigen Verhalten erfreuliche Fortschritte. Niemand ahnte, daß dieser liebevolle Zusammenhalt von Erzieher und Zöglingen aus einer, schließlich in zügellosen Ausschweifungen kumulierenden homosexuellen Massenpsychose erwuchs. Aus den Erzählungen Schäfers, die gewiß nicht sensationell übertrieben waren, sondern stets nur stockend und zerknirscht aus ihm heraus kamen, schien mir hervorzugehen, daß er nicht der erste Beamte war, der die Zöglinge jener Zwangserziehungsanstalt zu homosexuellen Orgien verführte. Auch scheinen sich unter den Zöglingen solche befunden zu haben,

die früher schon im großstädtischen Lastergetriebe an homosexuelle Prostitution gewöhnt worden waren und die sich unaufgefordert dazu anboten. Zudem war die ganze Situation äußerst verführerisch, da sich das Zimmer des Erziehers unmittelbar neben dem Schlafraume der Zöglinge befand. Da mit der Zeit viele derselben zur Entlassung kamen, so war es unausbleiblich, daß das zügellose Pandämonium, das hier herrschte, nach und nach draußen bekannt und beklatscht wurde. Schäfer bekam Wind davon, und nun befiel ihn eine furchtbare Angst. Er war sich klar darüber, daß er nie und nimmer aus eigener Kraft genügend Selbstüberwindung aufbringen könnte, und entschloß sich in seiner Ratlosigkeit, sich dem Pfarrer anzuvertrauen, dessen sehr geschätzter Gehilfe er früher gewesen war.

Seine Beichte kam zu spät. Sie konnte das drohende Verhängnis nicht mehr abwenden. Als er beim Pfarrer erschien, war, das wußte er, schon eine Anzeige gegen ihn zur Staatsanwaltschaft unterwegs. Der Pfarrer machte sofort seinem vorgesetzten Dekane Mitteilung. Dieser ließ sich Schäfer kommen und gebot ihm, um die Kirchenbehörde wenigstens vor dem Verdachte des Vertuschenwollens zu bewahren, sich sofort der Staatsanwaltschaft zu stellen. Reumütiges Geständnis der schweren Schuld und chrliche Bußbereitschaft: das wäre das einzige, das sein Schicksal vielleicht noch mildern könnte. Ohne von Frau und Kindern Abschied zu nehmen, trat Christian Schäfer den ihm auferlegten schweren Gang an, bekannte alles und wurde sofort in Haft behalten. Die Verhandlung, obwohl sie unter Ausschluß der Öffentlichkeit durchgeführt wurde, gab selbstverständlich den kirchenfeindlichen Kreisen und auch den anderen Konfessionen willkommene Gelegenheit, dem Protestantismus am Zeuge zu flicken, was bei Bemessung des Strafmaßes einem kirchlichen Beamten gegenüber nur erschwerend in die Wagschale fallen konnte. Wegen „Verbrechens im Amte" in etwa 90 nachgewiesenen Fällen wurde er zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Das war die Vernichtung: Familie, Anstellung, Ehre, Zukunft, alles war dahin! Tiefer zu sinken schien nicht möglich.

Und doch ging's noch tiefer hinunter mit Christian Schäfer! In Ebrach, wo er durch seine gute Führung und seine sichtlich tief demütige Bußfertigkeit bald sehr wohlgelitten war, ließ man ihn in den Gemeinschaftsschlafsälen und bei der Arbeit mit anderen Gefangenen zusammen. Es waren Jüngere darunter; und so geschah es, daß er mit einem solchen ertappt wurde. Er fliegt auf Wochen in den Arrestkäfig und verdirbt sich auf Monate hinaus jede Vergünstigung, ja, jede Hoffnung auf Strafnachlaß. Und doch ist selbst diese Erfahrung nicht imstande, weitere Rückfälle zu verhüten. Ich habe nie einen gebeugteren Menschen gesehen, nie einen, der sich so bis ins Innerste hinein beschmutzt, vergiftet, den Dämonen des Unrates und der Unzucht ausgeliefert gefühlt hätte, wie diesen wirklich frommen Menschen, der vergebens auf den

Knien nach Erlösung schrie. — Nun aber ward ihm sein Verkehr mit Bruder Stanger nachträglich erst recht zum Segen. Gerade dessen derbe Art, auch das Säuische beim rechten Namen zu nennen, es rücksichtslos im Menschen, auch im frömmsten, aufzusuchen, ans Licht zu zerren und jedem daran zu zeigen, wie wahr das Christuswort ist, wonach auch die frömmsten, gläubigsten, treuesten Menschen von sich nichts anderes zu bekennen haben als: „Wir sind unnütze Knechte". Es ging ihm nun der tiefe Sinn dieser furchtbaren Wahrheit auf: nämlich, wie dieses, das eigene Selbst als kraft- und wesenlos entlarvende Ausgeliefertsein an das Widerwärtigste, Verabscheuteste, den Menschen dazu bringt, sich nun auch wirklich selbst ganz auf- und ganz dem göttlichen Willen und der göttlichen Barmherzigkeit anheimzugeben. Das hat Christian Schäfer getan und das hat ihm gegen alles Erwarten doch noch Rettung gebracht. Wir sprachen täglich miteinander davon, und so wurde ich Zeuge des merkwürdigen Schauspieles, wie so ein armer Mensch, der von sich aus gänzlich verloren war, von einer unbegreiflichen Macht ergriffen, hochgebracht und froh gemacht, in der Tat zu einem „seligen Menschen" gewandelt wird, sobald er jedes Selbst-tun-Wollen an den höheren Willen aufgibt, von dem er sich gesucht und ergriffen fühlt.

Er bekam nun auch wieder gute Nachrichten von den Seinen: die Frau hat ihm ehrlich vergeben und treulich zu ihm gehalten. Um die Familie durchzubringen, geht sie zu dem Chef des großen Geschäftes, in dem sie vor ihrer Verheiratung als Verkäuferin tätig gewesen war. Ihr früherer Prinzipal, ein Jude, bringt der Gattin des Zuchthäuslers großzügiges Vertrauen entgegen, überläßt ihr unbedenklich beträchtliche Warenpartien zum kommissionsweisen Vertriebe und ermöglicht ihr dadurch die Existenz sowie die weitere Ausbildung der heranwachsenden Kinder. Die Frau kommt sogar nach Ebrach, den Mann zu besuchen; für sie heißt wahrhaft Christ sein nicht sittenrichterlich aburteilen, sondern siebenmalsiebzigmal vergeben. — Ich habe von diesem schwer geprüften, schlichten Menschen viel gelernt. Seine, vielleicht auf Stanger zurückgehende Art, rücksichtslos ins Tiefste, Untergründigste zu langen, dorthin, wo in jedes Menschen Seele wie in jedes Menschen Haus eine Kloake in den Ursumpf des Chaos, in den eklen Feuerpfuhl voll höllischer Gewalten hinunter führt, hat mich zu der für jeden Intellektuellen nur sehr schwer und nur durch zerschmetternde Erfahrungen am eigenen Leibe zu erlangenden Erkenntnis gebracht, daß wir durch verstandesmäßige Forschung, daß wir durch philosophische, „weltanschauliche" und alle sonstigen absichtlichen Bemühungen nie und nimmer dahin gelangen können, wo die todüberwindende Allmacht des Geistes in uns offenbar wird: Gott! — Wir zitierten dann immer die mir lange unverständlich gebliebenen Verse aus einem Liede Luthers: „Bei Ihm gilt nichts als Gnad' und Gunst; es ist all unser Tun umsunst." — Das frommste Streben

nach Vollendung nützt uns so wenig wie der unfrommste Intellektualüberschwang eines Faust: nur, wie Clemens Brentano in einem erschütternden Gedichte sagt: „Der Schrei des Knechts aus der Tiefe" löst die rettende Tat aus der Höhe des geistigen Kraftfeldes aus, das wir volkstümlich „Himmel" nennen.

Brentano lag uns um so näher, als damals gerade die Wunderkunde von den Erlebnissen der Therese Neumann aus dem nahegelegenen Konnersreuth nach Ebrach herübergedrungen war und auch unter den Gefangenen eine ungewöhnliche Bewegung hervorrief. Mehrere Beamte der Anstalt waren auf Motorrädern selbst in Konnersreuth gewesen, und ihre erregten Berichte bewirkten, daß man — besondere wissenschaftliche Kenntnisse bei mir voraussetzend — mich mit Fragen bestürmte. Da verwies ich denn auf das Beispiel der Katharina Emmerich, deren innere und äußere Lebensgeschichte uns in den Aufzeichnungen Brentanos erhalten ist, und zeigte daran, daß derartige Vorkommnisse gar nicht so selten sind, wie man gewöhnlich annimmt. Daß geistige Mächte in der äußeren, sinnlich wahrnehmbaren Menschenwelt die erstaunlichsten Wirkungen hervorzubringen vermögen, ist längst erwiesen durch die Tatsache, daß Ideen — und was sind Ideen anderes als Gestaltungen geistiger Kräfte? — in der Geschichte die ungeheuersten Wirkungen, daß sie Kriege und Umwälzungen, Völkerbewegungen von weltumspannendem Ausmaße hervorgerufen — z. B. die christliche und die islamitische Religionsidee. Warum also: wenn geistige Kräfte in der Geschichte der Erde, am Körper der Menschheit, am Volkskörper der Nationen solche, von der Forschung vielfach heute noch nicht in ihren letzten Ursachen aufgehellten Wirkungen hervorgebracht, warum sollten sie es nicht am Körper eines einzelnen Menschen auch tun können? Christian Schäfer und ich fingen bei unserem Zusammenwandern durch den Zuchthaushof und durch die schmachvollsten Tiefen menschlichen Daseins schließlich an zu begreifen, daß wir im Grunde allen Anlaß hatten, der höheren Führung, die uns so tief hinabgeschleudert, dankbar zu sein. Der Mensch wird ja erst, wenn er dahin gebracht ist, seine eigene Ohnmacht und Nichtigkeit restlos zu erkennen, empfänglich für die Liebe, welche, wie Goethe am Schlusse des „Faust" zeigt und sagt, „von oben teilnehmen" will; allein darüber kann man nur mit Menschen reden, die selbst schicksalsmäßig dahin gebracht worden sind, wo dieser Nullpunkt des eigenen Selbst und damit der Tiefpunkt alles Lebens, der Tod bei lebendigem Leibe, erreicht wird. Ein anderer, der nicht dahin gekommen, der nicht „so tief gesunken" ist, wird nie verstehen, von was hier eigentlich die Rede ist. Als so zwei „lebende Leichname" sind Christian Schäfer und ich im Hofe des Ebracher Zuchthauses nebeneinander tagaus, tagein um den grünen Rasen mit den drei Rosenstöcken herumgewandelt und nie fertig geworden mit dem Austausche der erstaunlichsten inneren Erfahrungen, die uns aus

der ohne jedes Können und Verdienst unsererseits erfolgten Überwindung jenes Nullpunktes erwachsen waren; sind miteinander um die drei Rosenstöcke gewandelt, tagein, tagaus, bis uns die Gnade, bis unerwartete „Begnadigung" erst mich, dann ihn aus der Kerkergruft in die Freiheit rief.

Der Erwecker Schäfers, der Bruder Stanger, ist selbst Proletarier, ist selbst einst ein tief gesunkener Vagabund gewesen und eben dadurch so recht berufen, der Prophet solcher in allen sittlichen Unrat gestoßenen oder gesunkenen armen Schächer zu werden. So einen hören sie. Den „wohlbestallten" Pfarrer hören sie nicht, d. h. sie mißtrauen jedem seiner Worte. weil es „im Staatsauftrage" gesprochen ist. Doch soll man nicht glauben, daß es heute noch Anstaltsgeistliche gibt oder auch nur geben könnte wie den Pastor Angermann, den Gerhart Hauptmann im Zuchthausdrama „Dorothea Angermann" in seiner ganzen saftigen, genußfrohen Vitalität hingezeichnet hat. Es mag sein, daß da oder dort einmal ein solcher Genußmensch, dem selbst das täglich von den furchtbarsten Eindrücken bestürmte Amt eines Zuchthausgeistlichen nur eine Futterkrippe ist, an der er seinen gesunden Spießerbauch mästet, sich auf der Stufenleiter des Bürokratismus in eine solche Anstalt hineinprotegieren lassen konnte. — Heute wäre das vollständig undenkbar. Der Dichter hat hier den Vertreter des völlig fühllosen Spießertumes wohl auch nur deshalb in den schwarzen Rock des Amtspfarrers gekleidet, damit von diesem dunklen Hintergrunde sich die Lichtgestalt des Doktor Weiß, des Zuchthäuslers, der bei dem Pfarrer als „Mädchen für alles" in tiefer Demut Dienste leistet, um so leuchtender abhebt. Dieser Weiß ist ein Mensch von der gleichen Art wie mein Christian Schäfer: ein Mensch, in dem ein Gotteskind unter dem Drucke schwerster Versündigung und schwerster Buße zur Vollendung heranreift.

Der Sexual-Fluch

„Fluch jener höchsten Liebeshuld!"
(Faust.)

Außer dem Erlebnis mit dem Ännchen, das mir Hans Körner erzählte, und außer der Erinnerung an eine Jugendliebe, in welcher mein guter „Hausl" seine Seele kindlich rein zu baden suchte, habe ich nicht eine einzige unter Hunderten von Liebesgeschichten hier zu hören bekommen, in welcher Eros, sei es der „normale", sei es der homosexuelle, anders als ein Dämon des Verderbens, als ein blutsaugerischer Nachtmar erschienen wäre, geschweige denn, daß irgendwie auch nur ein Abglanz vom heiligen Feuer wahrer Liebesleidenschaft daran aufgeleuchtet wäre. Wohl aber führten diese „Weibergeschichten" oftmals in den verpesteten Sumpf sexual-

pathologischer Entartung, in Blutschande, Sadismus, Lustmord und Bestialität. Mehr wie ein Werwolf hat mich in die finsteren Abgründe seiner Nachtseele starren lassen, dessen höchste Lustbegier es „draußen" in der sogenannten Freiheit gewesen war, wie ein tückischer Vampyr das arglose Spiel, den unschuldigen Schlaf der Kinder zu beschleichen und sich aus ihrer frohen Schar ein Opfer seiner satanischen Wonne am Verderben zu holen! — Übrigens werden die sexual-pathologischen Verwüstungen, die im Zuchthause nicht schlimmer sind als überall sonst, wo der normale Geschlechtsverkehr gehemmt ist, in den meisten Berichten übertrieben. Die Natur hat eben im tierischen wie im menschlich-seelischen Leben ihre Ventile, die meistens sofort automatisch zu funktionieren beginnen, wenn der von uns als normal angesehene Ablauf eines Prozesses nicht möglich ist. Dank dieser Ventile kommen die meisten Gefangenen ziemlich glimpflich über diese Zwangslage hinweg, insoweit diese eben nur sexuell im physiologischen Sinne ist. Anders steht es mit den seelischen Erlebniskomplexen, die im Sexuellen körperlich verankert sind. Aus den seelischen Tiefen des Erotischen entspringen für den langfristig Eingekerkerten viel größere Qualen als aus der verkümmernden oder irgendwie unnormal abgelenkten Sexualität.

Von nichts ist in einem Männergefängnisse so viel die Rede wie vom „Weibe" und von „den Weibern"; und in einem Weibergefängnisse ist von nichts so viel die Rede wie vom „Manne" und von „den Männern". Ich bin in Aichach gewesen, wo das große bayrische Zentral-Gefängnis und -Zuchthaus für Frauen ist, und habe auch von dessen Insassen manches Bekenntnis vernommen. Aber diese Rede ergeht hier wie dort durchaus nicht immer in dem Sinne, wie man sich's vielleicht vorstellen möchte oder in romanhaften Darstellungen gelesen hat. Zwar: der tierische Brunstschrei, das erstickte Röcheln übersteigerten Begehrens, die viehische Sinnengier, die banale Lüsternheit, die Zote, die sexualpathologische Schweinerei schweigen hier weder bei Tag noch bei Nacht. Wenn aber hier vom Weibe, dort vom Manne geredet wird, dann geschieht es fast immer mit furchtbarer Anklage! „Das Weib ist an allem schuld!" So knurrt man hier im Männerzuchthaus; „der Mann, die Männer haben's dahingebracht", so schrillt es dort im Frauengefängnis über zerbissene Lippen; und krampfhaft geballte Fäuste scheinen hier wie dort nur auf den Augenblick zu warten, wo sie grausam Rache nehmen dürfen am anderen Geschlechte, dem teuflischen Urquell alles Unheils und aller Leiden! So wild die Sinnengier hier oft sich äußern mag, so heiß lodert jedenfalls auch der dämonische Haß, mit dem hier das Weib, dort der Mann im Herzen des langjährig, des für immer Eingekerkerten fortlebt, wie eingehüllt in eine Waberlohe von verzehrender Doppelbrunst. Vielleicht ist es gerade der Haß, der hier das Begehren so bis zur Unerträglichkeit aufpeitscht; ist es um-

gekehrt das elementare Begehren, das diesen Haß so wütend aufzischen macht wie eine getretene Giftschlange. Im Paradiese hieß es ja auch schon: die Schlange ist an allem schuld! Schon nach dem ersten Urverbrechen empfand der Mann das Weib als die Verführerin und Verderberin, und umgekehrt: sie geben beide einander die Schuld und fühlen sich beide aneinander schuldig werden und verfluchen die Naturgewalt, die sie doch immer wieder zueinander zwingt und immer wieder ins Verderben stürzt. So ist's allezeit geblieben, aber nirgends so entsetzlich deutlich zu hören und zu sehen als im Zuchthause!

Von allen neueren Schriftstellern hat das wohl keiner so rücksichts- und schamlos bloßgelegt wie Strindberg, der „Sohn der Magd". Ihm ist ja die ganze Welt ein „Inferno", eine Hölle, ein einziges großes Zuchthaus; und „das Weib" ist an allem schuld, ist vor allem schuldig an dem furchtbarsten aller Verbrechen: an seinem qualvollen Dasein-Müssen in dieser entsetzlichen Welt! Fast genau so hört man's täglich im Zuchthaus. Auch hier ist der „Sohn der Magd" häufiger vertreten als der „Sohn der Freien". Auch die Kriminalstatistik zeigt, daß die unehelich Geborenen viel mehr der Gefahr ausgesetzt sind, im Zuchthause zu endigen, als die ehelichen Kinder. Nirgends wird so oft wie hier der furchtbare Verzweiflungsschrei Fausts vernommen: „O wär' ich nie geboren!" Dieser, auch von Faust im Kerker ausgestoßne Schrei enthält aber nicht bloß eine Selbstverfluchung, er verflucht auch die Mutter, er verflucht auch das Weib, das den Elenden empfing und gebar, er verflucht auch die geschlechtliche Liebe!

Sechstes Buch

Das Zuchthaus der Zukunft

Die kriminal-pathologische Verwahrungsanstalt der Zukunft

Das moderne Strafrecht, so heißt es in offiziellen Deklamationen, habe das Prinzip der Rache und der Vergeltung ganz ausgeschaltet und bezwecke nur noch den Schutz der Gesellschaft vor gemeingefährlichen Individuen sowie den Schutz dieser Individuen vor sich selbst, indem die Einsperrung dieselben vor weiteren Untaten bewahre und ihnen Gelegenheit gäbe, „sich zu bessern". Unter diesem „Sich-Bessern" versteht man einen Prozeß, durch welchen der Schädling nach und nach ebenso „gut" werden soll wie die geschädigte „Gesellschaft". Ein höchst menschenfreundlicher Grundsatz! Allein: ist denn die „menschliche Gesellschaft", ist denn die Mehrheit der „Normalen" wirklich gut? — Christus sagt: „Niemand ist gut, außer der alleinige Gott!" — Nach meinen Erfahrungen, die von allen in der Praxis des Strafvollzugs aktiv oder passiv Erfahrenen geteilt wird, müßte man die meisten „Verbrecher", wenn man sie auf das sittliche Durchschnittsniveau der „guten Gesellschaft" bringen wollte, nicht etwa heben, sondern im Gegenteil: man müßte sie ethisch meist beträchtlich senken, so daß sie zu aller Niedertracht und Roheit, mit der sie der Befriedigung ihrer Selbstsucht nachgegangen sind, auch noch das Maß von Verschlagenheit, Schlangenklugheit, Heuchelei und Feigheit gewinnen, mit welchem die überwältigende Mehrheit der „Normalen" in der „guten Gesellschaft" es versteht, ihre Niedertracht, Selbstsucht und Gemeinheit durch die weitklaffenden Maschen des Strafgesetzbuches hindurchzulotsen und ethisch zu kaschieren. Sooft ich gefragt wurde, welchen Gesamteindruck ich von meinen Leidensgefährten im Zuchthause gewonnen hätte, konnte ich ehrlicherweise immer nur antworten: „Viel besser, wie die draußen, sind sie auch nicht!" Aber etwas besser zuweilen doch, insofern ihnen die Möglichkeit genommen ist, ihren selbstsüchtigen Trieben in verhältnismäßig so wenig beschränkter Weise zu frönen, wie es der Mensch in der sogenannten „Freiheit" im allgemeinen tut und auch beruhigt tun kann, wenn er nur die direkten Wege vermeidet und die krummen Wege geht, die vor dem Strafrecht und vor der menschlichen Gesellschaft als erlaubt gelten, die in virtuoser Weise zu tänzeln oder zu schleichen sogar allgemein als geschäftstüchtig

und klug eingeschätzt wird. Denn was würde mehr bewundert, als wenn man einen andern auf juristisch einwandfreie Manier „hereinlegt"? Die meisten politischen und diplomatischen Erfolge z. B. beruhen ja darauf. — Was ich im Zuchthause als „Verbrecher" vorfand, waren entweder arme Psychopathen oder Leute wie die „anständigen Leute" draußen auch, die lediglich von diesen Nichtverbrechern dadurch unterschieden waren, daß sie in der Wahl ihrer Mittel nicht vorsichtig, nicht raffiniert genug gewesen sind. Der sogenannte „Verbrecher" weicht von der Durchschnittsmasse der „normalen" Menschen wesentlich nur dadurch ab, daß er Mittel anwendet, welche im Verhältnis zur sonstigen Kompliziertheit unserer Zivilisation zu primitiv, zu direkt sind. Er vergewaltigt z. B. unreife Mädchen, statt Großaktionär einer Film- oder Theatergesellschaft zu werden und sich als solcher mit halb oder ganz kindlichen Statistinnen mäzenatenhaft „anzufreunden". Im ersteren Falle ist er ein zuchthauswürdiger Verbrecher wie ich, im letzteren ein „um die Kunst hochverdienter Förderer junger Talente" — — —

Da dem so ist, und da dies jedem Bestraften bewußt ist, so ist jeder Versuch, das Strafrecht als Erziehungs- und Besserungsmittel zu rechtfertigen, sinnlos. Das Verbrechen läßt sich durch die Strafjustiz überhaupt nicht bekämpfen, wie der Augenschein lehrt: die Kriminalität nimmt nicht ab, sondern zu. Man sollte daher endlich einmal mit der Heuchelei aufhören, welche Strafgesetzgebung, Rechtsprechung und Strafvollzug für die dem Verbrechen durch die „bestehende Gesellschaftsordnung" ja geradezu zwangsweise überantworteten ärmsten Bevölkerungskreise so erbitternd und aufreizend macht! Man sollte endlich einmal ganz offen sagen: es handelt sich nicht um „Bekämpfung der Kriminalität" und „Unsittlichkeit", nicht um „Besserung" des einzelnen, sondern lediglich darum, daß Individuen, welche der Masse der Durchschnittsmenschen gefährlich oder unbequem erscheinen, zeitweise oder dauernd verwahrt und auf diese Weise für die Mehrheit möglichst unschädlich gemacht werden. Es ist eine reine Zweckmäßigkeitsmaßnahme einer stärkeren Mehrheit gegenüber einer schwächeren Minderheit, wobei es ganz außer acht bleibt, ob die Mehrheit dazu ein sittliches Recht hat oder nicht; sie hat lediglich die Macht, sich dies Recht anzumaßen. Auch unter den schwersten Verbrechern, mit denen ich im Zuchthause monatelang täglich verkehrte, standen manche sittlich bedeutend höher wie viele Persönlichkeiten, die ich im öffentlichen Leben eine große Rolle spielen sah, und die, wenigstens offiziell, allgemein hochgeachtet, ja mitunter sogar bewundert wurden. Im Grunde ist der Welt, ist es der „bürgerlichen Gesellschaft" auch gar nicht ernstlich an der Heilung der sittlichen Not gelegen; wie überall, will sie auch hier nur Symptome vertuschen, um nicht durch den Anblick des Bedrohlichen und Abscheulichen in ihrem

Behagen gestört und an ihre eigene Verworfenheit gemahnt zu werden. Es ist ja bei vielen anderen öffentlichen Veranstaltungen, welche der Linderung irgendwelcher öffentlicher Nöte dienen sollen, das gleiche: Beseitigung der auffälligsten Symptome, damit man sich im Bewußtsein der „Pflichterfüllung" um so unbekümmerter seinem selbstsüchtigen Treiben hingeben dürfe.

Es besteht jedoch heute schon kaum noch ein Zweifel, daß die mit so großem Eifer in allen Kulturländern, in Deutschland namentlich unter Führung des Münchener kriminal-psychologischen Institutes der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für Forschung, betriebenen Untersuchungen eine vollständige Umgestaltung des Strafrechtes in allen zivilisierten Ländern der Erde zum Ergebnis haben werden. Die Reform, d. h. die kulturell erträgliche Gestaltung des Zuchthauses wird nicht durch eine Verbesserung des Strafvollzuges erreicht werden, sondern durch eine Erneuerung des Strafprozesses auf Grund der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Im Gerichtshof der Zukunft wird, muß nach den uns heute schon vorliegenden Erkenntnissen über die Wurzeln der kriminal-pathologischen Erscheinungen nicht mehr vorzugsweise der Jurist ausschlaggebend sein, sondern der Kriminal-Pathologe, d. h. die Bekämpfung des Verbrechens wird vorzugsweise zu einer Bekämpfung gewisser Einzel- und Massenpsychosen und wird damit — ohne auf die Mitarbeit des Juristen zu verzichten — aus einer Rechtsangelegenheit eine öffentliche Wohlfahrtsangelegenheit im gleichen Sinne wie die Bekämpfung anderer psycho-pathologischer Erscheinungen, wie es z. B. heute schon die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Alkoholerkrankungen usw. sind. Damit wird dem Rechtsgefühl, wird dem Prinzip der Gerechtigkeit aber nicht Abbruch getan, sondern ganz im Gegenteil: die Behandlung des „Verbrechers", d. h. des kriminal-pathologisch Gefährdeten und Gefährdenden, wird damit erst eine wirklich gerechte, indem sie nicht den erkrankten Einzelmenschen, sondern die krankmachenden Entartungserscheinungen in den Untergründen modernen Völkerdaseins angreift und mit Einsatz aller verfügbaren Mittel zu sanieren unternimmt. Der Jurist wird dabei nie zu entbehren sein, weil bei jedem kriminal-pathalogischen Falle ja auch Eigentumsverletzungen und andere Schädigungen mit in Betracht kommen, deren Regelung immer Aufgabe des Juristen sein wird. Wenn heute die Wissenschaft eine derartige Umgestaltung nicht schon bemerklicher fordert, so hat dies wohl seinen Grund darin, daß die Forschung noch keine hinreichend sicheren Methoden erbracht hat, nach welchen man die Grenzlinie zwischen kriminal-pathologischen Fällen und solchen Vergehen gegen das Gemeinwohl ziehen kann, die nicht auf pathologische Ursachen zurückzuführen sind. Diese, die gewöhnlichen Betrügereien, Spitzbübereien, Ordnungsstörungen, Schwindeleien usw., werden aber auch jetzt schon kaum irgendwo noch als Verbrechen

gewertet und nirgends mehr mit Zuchthaus bedroht; sie scheiden daher aus unserer Betrachtung ganz aus. Bei der Feststellung der Kennzeichen für pathologische Fälle besteht aber die Schwierigkeit, daß ihre Wurzeln sehr oft gar nicht im Einzelmenschen, gar nicht im Täter der inkriminierten Tat, sondern in den schwer erforschbaren Abgründen der sogenannten „Volksseele" zu suchen sind, ja, nicht selten in den psychischen Strömungen, welche das Unterbewußtsein der ganzen zivilisierten Menschheit durchfluten und dort Erregungen, Veränderungen hervorrufen, die bald im Verhalten der Völker selbst zum Ausdruck kommen, bald nur im Verhalten zahlreicher einzelner Volksangehörigen. Im ersteren Falle reden wir von Massenpsychose: Krieg, Umsturz, Bolschewismus usw.; im letzteren Falle von Verbrechen. Es wird wohl kaum noch lange währen, bis man solche Unterscheidungsmethoden gefunden hat, und dann ist der Gang der Entwicklung im Sinne der modernen Kriminalpathologie nicht mehr aufzuhalten. Die Forderungen, welche im Namen des Kulturgewissens, der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der allgemeinen Sicherheit und vor allem wahrer Religiosität für die Zukunft erhoben werden müssen, ergeben sich aus den Tatsachen, die ich erzählte, so klar und deutlich von selbst, daß es kaum nötig ist, sie eigens zu formulieren. In Kürze sind es diese: der Unterschied zwischen Zuchthaus und Gefängnis hört auf; beide gehen in den neuen Verwahrungsanstalten auf. — Die Gerichte entscheiden nur noch darüber, ob ein Mensch, der als Schädling für die Allgemeinheit erwiesen oder empfunden wird, einer solchen Verwahrungsanstalt zugeführt werden soll. Wie lange er der seelisch-pfleglichen („psycho-therapeutischen") Fürsorge der Verwahrungsanstalt anvertraut bleibt, wird nicht vom Gericht entschieden, sondern von der Leitung dieser Anstalt selbst, in welcher daher nicht so sehr die juristischen und fiskalischen Beamten als vielmehr die ärztlichen, geistigen, religiösen Seelenpfleger bestimmend sein werden.

Ausgenommen hiervon bleiben diejenigen Jugendlichen, welche mangels einer zureichenden Erziehung verroht und verkommen und daher eine ständige Gefahr für die Allgemeinheit geworden sind: das Lümmeltum mit und ohne Motorrad, das Strizzitum und Nuttentum, das in allen Ländern in immer bedrohlicherer Weise anwächst. Diese Jugendlichen haben ein Anrecht darauf, daß die ihnen bisher nicht zuteil gewordene Erziehung in besonderen Anstalten nachgeholt werde, und daß zu ihrem eigenen Heile alle Mittel, auch die strengsten, zur Anwendung gelangen, um sie vor dem endgültigen Untergang in Verbrechen, Trunksucht, Laster zu schützen. Es gibt viele durchaus nicht „rückständige", sondern ganz entschieden „fortschrittlich" und „reformerisch" gerichtete Leute, welche für dieses Lümmeltum die Prügelstrafe fordern, wenn auch nicht sowohl als „Strafe" wie vielmehr als Erziehungsmittel. Es ist das im Hinblick auf die em-

pörenden Roheiten, welche diese unerzogen ins Weltgetriebe hinausgestoßene und darin verwildernde Jugend so häufig verübt, auch ohne weiteres verständlich. Ein solcher Bursche, der, auf seinem Motorrade einherrasend, eine alte Frau rücksichtslos zuschanden fährt, der mit dem betäubenden Geknatter seines Motores die Nerven seiner Mitmenschen foltert, der kleine Kinder mißhandelt oder mit Geschlechtskrankheiten infiziert, der unerfahrene Mädchen verschleppt, mißbraucht, der Prostitution ausliefert, der jung angepflanzte Obstbäume umhaut, der Tierquälereien verübt, die ihn seelisch unter das Tier erniedrigen, der öffentliche Denkmäler, der Kunstwerke, der Kirchen besudelt usw., der scheint allerdings körperlicher Züchtigung durchaus würdig. Bei uns im Zuchthause waren die meisten Gefangenen durchaus davon überzeugt, daß solche Burschen geprügelt werden sollten, und unter sich haben die Leute auch von der Prügelstrafe mitunter Gebrauch gegen solche Elemente gemacht.

Wenn ich trotzdem das Prügeln verwerfen muß, so tue ich es auch gewiß nicht aus Zärtlichkeit, sondern weil ich es für ergebnislos halte. Schon Dostojewski zeigt in erschütternder Weise, daß Prügel, daß Rutenhiebe, daß Auspeitschung, daß sogar das entsetzliche Spießrutenlaufen ohne jedes dauernde Resultat bleibt. Jede solche Züchtigung ruft zwar Schrecken hervor, aber sie stumpft zugleich auch ab, und dies um so mehr, je öfter sie wiederholt wird, so daß das anfängliche Erschrecken, daß selbst das bis zur Todesangst gesteigerte Erbeben vor der Qual davon überwuchert und aufgezehrt wird. Ich habe keine Auspeitschungen mehr erlebt, aber was ich an Gleichgültigkeit gegen physische Schmerzen bei jugendlichen wie bei älteren Zuchthäuslern gesehen habe, bestätigt vollauf Dostojewskis Nachweis der völligen Zwecklosigkeit der Prügelstrafe. Es gibt andere Mittel genug, um die unerbittliche Strenge zu zeigen, welche in gewissen Fällen vor allem im Interesse des Züchtlings selbst oft unumgänglich ist. Das Prügeln zerstört nur die Autorität des Erziehers, indem es das Eingeständnis in sich schließt, daß dieser mit den geistigen Kräften seiner Persönlichkeit zu Ende und also geistig unzulänglich ist. Es hatte nur Sinn, solange die Auspeitschungen öffentlich waren; nicht weil sie sehr abschreckend und verbrechen-verhindernd gewirkt hätten — im Gegenteil: sie wirkten verrohend und daher verbrechen-vermehrend —, sondern weil sie der Bevölkerung Gelegenheit gaben, ihre seelischen Stauungen abzureagieren, sich der durch das Roheitsvergehen in ihr hervorgerufenen Empörung zu entladen. Auch das ist für die seelische Volksgesundheit notwendig; aber auch dafür gibt es Mittel, die nicht zugleich auf der anderen Seite schlimmer machen, was sie auf der einen Seite bessern.

Der vom Gericht der Verwahrungsanstalt Übergebene bleibt so lange hier, bis die Leitung dieser Anstalt, die ihn nun

genau kennenlernt, die Überzeugung gewonnen hat, daß er innerlich so weit gewandelt, gesundet, gefestigt sei, daß er weder der Allgemeinheit noch sich selbst mehr zur Gefahr werden kann. Erweist es sich, daß tieferliegende psychopathische Anomalien oder Störungen vorhanden sind, so wird er einer der den Verwahrungshäusern angegliederten, psychiatrisch geleiteten kriminal-pathologischen Beobachtungs- und Pflegeanstalten zugeführt. Dies Verfahren wird gar nicht selten als viel strenger empfunden werden wie das seitherige, obwohl es die sinnlosen Quälereien des letzteren abgestreift hat. Wird doch recht oft der Fall eintreten, daß die Anstaltsleitung eine viel längere Verwahrungsperiode für notwendig befinden muß als das Gericht, das ja nur auf die in dem betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches vorgesehene Strafzeit zu erkennen braucht und dabei meist sogar noch nicht einmal bis zur Höchststrafe gehen darf. Zahllos sind heute die Fälle, in denen dem Angeklagten nur ein oder nur einige Vergehen nachgewiesen werden können, während er in Wirklichkeit viele andere, oft weit schlimmere, auf dem Gewissen hat, die man ihm zufällig nicht nachzuweisen vermag; ganz abgesehen davon, daß mancher nur zu einer kleinen Strafe Verurteilte innerlich zu weiteren und oft schwereren Untaten nicht nur fähig, sondern auch bewußt entschlossen ist, und daß man ihn vor deren Begehung doch nicht bewahren kann, weil der Paragraph es nicht erlaubt. Er darf jetzt nicht länger im Gefängnis behalten werden, als die vom Gericht bemessene Frist gestattet, die zuweilen, dem Gesetz entsprechend, so kurz sein muß, daß von einer psychischen Heilung, daß von einer seelischen Wandlung innerhalb derselben gar keine Rede sein kann. Der Verurteilte muß genau in dem Zustande entlassen werden, in dem er kam, meist sogar in einem für ihn wie für die Allgemeinheit noch bedenklicheren, weil ihn die in der Haft ausgestandenen Entbehrungen erbittert und noch „genußsüchtiger", also noch bereiter zum Verbrechen gemacht haben.

Anders in Zukunft, wo er, gleichviel, ob ein schweres oder ein leichteres Delikt ihn der Verwahrung anheimfallen ließ, bleibt, bis er eine höhere Gewähr für sein Verhalten bietet. Dabei darf natürlich nicht die sogenannte „gute Führung" maßgebend sein, denn diese ist meist nur eine kluge Anpassung an die Hausordnung und daher gar kein Symptom für eine innere Wandlung oder Gesundung. Wir haben ja gesehen: „einwandfreie Führung" heißt meist nicht viel mehr, als daß der Gefangene den Beamten bequem ist. Nun aber kann ein Gefangener, der den Beamten sehr unbequem ist, unter Umständen ein ganz besonders ehrenwerter Charakter sein: nämlich, wenn die Unbequemlichkeit, die er den Beamten verursacht, aus berechtigter Ablehnung von Mißbräuchen erwächst. Es muß daher nicht nur eine übergeordnete Stelle da sein, welche die Beschlüsse der Anstaltsleitungen nachprüft und Will-

kürlichkeiten abstellt, sondern es muß auch der Allgemeinheit selbst, als der obersten Instanz, in einem seither unbekannten Maße Gelegenheit gegeben sein, mit zu prüfen und mit zu entscheiden, wer wieder hinausgehen soll und wer noch nicht. Dies kann wohl nur in der Form geschehen, daß gewisse, aus öffentlichen Wahlen hervorgehende Körperschaften das Recht erhalten, ständig mit allen Verwahrten in der Anstalt in Verbindung zu stehen, sie nach Belieben zu besuchen, sie genau kennenzulernen sowie mit Sitz und Stimme an den Beratungen der Anstaltsleitungen teilzunehmen. Die Allgemeinheit wird im Interesse ihrer eigenen Sicherheit besorgt sein, in diese Körperschaften solche Männer und Frauen zu entsenden, welche, wie die Ärzte, Geistlichen, Erzieher, Pfleger, besonderen Beruf zu dieser Aufgabe haben, und wird auch bemüht sein, daß jeder Verurteilte in diesem Ausschuß seinesgleichen findet: der Bauer den Bauer, der Industriearbeiter den Arbeiter, der Kaufmann den Kaufmann, der geistig und künstlerisch Schöpferische den, der ihn versteht, und daß vor allem die Frau hier Gelegenheit erhält, ihre nicht verstandesmäßige, aber darum um so tiefer dringende, herzlichere Veranlagung zum Einfühlen in die Seelen zum Heil des Ganzen wie des Einzelnen zur Geltung zu bringen.

Hierdurch wird der Allgemeinheit eine unendlich viel größere Verantwortlichkeit für den gefährdeten und gefährdenden Mitmenschen auferlegt als bisher. Die Gerichte sind jetzt ebensowenig verantwortlich zu machen wie die Strafanstalten, wenn der nach Verbüßung der ihm zuerkannten Strafzeit Entlassene rückfällig wird und womöglich noch schlimmeres Unheil über andre und sich selbst heraufbeschwört als vorher. Das Gericht verweist auf die ihm durch den Paragraphen vorgeschriebenen Strafmaße, an welche es gebunden ist, und die Strafanstalt auf den Richterspruch, an welchen sie ihrerseits wieder gebunden ist; und damit sind beide jeder Verantwortung der Allgemeinheit gegenüber enthoben, auch wenn sie, was jetzt gar nicht selten vorkommt, den Verurteilten in dem Bewußtsein ziehen lassen müssen, daß die schwersten Untaten von ihm zu erwarten sind. Das wird künftig anders sein, wenn die Allgemeinheit selbst die Verantwortung mit übernehmen und daher auch dafür sorgen muß, daß dieselbe, soweit irrende Menschen, wie wir alle sind, das überhaupt vermögen, auch wirklich getragen werden kann. Die Annahme mancher nach schärferen, ja grausamen Strafen verlangender Kreise, als ob die Umwandlung des jetzigen, hinter unserem allgemeinen Kulturniveau so weit zurückgebliebenen Strafmechanismus in eine seelenrettende, d. h. psycho-therapeutische Institution, die Strenge vermissen lassen und die sittlichen Grundbegriffe verwischen werde, ist völlig irrig. Auch in jeder Klinik, in jedem Irren- und Krankenhause geht es nicht ohne Strenge, ist Strenge ein therapeutisches Mittel höchsten Ranges und, wenn richtig,

d. h. mit herzlichem Einfühlen in die Seele des Pfleglings ausgeübt, eine große, eine unentbehrliche Wohltat für den Kranken, für den Gefährdeten, für den Gefährlichen! Jeder Arzt weiß, daß Strenge am rechten Ort und im rechten Augenblick dem Patienten einen kräftigen Halt gibt, ihn vor schädigenden Ausflüssen seines eigenen Innern, ihn vor verwirrenden, schwächenden Ausbrüchen seines Unterbewußtseins bewahrt, denen er sonst schutzlos preisgegeben wäre. Ein weites Gebiet der Suggestionstherapie mit ihrer kategorischen Befehlserteilung ist ja im Grunde nichts als Strenge. Aber hier erfolgt die Anwendung der Strenge nicht nach den Paragraphen eines verstandesmäßig-fühllos ausgetüftelten Schemas, sondern auf Grund sorgsamer, nur auf das Wohl des Pfleglings bedachter Einfühlung in dessen seelische und leibliche Konstitution und unter Berücksichtigung seiner besonderen Lebensverhältnisse, seiner erblichen Belastung, Hemmungen, Störungen usw. Darauf kommt es an! Auch in den Heilanstalten erstreckt sich die Strenge nicht selten auf Entziehung der Narkotika, der Rauschgetränke, des Geschlechtsverkehrs, ja auf weitgehende Einschränkungen in der Ernährung; Hunger- und Durstkuren sind in der modernen Medizin etwas ganz Gewöhnliches und werden „mit aller Strenge" durchgeführt, wo sie zum Heile des Pfleglings als notwendig befunden werden, auch wenn dieser zunächst bitterlich darunter leidet und dementsprechend schimpft. Und wie ist es nun gar mit der Chirurgie? Ist der meist mit Schmerzen verbundene operative Eingriff nicht auch ein Akt der Strenge? — Wie viele Schwerkranke, ja selbst Todkranke würden sich solche blutige Eingriffe gefallen lassen, wenn nicht der verantwortliche Arzt mit unbarmherziger Strenge darauf bestünde? — Aber das ist das Entscheidende: es geschieht, weil es dem Pfleglinge zum Heile dient, nicht weil ein Paragraphenschema es vorschreibt, nicht weil dem Vergeltungs- und Rachebedürfnis irgendwelcher, von dem Pflegling vielleicht geschädigter oder beleidigter oder bloß geärgerter Leute dadurch eine angenehme Befriedigung bereitet werden soll.

Eine gewisse Entladung der psychischen Spannungen, wie sie sich angesichts schwerer Untaten immer in der Volksseele einstellen, ist allerdings auch und bleibt unerläßlich. Es geht nicht an, die Regungen des Unterbewußten nur bei der kriminellen Minderheit und nicht auch bei den anderen Menschen, bei der nicht kriminellen Mehrheit in pflegliche Beachtung zu ziehen. Die durch Untaten in der öffentlichen Meinung aufgewühlten Erregungszustände müssen auf irgendeine Weise „abreagiert" werden, es muß ihnen „genug getan" werden. Es liegt eine hohe psycho-therapeutische Weisheit in den öffentlichen Exekutionen der alten Völker; das Stehen am Pranger, das ja in zahllosen, überaus volkstümlichen, teilweise sogar humoristischen Formen geübt wurde, gab den Massen Gelegenheit, sich durch Schimpfen, Toben, Plär-

ren, durch den Wurf mit faulen Eiern und Äpfeln abzureagieren und die durch die Untat des Angeprangerten hervorgerufene seelische Stauung zu entspannen. Daher auch die Öffentlichkeit der Hinrichtung mit der eindrucksvollen Wolke von magischer Symbolik, die sie umgab und die, genau wie, nach Aristoteles, die mit so gewaltigem, poetischem Pomp sich entfaltenden Blutszenen auf der tragischen Bühne, den Zweck hatten, die „reinigende" Abreagierung der in der Volksseele eingetretenen seelischen Spannungen zu erleichtern. Die alte Blutjustiz war ursprünglich keineswegs nur eine Abschreckungsjustiz, sondern auch immer ein therapeutisches Verfahren zur Entlastung des Verurteilten selbst einerseits, wie zur Heilung von Schädigungen der Volksseele anderseits. Es ist leicht nachzuweisen, daß ihre abschreckende Wirkung im großen und ganzen gleich Null war. Auch die für unser Empfinden schreckhafteste Blut- und Verstümmelungsjustiz hat die Kriminalität nicht einschränken können. Um wieviel weniger ist das zu erwarten von der heutigen Rechtsprechung und vom heutigen Strafvollzug, nachdem sogar das Zuchthaus so „human" gestaltet wurde, daß es für manche unserer ärmsten Mitmenschen — und das sind gerade die, welche am leichtesten dem Drange zum Verbrechen erliegen — überhaupt keine Schrecken mehr hat! In jedem Zuchthause sind einige, die außerhalb desselben niemals eine gesicherte Existenz gekannt und die sich hier — wenn sie's auch anderen gegenüber selten zugeben — außerordentlich wohlfühlen würden, wenn sie hier und da ein paar Zigaretten und ein paar Glas Bier bekämen, und wenn ihnen dann und wann die Möglichkeit geboten wäre, sich ein Weib zu suchen. Wenn man noch ernsthaft an die Abschreckungstheorie des rationalistischen Spießbürgertums glaubte, hätte man doch die Zuchthäuser nicht in solchem Grade ihrer Schrecken berauben, hätte man doch vor allem die öffentlichen Hinrichtungen, ja sogar nicht einmal die Folter abschaffen dürfen! Freilich erregen schwere Strafen Schrecken im Bewußtsein, aber die Quelle, aus welcher das Verbrechen entspringt, liegt ja gar nicht im Bewußtsein, sondern in unterbewußten Tiefen, welche von den im Bewußtsein registrierten Schrecknissen kaum berührt werden.

Aber wie kann man der durch Verbrechen aufgestörten Volksseele Genugtuung, d. h. die Möglichkeit der Abreagierung geben, wenn mit der Behandlung der Verbrecher keine öffentlichen Schrecknisse mehr verbunden sein werden? — Die Weisheit, die in den überlieferten Rechtsbräuchen der alten Völker zu uns redet, hat auch dafür vielfältige und höchst eindrucksvolle Formen gefunden. Eine der volkstümlichsten ist noch nicht so lang außer Übung gekommen: das „Kirchbußtun" der unehelichen Mütter in jenen, noch gar nicht weit hinter uns liegenden Tagen, wo namentlich auf dem Lande und in der Kleinstadt das Bekanntwerden außerehelichen Geschlechtsverkehrs noch seelische Störungen in der Gemeinde verursachte. Gleichviel woher diese kamen, ob aus

ehrenwerten oder gemeinen Vorstellungen: sie waren da und mußten abreagiert werden, wenn's nicht zu Schlimmerem kommen sollte, z. B. zu Akten der Lynchjustiz, wie sie die Dienstmädchen in Goethes „Faust" der gefallenen Geschlechtsgenossin androhen:

So mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' tun.

— — — — — — — —

Das Kränzel reißen die Buben ihr
Und Häckerling streuen wir vor die Tür.

Aber es gab auch Bußgänge für Männer und andere Bräuche, die ohne Grausamkeit und ohne Blutvergießen eine Entspannung der Gemüter bewirkten.

Es scheint von den allzu radikal fortschrittlichen Gegnern der jetzigen Strafjustiz oft übersehen zu werden, daß auch im Übeltäter, im Verbrecher selbst etwas abzureagieren ist, etwas Bedrückendes, wovon er seelisch nicht entladen werden kann, wenn er nicht „Buße" tut, wenn er nicht „abbüßt", wenn nicht eine Wiedergutmachung des seelischen Bruches, des seelischen Traumas herbeigeführt wird, das mit jeder Übeltat eintritt, wenn es auch nicht immer als „schlechtes Gewissen" voll zum Bewußtsein kommt. Man würde dem Verbrecher eine große seelische Wohltat, ja ein unentbehrliches seelisches Heilmittel entziehen und die ganze kriminal-pathologische Behandlung für den Verbrecher selbst ergebnislos machen, wenn man der Verurteilung und dem Strafvollzuge ganz den Charakter der Buße nehmen wollte. Wer seinen Mitmenschen oder der Allgemeinheit Schaden getan, der hat nun einmal etwas abzubüßen, etwas gutzumachen, gleichviel, ob er's aus krankhaften inneren oder äußeren Zwangslagen oder aus weniger entschuldbaren Ursachen getan. Er fühlt sich innerlich belastet und hat das Bedürfnis, entlastet zu werden; so ähnlich wie jeder, der Geld schuldig ist, sich auch davon belastet fühlt, bis er's zurückbezahlt hat. Die frechen Redensarten, mit denen mancher Leichtfuß sich und andere über diesen Stachel in der eigenen Brust hinwegzutäuschen sucht, beweisen nur, daß er den Stachel spürt. Man soll, man darf dem Verbrecher sein heiligstes Recht nicht nehmen: das Recht auf Wiedergutmachung! Erst wenn er's in sich deutlich fühlt, daß er abgebüßt habe, daß er, wenn auch nicht mit barer Münze, seine Schuld heimgezahlt, erst dann fühlt er sich wirklich wiederhergestellt, erst dann kann er, kann die Allgemeinheit erhoffen, daß er als ein Unbelasteter, innerlich Gereinigter, Ungefährlicher in die Freiheit hinaustritt.

Das hat mit Moralisterei und Sittenrichterei gar nichts zu tun; das ist nur ein, und zwar ein wichtiges Mittel kriminal-pathologischer Therapie. Entbehrung, Härten muß und will sogar mancher kriminell Gewordene ertragen, denn nur dadurch wird er innerlich frei von der Belastung, die ihn mit Minderwertigkeitsgefühlen quält und so nur allzu schnell wieder in die Sphäre der Kriminali-

tät abdrängen muß. Dieses Wiedergutmachungsbedürfnis, dies Abbüßenwollen ist ein so innerliches, daß die Leute kaum davon sprechen. Ja, es ist sogar verdächtig, wenn sie, z. B. dem Pfarrer gegenüber, viel davon reden, denn das kann aus Berechnung geschehen, um sich für Strafnachlaß oder Begnadigung einen guten Leumund im Hause zu machen. Man muß schon, wie ich, monatelang mit ihnen als ihresgleichen verkehrt haben, um herausfühlen zu können, wie viele dieses Entlastungsverlangen bedrückt, trotz aller frivolen Schwätzereien, mit denen sie es zu kaschieren suchen. Es ist bezeichnend, daß alle die Gefangenen — wir sprechen hier nur von den vieljährig Eingekerkerten, wirklich schwer Belasteten, nicht von den bloß flüchtig einmal durch das Zuchthaus streifenden lockeren Zugvögeln —, daß alle dies Bedürfnis empfinden, aus denen noch einmal wieder etwas werden kann, die einen nur oberflächlich verschütteten Fonds in der Seele haben, während die anderen ein solches Verlangen nach dem Rechte der ideellen Wiedergutmachung nicht kennen und eben darum für hoffnungslos gehalten werden müssen. Sie gehen nur hinaus, um wiederzukommen. Es ist für jeden einzelnen Menschen eine wichtige Frage, ob das Strafvollzugssystem die Gefährdung durch das Verbrechen vermindert oder ob es dieselbe konstant läßt oder gar vermehrt, sei es dadurch, daß es die entlassenen Sträflinge in Verhältnisse hinausgehen läßt, in denen sie geradezu gezwungen sind, neue Verbrechen zu begehen; sei es dadurch, daß es durch ungeistig-seelenlose Mechanisierung in ihnen psychische Komplexe züchtet und Explosionsstoffe anhäuft, durch deren Entzündung und Entladung sie notwendigerweise wieder in Verbrechen hineingetrieben werden. Beides ist jetzt der Fall. Aber das liegt weder am Personal, noch am Mangel technischer Einrichtungen und amüsanter Veranstaltungen, sondern es kommt vom Mangel an Geist; es kommt von der Wahnvorstellung, als ob man einen Betrieb, der es mit beseelten Menschen zu tun hat, gerade so mechanistisch, gerade so geist- und seelenlos abschnurren lassen könne wie irgendeinen technischen Betrieb. Es kommt daher, daß man zwar den einzelnen als schweren Psychopathen erkannten Sträfling psychiatrisch verarztet, daß man aber die Gesamtheit dieser allesamt ausnahmslos seelisch schwer Leidenden einem ganz und gar seelenlosen Mechanismus überantwortet; daß man diese Gemeinschaft von seelisch Leidenden — wenn auch nicht immer seelisch Kranken — allen Errungenschaften unserer wissenschaftlichen Seelenforschung und selbstverständlich auch unserer Religion zum offenen Hohne nicht ebenso wie den einzelnen mit den Augen des Seelenarztes betrachtet und ihre Leiden nicht durch entsprechende Pflege zu heilen sucht. Deshalb würde das Zuchthaus noch lange nicht aufhören, eine schwere Bestrafung für jeden zu sein, den das Schicksal hineinführt; sind doch auch unsere Kliniken,

unsere Irren- und Krankenhäuser, obwohl ihre Leitung in erster Linie ihr Augenmerk auf Pflege und Heilung richtet, für Unbemittelte keineswegs angenehme Aufenthalte und im Volke allenthalben nicht viel weniger gefürchtet wie Gefängnisse.

Daß also das Zuchthaus heute mit steigender Erbitterung in allen Ländern als eine „Kulturschande" empfunden wird, das liegt nicht an der Roheit einzelner Unterbeamten, nicht an dem Sadismus oder herzlosen Bürokratismus einzelner Oberbeamten, das liegt vielmehr an dem, unsere ganze einseitig-technische Spätlingszivilisation immer unmenschlicher machenden Wahne, als ob vernunftgemäßes, allerfassendes Organisieren, als ob höchst zweckhafte Technik allein alle Menschheitsprobleme lösen könnte; das liegt an dem unser ganzes modernes Dasein immer schrecklicher verödenden Bestreben, den Menschen nur noch als Maschinenteil zu bewerten und außer acht zu lassen, daß der Mensch eben darum und nur so lange Mensch ist, als er ein Geistwesen verkörpert und darlebt. Dies Sich-Darleben als geistige Persönlichkeit — nach Goethe das „höchste Glück der Erdenkinder" — wird dem Gefangenen durch die heutige mechanistische Methode des Strafvollzugs unmöglich gemacht, und damit wird ihm das genommen, was auch den armseligsten Menschen in den elendesten Verhältnissen immer noch hochhalten, ja stolz machen und beglücken kann. Man wird hohnlächelnd erwidern: die Herren Zuchthäusler als geistige Persönlichkeiten! — Das sind doch fast alles Leute, in denen alles Geistige, wenn sie es überhaupt je innegehabt, längst untergegangen ist! Schon ihre Herkunft macht sie ja zu geistig stumpfen Proletariern oder gar Proleten, die für nichts Geistiges ein Organ haben! — Jawohl! So scheint's, wenn man's von außen betrachtet! — Aber welche Überraschung, wenn man's von innen zu schauen bekommt! Das ist es ja gerade, was das Zuchthaus, vornehmlich insoweit es Zellengefängnis ist, unter richtiger geistiger Ausnützung der Einzelhaft zu einer Heilanstalt der Volksseele ohnegleichen machen könnte und was auch ganz gewiß die Zukunft aus ihm machen wird: daß hier, wo der Mensch jäh herausgerissen ist aus all den trübenden Verschleierungen, welche Elend, Laster, niedrige Umgebung, abstumpfende Fabrikarbeit usw. über sein geistiges Geheimnis geworfen, nun sich der Keim zu einer geistigen Persönlichkeit aus allen jenen staubigen Spinnewebennetzen herauswinden und entfalten kann, wenn ein Seelenkundiger, ein Berufener die wahren, heilsamen Geistesmächte auf ihn und aus ihm heraus wirken läßt! In dieser Richtung allein ist es möglich, aus den Strafanstalten wirkliche Gesundungshäuser für seelisch Erkrankte, für geistig und sittlich verunglückte Volksgenossen und damit für das Volk selbst zu machen.

Mit der Umwandlung der Strafanstalten in Verwahrungs-, Pflege-, Heil- und Erziehungsanstalten wird — vorausgesetzt, daß sie nicht in feigem und schmählichem Zurückweichen vor der dämonischen Verderbensmacht des Verbrechens, sondern in mutigem und strenggerechtem Ankämpfen gegen diesen Fluch der Menschheit erfolgt — auch zum ersten Male ehrlich versucht werden, der Forderung zu entsprechen, welche Christus aufgestellt hat sowohl durch seine Lehre, wie durch sein Beispiel. Der Ehebruch war zur Zeit Christi in der Rechtsprechung des jüdischen Volkes ein mit Todesstrafe bedrohtes Verbrechen; die Ehebrecherin wurde durch einen Akt der Volksjustiz gesteinigt. Christus kommt dazu, als man eine Ehebrecherin in dieser martervollen Weise hinrichten will, und sagt: „Wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie!" Damit ist jede Verurteilung eines Mitmenschen für den Christen unmöglich geworden; denn ohne Sünde ist niemand, d. h. Wirkungen der im Untergrunde, im Unterbewußtsein des Menschenlebens vor sich gehenden pathologischen Prozesse („Erbsünde") erstrecken sich in jeden Einzelmenschen hinein, und der Verbrecher ist vom Nichtverbrecher nur graduell unterschieden, d. h. seine kriminellen Anlagen machen sich beim Verbrecher auch nach außen hin auffällig bemerkbar, beim Nichtverbrecher aber nicht oder nur unauffällig. Goethe bekannte offen von sich in einem Briefe an Schiller, daß er bei genauer Selbstprüfung in sich die Anlage zu allen Verbrechen, auch zu den furchtbarsten, gefunden habe, und daß es nur daran liege, daß diese Anlagen niemals günstige Entwicklungsbedingungen fanden, wenn er nicht zum Verbrecher geworden sei. Noch viel wuchtiger haben andere große Selbstanalytiker das von sich bekannt, darunter tief religiöse Genies wie Paulus, Augustinus, Luther, in neuester Zeit Tolstoi und Dostojewski. Nur der moderne Spießer, darauf pochend, daß man ihm zufällig keine Verfehlung gegen das Strafgesetz hat nachweisen können, hält sich für hocherhaben über das Verbrecher- und Zuchthäuslerpack und fordert die brutalsten, womöglich martervollsten Strafen gegen die seinen bürgerlichen Egoismus belästigenden Missetäter, ohne zu ahnen, daß jeden Augenblick auch für ihn die Stunde kommen kann, wo er, z. B. unter dem Einfluß alkoholistischer oder sonstiger krankhafter Entartung, geschlechtlicher oder anderer Überreizungen zum Verbrecher werden kann. Beispiele dafür liest man täglich in der Zeitung. Da also — und hier stimmen die Ergebnisse der neuesten Forschung wieder ganz mit den altreligiösen Erkenntnissen überein —, da also niemand gerecht ist, d. h. ohne verbrecherische Anlagen und Neigungen, so kann auch niemand gerecht urteilen. Drum ist der klar ausgesprochene Christusbefehl: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" ganz in Übereinstimmung mit der heutigen Seelenerfor-

schung und durchaus verständlich, indem er klar und deutlich sich auf die Tatsache gründet, daß jeder Mensch dahin kommen kann, gerichtet zu werden, weil jeder die Anlage zu Untaten in sich trägt wie eine Meute mühsam eingesperrter Bestien, deren Käfig nur durch irgendeine, von dem betreffenden Menschen selbst unabhängige Erschütterung geöffnet zu werden braucht — und sie stürzen hervor und — wir erleben es fast täglich — reißen den Menschen zu Handlungen hin, die niemand je von ihm erwartet hätte, am wenigsten er selbst.

Christus verwirft daher jedes Gericht durch Menschen, jede Justiz, auch jedes Zivilrecht, und fordert von denen, die ihm nachfolgen, daß sie auch in ihren Privatangelegenheiten niemals ein Gericht in Anspruch nehmen, sondern sich, spätestens noch auf dem Wege zum Richter, miteinander ausgleichen sollen durch gegenseitiges versöhnliches Entgegenkommen. Wenn man vor Gericht gezogen oder geschleppt wird, soll man sich — das zeigt sein eigenes erhabenes Vorbild vor dem jüdischen wie vor dem römischen Gericht — nicht einmal verteidigen, weil das ja schon eine Anerkennung des Gerichtes, der Rechtsprechung durch Menschen in sich schließen würde: so absolut ist ihm jedes Richten verwerflich! Was sodann die von den Gerichten abgeurteilten Verbrecher betrifft, so ist sein Herz, sein Wort und seine Tat sogar am Kreuze noch ganz und gar auf seiten der mit ihm verurteilten und hingerichteten Schwerverbrecher. Was diesen Vorgang so aktuell macht, das ist die Tatsache, daß die Verurteilung des als Hochverräter angeklagten Jesus von Nazareth auf Grund der beiden selben Rechtsnormen erfolgte, die auch heute noch für uns verbindlich, welche die Grundlagen unserer heutigen Rechtsnormen sind: das mosaische und das römische Recht! Was das letztere betrifft, so gilt es auch den modernen Rechtslehrern noch als unübertreffliche Quelle aller Urteilsfindung; und was das mosaische Gesetz betrifft, so hat ein deutscher Ministerpräsident erst kürzlich wieder verlangt, daß „die zehn Gebote Gottes", d. h. also das Gesetz Mosis, die Richtschnur all unseres Handelns sein und bleiben müsse; jedenfalls für die christlichen Kreise unter unseren Zeitgenossen! Aber um alles in der Welt: was ist's denn dann mit all unserer Rechtsprechung, wenn die Anwendung dieser beiden, heute noch als die „vollkommensten" anerkannten Rechtsformen zur Verurteilung Jesu Christi und zu dessen martervoller Kreuzigung führen konnte, zum verabscheuungswürdigsten Verbrechen, das die ganze Geschichte der Menschheit mit Schmach bedeckt?

Angesichts dieser Tatsachen ist es unfaßlich, wie gerade solche Kreise, die sich für gute Christen halten, noch der Abschreckungsjustiz das Wort reden und der doch nicht aufzuhaltenden Umformung des Strafrechts in eine kriminal-pathologische Fürsorge entgegentreten können, wie das z. B. von dem früheren Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons auf dem Deutsch-Evange-

lischen Kirchentage 1930 in Nürnberg geschah, wo er forderte: dem Richter müsse eine Handhabe gegeben werden, die ihm strenges Vorgehen ermögliche. Der Christ brauche einen gnädigen Gott, aber einen strengen Richter. — Und der Kirchenausschuß als solcher stimmte dem in einer offiziellen Entschließung auch noch zu! Bei einem Manne, welcher einmal der Präsident des höchsten Gerichtshofes war und sein ganzes Leben lang in juristischen Fachangelegenheiten aufgegangen ist, kann man es schließlich noch verstehen, wenn sich ihm über der Sorge um Hochhaltung der Justiz der Blick auf den vor der Ehebrecherin in den Staub sinkenden Christus und auf den durch strengen Richterspruch gekreuzigten Jesus von Nazareth verwirrt; aber auf einem evangelischen Kirchentag sollte man doch erwarten dürfen, daß Christus und sein Evangelium selbst und nicht die, wenn auch gewiß ernst und gewissenhaft gemeinte, Sorge um die Justiz das Entscheidende sein müßten, noch zumal das, was Christus und die Evangelien fordern, von der heutigen wissenschaftlichen Seelenforschung bestätigt wird, also auch von dem anerkannt werden muß, für den Christus keine göttliche Autorität ist.

Nun wird die Entwicklung durch Resolutionen ja nicht aufgehalten werden; für die Kirche selbst aber bringt eine solche Stellungnahme schwere Benachteiligungen. Sie erschwert sich mit diesem, immer wieder schroff betonten Eintreten für die Vergeltungs- und Abschreckungsjustiz den Weg zum Herzen der Eingekerkerten. Es ist auch für den liebevollsten, den Gefangenen sympathischen Anstaltsgeistlichen, wie die unseren in Ebrach waren, ganz unmöglich, die durch die schroffe Haltung des offiziellen Kirchentumes aufgerissene Kluft zu überbrücken. — Die kirchlich-offizielle Stellungnahme wird begründet mit der Theorie von der „Freiheit des Willens", nach welcher jedem Menschen gegeben ist, sich in jedem Falle für oder gegen das Böse zu entscheiden, und wonach daher auch jeder Mensch „voll und ganz verantwortlich gemacht" werden müsse für alles Böse, das er tut; vorausgesetzt, daß es eine Stelle gibt, die entscheiden kann, „was gut und böse ist", eine Entscheidung, welche nach der Bibel (1. Mos. 2, 17) dem Menschen ausdrücklich versagt ist, was auch mit den Feststellungen der neuesten Forschung übereinstimmt. Es muß Theologen überlassen bleiben, nachzuweisen, inwieweit die Theorie vom „freien Willen" aus Worten Christi und der Apostel begründet werden kann; außer Zweifel steht jedenfalls, daß, auch wenn die Freiheit des bewußten Willens sich aus den Urkunden des christlichen Glaubens begründen ließe, sie im Menschen fortgesetzten Anfechtungen, Trübungen, Versuchungen, Verwirrungen vom Unterbewußtsein her ausgesetzt, und daß es dem Menschen also gar nicht möglich ist, von dieser göttlichen Gabe des „freien Willens" Gebrauch zu machen. Wäre es anders, so würde Christus die Seinen nicht angewiesen haben, zu beten: „Führe uns nicht in Versu-

chung!" Vor allem würde er aber dem Petrus nicht vorausgesagt haben, daß er seinen angebeteten Herrn und Meister verleugnen und damit genau das Gegenteil von dem tun werde, wofür er sich in seinem freien Willen entschieden hatte. Der Wille des Menschen wird, mag er tausendmal für das Gute optieren, nach der uns durch die Evangelien überlieferten Anschauung Jesu Christi fortgesetzt von außermenschlichen, dämonischen, satanischen Mächten abgelenkt, betäubt, mißbraucht, in sein Gegenteil verkehrt, so daß Paulus schließlich in die erschütternde Klage ausbricht: „Das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich — ich elender Mensch!" (Röm. 7, 18—24.) Danach führt der Mensch, auch der christlichste, auch der frömmste und beste, ein Doppelgängerdasein: nach seinem inneren Menschen will er das Gute, nach seinem äußeren Menschen ist er rettungslos dem Bösen preisgegeben, und er hat, nach Paulus, keine Möglichkeit, aus dieser Zwiespältigkeit herauszukommen, als allein dadurch, daß er sich selbst ganz und gar aufgibt, daß er sich hingibt an den göttlichen Liebeswillen und durch dessen zeugende Geisteskraft Christus in ihm wiedergeboren wird und, wie der Apostel schreibt, „Gestalt annimmt". Daß dieses innere Erlebnis in der Tat eine Befreiung des Willens von den herabziehenden Gewalten des Unterbewußtseins herbeiführen kann und also in gewissem Sinne eine Wiederherstellung des freien Willens bedeutet, das beweisen unzweifelhaft die Erfolge der Mathilda von Wrede.

Die Mahnung Christi: „Richtet nicht!" hat aber noch einen warnenden Zusatz: „auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" Auch diese Warnung wird von der geschichts-psychologischen Forschung richtig befunden insofern, als das Richten und Hinrichten die kriminelle Belästigung und Gefährdung der normalen Mehrheit, in deren Interesse es erfolgt, nicht verringert, eher steigert und in den Massenopfern dieses Richtens eine beständig wachsende Bedrohung der gesellschaftlichen, bürgerlichen und staatlichen Ordnung heranzüchtet: einen mit qualvoll verhaltenem Ingrimm unterirdisch stets auf seinen Augenblick lauernden, verderbenspeienden Drachen, eine lernäische Schlange, welcher für jeden durch Richterspruch abgehauenen Kopf zwölf andere Drachenhäupter mit Giftzähnen und Flammenzungen nachwachsen, wobei es durchaus nicht nötig ist, daß der Kopf gleich in den Sack der Guillotine fällt. Wer nicht in der Welt der Zuchthäusler und der Kriminellen zu Hause ist, kann sich überhaupt gar keine Vorstellung von der geradezu vulkanischen Spannung in solch einem Massenkerker machen.

Die Entschließungen der kirchlichen Ausschüsse und Verbände besagen gewöhnlich, daß durch eine Milderung des Strafgesetzes und -vollzuges das Rechtsbewußtsein des „Volkes" getrübt und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht im Empfinden des „Volkes" verwischt werde. Ohne Zweifel verstehen diese kirchlichen Kreise selbst unter dem Ausdruck „Volk" immer die Gemeinschaft

sämtlicher Staatsangehörigen; aber im täglichen Gebrauch dieses Wortes und namentlich in unserem Zusammenhang werden mit demselben immer nur die Staatsangehörigen verstanden, welche nicht den durch Besitz und sogenannte Bildung privilegierten Schichten angehören: jene „untergeordneten Massen", für deren Wohlverhalten und sittliche Besserung sich manche kirchliche Kreise mitverantwortlich fühlen. Ganz zweifellos ist es diesen ernste Gewissenssache mit dem Verantwortlichkeitsgefühl, und es wäre ebenso frivol wie töricht, ihre so entschieden und oft kundgetane Anschauung unbeachtet zu lassen. So „rückständig" sie auf den ersten Blick erscheinen mag, so wird doch wohl jeder, auch der kirchenfeindlichste Zeitgenosse, etwas unbestreitbar Zutreffendes darin finden, nämlich, daß mit dem bloßen „Mildern" ebensowenig getan ist und ebensoviel verdorben wird wie mit dem „Verschärfen". Diese beiden Begriffe scheiden überhaupt aus, wo einzig nur noch eine völlige Erneuerung auf ganz neuen Grundlagen in Frage kommen darf, Grundlagen, welche jedoch, wenn man sie mit dem geistigen Auge zu durchdringen sich bestrebt, sich als ganz dieselben herausstellen wie die jeder wahren Religiosität auch, und wie sie nirgends einen so deutlichen und erhabenen Ausdruck gefunden haben als in dem Christuswort: „Liebet eure Feinde!" Auch der Verbrecher ist ein „Feind", ein Feind jedes Nichtverbrechers, und verdient — nach Christus — geliebt zu werden. Und ferner gebietet Christus: „Tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." (Matth. 5, 44—45.) Christus sagt ausdrücklich: „Ich bin nicht gekommen, die Seelen zu verderben, sondern sie zu erretten." Demnach müssen die Abwehrmaßnahmen gegen das Verbrechen so gestaltet sein, daß durch dieselben die Seelen der Betroffenen nicht noch mehr verderbt, sondern soweit irgend möglich dem Geistigen und Sittlichen zurückgewonnen und dadurch gerettet, nicht aber durch einen fühllosen, wenn auch „humanitär" frisierten juristischen Schematismus endgültig abgetötet werden. Und das will ja die modernwissenschaftliche Kriminalpathologie auch.

Ein anderes Christuswort lautet: „Richtet nicht nach dem Ansehen", nicht nach dem Augenschein, „sondern richtet ein gerechtes Gericht!" (Joh. 7, 24.) Nach dem Empfinden der Zuchthäusler und jener allerärmsten Volkskreise, die durch tausend Nöte, an denen nicht sie Schuld tragen, sondern die Allgemeinheit, fast zwangsläufig dem Verbrechen verfallen müssen, verstoßen die Forderungen der kirchlichen Behörden und Verbände deshalb gegen dieses Christusgebot, weil sie nur „das Volk" ansehen, nicht aber mit zum Ausdruck bringen, daß eine unabsehbare Masse der allerärgsten, die Allgemeinheit im ungeheuerlichsten Maße an Seele und Leib schädigenden Verbrechen gar nicht vom „Volke" begangen wird, sondern von denen, die sich nicht als „Volk", die sich über dem Volke fühlen,

deren Untaten aber meist gar nicht als solche bekannt und noch viel weniger als solche abgeurteilt werden, weil die wohlhabenden Kreise in der Lage sind, gestützt auf hervorragende Rechtsberater, die Bestimmungen des Strafgesetzes auf juristisch einwandfreie Weise zu umgehen. Ihre Transaktionen, Spekulationen, Schiebungen haben meist nicht das Ansehen von strafbaren Handlungen, sind aber sehr oft tausendfach schlimmere Verbrechen gegen das Volkswohl als jeder offenkundige Raub und Mord. Ein „rechtes Gericht", wie es Christus meint, würde also nicht so sehr den augenscheinlichen Täter eines solchen, unter der Wirkung von Berauschungsmitteln begangenen Verbrechens treffen als vielmehr in erster Reihe denjenigen, welcher, obwohl er dem „Augenschein" entrückt bleibt, durch Vertrieb und reklamehaft-suggestive Aufnötigung von Rauschmitteln z. B. in unzähligen einzelnen Tätern erst die Disposition zur Untat hervorgerufen hat.

Die Tatsache, daß diese, in juristisch einwandfreier Weise vorgehenden Groß- und Größtverbrecher, zu denen z. B. auch gewisse Politiker gehören, die aus persönlicher Macht-, Ruhm- und Gewinnsucht ganze Völker in Krieg und Revolution stürzen, niemals vom Strafrecht erfaßt werden können, ist den Zuchthäuslern genau bewußt. Man redet im Zuchthause täglich davon; und die Erbitterung so vieler Strafgefangener gegen alles Kirchliche kommt eben hauptsächlich auch daher, daß sie in dem Ruf nach „Strenge" den Hinweis auf das Groß- und Größtverbrechertum vermissen. Sie vermissen die Forderung, daß eine Rechtsprechung, welche diesen Verbrechern „höheren Grades" gegenüber machtlos ist und nur die kleinen Einzelverbrecher aus dem „Volke" erfaßt, die oft zwangsläufig Verbrecher werden mußten, durch ein gerechteres Recht ersetzt werden müsse, wenn anders dem Gebote Christi genuggetan werden soll: „Richtet nicht nach dem Augenschein!"

Wohin diese zwar ungesetzliche, aber tatsächlich bestehende Straflosigkeit des Größtverbrechers führt, sehen wir heute schon in den Vereinigten Staaten! Die, wie früher gezeigt, aus dem Sport stammende völlig „amoralische" Bewunderung des sensationellen Rekorderfolges macht dort die auf dem Wege des Alkohol- und Kokainschmuggels Millionen und aber Millionen erbeutenden Chefs der „Gangsters" wie z. B. Cappone oder Jack Diamond für Polizei und Rechtspflege einfach unantastbar, obwohl sie auf offener Straße am hellichten Tage die frechsten Räubereien und blutigsten Mordtaten begehen. In der „Vorurteilslosigkeit", mit der man diese Verbrecher-Stars ganz wie Filmgrößen zu bewerten beginnt, spricht sich aber auch die an sich richtige Erkenntnis aus, daß sie letzten Endes nichts anderes tun, als gar viele sonstwie zu großem Reichtum Gelangte auch getan; nur daß diese es verstanden, „juristisch einwandfreie" Wege einzuschlagen bei der Übervorteilung oder Ruinierung ihrer Mitmen-

schen, jene aber, die Gangster-Helden, es verschmähen, ihre Beutezüge ängstlich und fürsichtiglich um die Gesetzesparagraphen herumzusteuern, sondern es vorziehen, als „Rekord-Sportsmen" sich todesmutig über dieselben wegzusetzen. Um dieses „famosen Sportes" willen „favorisiert" man sie wie erfolgreiche Herrenreiter und Boxweltmeister. Als Jack Diamond, der gefeierte „Verbrecher-König", bei seiner Rückkehr aus Europa, wohin er sich vor den mörderischen Nachstellungen seiner „Konkurrenz" — nicht etwa vor der Kriminalpolizei — geflüchtet hatte, in Neuyork von seinen Rivalen gleichsam unter den Augen der Polizei angeschossen wurde, ohne daß die Behörde sich rühren durfte, brachte die Presse darüber Berichte wie etwa den folgenden: „In wenigen Tagen wird Jack Diamond, mit einer Kugel im Leib, das Krankenhaus verlassen. Unbelästigt; nicht einmal von der Polizei. Zwei Detektive standen an seinem Krankenlager; ganze Patrouillen bewachten das Krankenhaus, standen Tag und Nacht Posten zum Schutze des hohen Patienten. In den Kirchen ist für seine Genesung gebetet worden, und Diamond, auf dessen Konto sechs Morde stehen, die er bestimmt auf dem Gewissen hat, ohne daß sie ihm nachgewiesen werden können, ist inzwischen der vielbewunderte Held der amerikanischen Massen geworden. Irgendeine geheimnisvolle Hand muß über seinem Schicksal wachen. Er verrät nicht, wer ihn töten wollte, keine Kugel, und sei sie noch so gut gezielt, wird ihm verhängnisvoll; kein Richter krümmt ihm ein Haar. Jack ist mehr als ein Durchschnittsmensch und hat allen Anspruch auf die vollste Sympathie seiner Mitbürger; vielleicht stellt sich ihm ein Heer unbezahlter Leibwachen jetzt zur Verfügung. Vielleicht beginnt jetzt erst seine Laufbahn unter dem Stern der Volksgunst. Und nicht nur der Gunst des Volkes!" Man las auch „Bulletins" in der Presse wie etwa dies:

„Gestern konnte Jack zum erstenmal ‚Hof halten'. Die Society hat sich bei ihm gemeldet. Mrs. Marko Robertson, eine der reichsten Damen der ‚Gesellschaft', hat es sich nicht nehmen lassen, dem heroischen Gangster ihre Bewunderung und Sympathie persönlich zum Ausdruck zu bringen. Sie ist mit ihrem Mann den beschwerlichen Weg zum Welfare-Spital unter der Queensborough-Brücke gegangen, hat ihre Visitenkarte abgegeben und hat im Wartezimmer geduldig gewartet, bis ihr der Weg zu Jack Diamond freigemacht wurde. Lächelnd und mit viel Grazie hat sie den Patienten nach seinem Befinden gefragt, sich erkundigt, ob er viel Schmerzen auszustehen hatte, wie es ihm in der neuen Umgebung gefalle, hat ihm gute Besserung gewünscht, ihn versichert, daß ihr diese Begegnung ein ganz besonderes Vergnügen war, eine Versicherung, die zurückzugeben der Gangsterheros so liebenswürdig war. Dann haben Mrs. und Mr. Robertson die Welfare-Insel verlassen, um nach der Park Avenue zurückzukehren. Jack Diamond aber wurde gesellschaftsfähig."

Man sieht auch in Europa schon den Tag kommen, wo den zögernden Versuchen der Kriminalpolizei, sich solch eines Stars bemächtigen zu wollen, ebensolche Widerstände in der Öffentlichkeit begegnen werden, wie heute schon in Neuyork und Chikago.

Wenn es aber erst so weit ist, wenn erst nicht mehr bloß die „juristisch einwandfrei" vorgehenden Größtverbrecher unangetastet bleiben, sondern auch die Stars unter den kriminellen von der öffentlichen Meinung gedeckt werden, weil man sie gar nicht mehr als „Verbrecher", sondern nur als Sports-Größen empfindet, weil das in der „neuen Gesellschaft" so stark vertretene nichtkriminelle Großverbrechertum sich ihnen zu wesensgleich fühlt: dann sind die seltsamsten Umwälzungen in der Justiz unausbleiblich.

Da also menschliches Richten weder die Größtverbrecher erfaßt, noch beim kleinen Einzelverbrecher die dem Augenschein entzogene seelische Tiefe jemals restlos ergründet und beim Urteil in Betracht zieht, so bleibt's bei dem Ausspruch Christi: „Richtet nicht!" denn euer Richten wird immer mehr oder weniger ein ungerechtes Richten sein und nach Maßgabe der menschlichen Schwäche auch bleiben müssen. Es besteht also zwischen dem Ausspruch bei Johannes: „Richtet ein gerechtes Gericht!" und dem bei Matthäus: „Richtet nicht!" nur dem „Augenschein" nach ein Widerspruch; in Wahrheit besagen beide dasselbe: es ist weder durch strenges noch durch mildes Richten und Strafen etwas gegen das Verbrechen, gegen die „Sünde" zu erreichen, da beides nie ganz gerecht sein kann. — Die Bekämpfung des Verbrechens vermag nach der unzweideutig zum Ausdruck gebrachten Meinung Jesu Christi einzig und allein dadurch zu geschehen, daß wir seinem Beispiele nachfolgen und den verbrecherisch veranlagten Menschen, der nach der Auffassung Christi und der Evangelien ebenso wie nach den Ergebnissen der modernsten Psychoanalyse stets ein „dämonisch" Besessener, d. h. von Ausbrüchen aus dem Unterbewußtsein, von der „Macht der Finsternis" überwältigter „Unseliger" ist, von dieser Besessenheit durch Einwirkung geistiger Kräfte zu heilen uns bemühen, und wenn wir dabei ebensowenig verurteilen und verdammen, wie er verurteilt und verdammt hat, und ebenso liebevoll und ebensooft vergeben und helfen, wie er vergeben und geholfen hat. Was selbstverständlich nicht ausschließt, daß Vorkehrungen getroffen werden, welche die Allgemeinheit vor einem ihr infolge unberechenbarer Ausbrüche gefährlich gewordenen, unseligen Menschen durch dessen zeitweise Verwahrung schützen und ihn, den Unseligen, zugleich vor sich selbst.

Das erschütternde Buch, in welchem Ingeborg Sick das heldenhafte Liebeswerk Mathilda von Wredes geschildert hat, war in unserer Ebracher Anstaltsbücherei in einer gekürzten deutschen Übersetzung vertreten. Aber es war derart begehrt, daß man's nie haben konnte! Endlich brachte es Gürtler einmal triumphierend in unsere Dreimännerklause, wo wir damals Weihnachten feierten. Es war ein völlig zerlesenes Büchelchen, das auf jedem Blatte Spuren von Zuchthäuslerhänden trug, die es geradezu durchwühlt zu haben schienen. Der Hausl las öfters daraus vor; zuweilen unterbrochen von krampfhaft zurückgehaltenem Schluchzen. Als er damit fertig war, schlug er mit seiner wuchtigen Bauernfaust auf das Buch und schrie: „Red's was's möcht's! Das ist das Einzige, das hilft!" —

Nur bei Menschen wie Joh. Gürtler, deren Wesen noch mit lebensvollen Organen tief hinabreicht in die Abgründe des Unerforschlichen, nur bei solchen konnten die geistigen, urchristlichen Kräfte noch aufgenommen werden und so segensvoll wirken, von denen Mathilda von Wrede erfüllt und getrieben wurde, in die schrecklichen Kerker des alten Rußland hineinzugehen; sie, ein zartes, junges Mädchen aus alter Adelsfamilie zu den „blutdürstigen" Räubern und Mördern! Moderne Zuchthäusler hätten für die Strahlungen, die von dieser, so wunderbar an die heilige Elisabeth gemahnenden Frauengestalt ausgingen, vielfach wohl kein Organ. Sie würden zum größten Teil gewiß allen Respekt vor dieser tapferen, jungen Dame haben, die in den angenehmsten Daseinsbedingungen ein behagliches und ehrenvolles Leben führen könnte, und die dennoch aus wahrer Menschenliebe zu ihnen, den Ausgestoßenen und Elenden, kommt, um ihnen zu helfen; aber sie würden doch andererseits auch den Wert dieser wohlgemeinten Hilfsbereitschaft sehr gering anschlagen, wo nicht belächeln und verulken, wenn sie schließlich sähen, daß sie ihnen zunächst keine Straferleichterung und -verkürzung, keine Vorteile bei Gründung einer künftigen neuen Existenz noch sonst irgendwelchen praktischen Nutzen in diesem ihrem Erdendasein bringt, sondern allein darauf gerichtet ist, den inneren Menschen aus seinem Todesschlafe zu wecken, der ewig im Ewigen zu leben berufen ist, und in dessen „Auferstehung von den Toten" der äußere, vergängliche Mensch mit allem, was er leidet, zu einer Nichtigkeit herabsinkt. Mathilda von Wrede würde mit vielen modernen Gefangenen ebenso wenig anfangen können, wie diese mit ihr, weil die Organe, auf welche sie wirkte, in dem entwurzelten Menschen von heute verkümmert und geschwunden sind. Das Ziel des Bolschewismus, wie schon des Kapitalismus, ist, aus dem durchgeisteten Menschentum rein aufs Zweckhafte, Technische eingestelltes, dieser technisch-zweckhaften Mechanik angepaßtes „Arbeitermaterial" zu ma-

chen; und er muß dabei gewaltsam vorgehen, weil es notwendig ist, den inneren Organismus, mit dem der noch urtümliche Mensch in seinem über- und untermenschlichen Wesensgrunde wurzelt, rücksichtslos auszureißen, gewissermaßen „abzutreiben" wie einen Keim, der keine Frucht mehr bringen soll, damit er dem äußeren Organismus, damit er dem äußeren, technisch verwendbaren Menschen keine Säfte und Kräfte entzieht, denn dieser äußere, intellektualistische Mensch allein wird ja beim zielbewußten Ausbau der modern-technischen Zivilisation noch gebraucht. Trotzdem haben sogar die Bolschewiken der Mathilda von Wrede ihre Verehrung nicht versagen können! Und das, obwohl sie ganz genau das Gegenteil von dem war, was der Bolschewismus, was jede moderne Weltanschauung als Erstes, als Notwendigstes fordert. Sie „organisiert" nicht, sie „gründet" nichts, sie treibt keine Propaganda, sie lehrt und erzieht nicht, sie tut weiter nichts, als was der heilige Franziskus auch, was vor allem ihr göttlicher Führer, was Christus selbst getan: sie wird freiwillig ganz und gar das, was diese Unglückseligen durch furchtbaren Zwang werden mußten, geht zu ihnen in ihre Kerker, teilt ihr Los, lebt wie sie, lebt nicht mehr für sich, sondern nur noch für diese Elendesten, die sie sich zu ihren Brüdern auserkoren hat, sie, die im Kreise der Mächtigen und Reichen in der glanzvollsten Gesellschaft willkommene Aufnahme gefunden hätte! Sie verwendet für ihren Lebensunterhalt nicht mehr, als wie der zaristische Staat damals, kurz vor und während der Revolution, für den Unterhalt des Gefangenen ausgab, einen Geldwert von etwa 32 Pfennigen; und wo bürokratische Ängstlichkeit ihr den Zutritt zu ihren armen Brüdern verwehren will, da erkämpft sie sich diesen und demütigt sich selbst um der Mörder und Räuber willen bis zu einem Kniefall vor dem Zaren, der ihr endlich alle Kerkertüren auftut.

Ihr Leben und Wirken, das erst vor wenigen Jahren seinen irdischen Abschluß fand, eine der wunderbarsten Erscheinungen unseres Zeitalters, ist in dem Buche von Ingeborg Sick niedergelegt; dies Buch einer hellsehenden Frau, nicht juristisch-technische Fachschriften, muß man lesen, wenn man ernstlich Rettung sucht vor dem Verbrechen und für den Verbrecher! Man wird daraus ersehen, daß keine Organisation, keine „Reform", nichts von alledem, was der Intellekt, der sich allmächtig wähnt, aushecken kann, dem Eingekerkerten hilft, sondern allein jene geistige Macht, die in Gestalt dieser Frau in die dunklen Löcher hineingeht und den Ärmsten das bringt, was ihnen die moderne Welt genommen hat: den Geist der Liebe und dessen beseligende innere Welt! Wo sie in einen Kerker trat, da war wirklich „Weihnachten"; da wurde in der Finsternis eines unseligen Menschen das lichte Gotteskind wiedergeboren, das den Menschen von innen heraus frei und selig macht! Der Organisationswahn, der unser Zeitalter behext, entspringt der absoluten Lieblosigkeit der zivilisatorischen

Mechanisierung und der von ihr durchdrungenen Menschen. Der entgötterte oder „gottlose" technische Mensch erkennt die Rückständigkeit des Strafvollzugs und findet sogar theoretisch die sinnlosen Quälereien, welche hier über Psychopathen, Hysteriker und Besessene verhängt werden, die nicht „schlechter" und nicht „besser" sind, als andere Psychopathen und Hysteriker auch, als eine Ungeheuerlichkeit. Er fühlt sich in seinem intellektuellen Ehrgeiz durch diese „Rückständigkeit" beleidigt und beschließt, sie durch „geeignete Reformmaßnahmen" zu beseitigen. Natürlich — erklärt er von der Höhe seiner humanen Weltanschauung und Intelligenz herab — natürlich kann man sich da weder um Einzelheiten, noch um den Einzelnen kümmern, man muß gleich „großzügig" auf organisatorischem Wege aufs Ganze gehen! Es wäre kleinliche Sentimentalität, die kostbare Zeit durch Eingehen auf die Privatschmerzen des einzelnen Eingekerkerten zu vergeuden. Nein: der hochintellektuelle Organisationstechniker senkt sich nachdenklich in seinen bequemen Klubsessel, entzündet eine delikate Importe, nimmt dann und wann einen raffiniert gemixten Drink und diktiert einem feschen Girl Reformideen, Gesetzesvorschläge, entrüstete Zeitungsartikel, Broschüren, Denkschriften in die Maschine. Die Schreibmaschine gibt's weiter in die Setzmaschine, diese in die Stereotypiermaschine, diese in die Rotationspresse, diese in die politische Maschinerie, diese in die Gesetzgebungsfabrik, diese in den bürokratischen Mechanismus. — Oder der Reformer ist eine hochintelligente, herzensgute Dame. Sie eilt in begeistertem Organisationsdrang von Versammlung zu Versammlung, von Stadt zu Stadt und dröhnt nur so von den richtigsten sittlichen und praktischen Forderungen, sie schreibt Artikel über Artikel, sie gründet Vereine und Verbände, und alles, was sie meint, fordert, schreibt, tut, ist klug, ist sittlich, ist schön. Es ringt der herzlosen Gesetzgebungsmaschinerie der Parlamente, es zwingt sogar dem abgestumpften juristischen Bürokratismus Zugeständnisse ab, die für die Gefangenen auch einige Erleichterungen bringen — und doch hilft das alles gar nichts, so wenig wie einem anderen Schwerleidenden ein erleichterndes Tränklein hilft, das momentan einige lästige Symptome verwischt, ohne doch das Leiden an der Wurzel zu packen. Aber es ist etwas geschehen! Die öffentliche Meinung darf sich wieder einmal beruhigen! Man gerät in hoch-offiziöse Trunkenheit über das zeitgemäße Reformwerk, der Gefangene wird mit einigen kleinen Änderungen beunruhigt, aber seine Seele bleibt so elend wie sie war, denn keine Organisation, keine Maschinerie gibt ihm, was allein die göttliche Liebe von Mensch zu Mensch schenken will und kann.

Mathilda von Wrede weiß nichts von Schreib-, Setz-, Druck- und sonstigen Maschinen. Aber sie wirft alles von sich, was dem Gefangenen genommen ist, alle Narkotika, alle „Freuden dieser Welt", sie kommt zu ihm in ärmlichem Gewand in sein Kerker-

loch, sie wird seinesgleichen, sie bringt ihm sich ganz und gar, sie bringt ihm die alles schenkende, nichts begehrende, alles verklärende, nichts als sich selbst verachtende, sie bringt ihm die schlechthin unwiderstehliche Liebe! — Dem Gefangenen wird nicht nur seine Haft durch ihr unendlich geduldiges Mitdulden erleichtert, er selbst wird ein anderer, er wird von dem grausamsten aller Schergen, die ihn folterten, befreit: von sich selbst!

Als die Bolschewiken die zaristischen Kerker in der Zeit des Umsturzes aufbrachen, bildeten sie eine eigene Leibgarde für Mathilda von Wrede, den „Engel der Gefangenen", welche diese hochadelige Dame, die Tochter eines zaristischen Gouverneurs, vor allen Ausschreitungen der roten Horden schützte, sie mit Milch, Brot und Heizung versah und wie eine Heilige verehrte. Welch eine himmlische Erscheinung mitten in der blutroten Hölle! „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." — Sie stand mit ihrem Wirken dem amtlichen Kirchen- und „Wohltätigkeits"betriebe gänzlich ferne, und es sind daher nicht Berichte aus spezifisch konfessionellen Kreisen, die uns ihre Erfolge bezeugen, sondern ganz im Gegenteil: es sind die bolschewistischen Atheisten, die sie anerkennen mußten und anerkannt haben. Wenn man sieht, wie diese Frau den rettungslos Verlorenen zum Retter wird, wie sie Frevler und Mörder wieder zu wirklich freien, erlösten Menschen macht, dann ergeben sich Zusammenhänge, die für den modernen Rationalismus absolut indiskutabel erscheinen, die aber nach dem Stande der neuesten psychischen Forschungen immer mehr als richtig erkannt werden. Tatsache ist: sie hat durch die rein geistigen Kräfte liebevoller Selbstverleugnung vielen geholfen, denen sonst auf keine Weise mehr zu helfen war, hat auch dann, und zwar dauernd geholfen, wenn es ihr nicht gelang, die äußere Schicksalslage des betreffenden zu erleichtern, etwa dadurch, daß das durch ihre Einwirkung eingetretene friedfertige Verhalten des Gefangenen die Verwaltung veranlaßte, ihm die Ketten abzunehmen, oder daß sie ihm überhaupt die Begnadigung erwirkte und ihn in das ländliche Asyl aufnahm, das sie sich von ihrem kleinen Erbe errichtet hatte und mit lauter von ihr erlösten Schwerverbrechern teilte, die sie von da aus wieder im bürgerlichen Leben unterbrachte. Die von der Justiz gemordeten Seelen hat sie wieder lebendig gemacht, indem sie dieselben mit dem Urquell alles Lebens aufs neue in Verbindung brachte, den sie in sich trug und der ja auch von sich bekennt: „Ich bin nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern sie zu erretten."

Auch Jacob Wassermann, der in der Zuchthausschilderung seines Romanes „Der Fall Mauritius" so tief in die Seele des modernen Eingekerkerten hineinblickt, soweit dies einem Menschen möglich ist, der nicht selbst jahrelang eingekerkert war, auch er sieht keine andere wirkliche Hilfe für diese als das Liebeswunder,

das von solchen in der Bergpredigt seliggesprochenen Menschen ausgeht, wie Mathilda von Wrede es war. Wassermann gibt uns eine Schilderung von einem amerikanischen „Engel der Gefangenen", der wie ein Zwillingsbruder der Mathilda erscheint und in dem als die eigentlich wirkende und beseligende Kraft ebenfalls „der Nazarener" erfühlt wird; und dies ist um so merkwürdiger, als der Mann, der in jenem Romane diese Schilderung des Gefangenenerlösers Hamilton La Due entwirft, nichts weniger als gläubig, ja, nicht einmal getaufter Christ ist, sondern ein religionslos-atheistischer Jude. — Ohne kirchlich-konfessionell irgendwie eingeordnet zu sein, ist doch auch dieser La Due ein wahrer Christusmensch, wenn anders das Christuswort Gültigkeit haben soll: „An ihren Früchten" — nicht an ihren Meinungen und nicht an ihren Partei- und Konfessionszugehörigkeiten — „sollt ihr sie erkennen." Auch er handelt, wie Mathilda von Wrede, als ein Freier, nur getrieben von der heiligen Macht göttlichen Liebesgeistes, der ihn sich zum Gefäß erkor, und für den es kein Urteilen, keine Frage nach dem Warum und Wozu gibt, sondern der einzig dem Drange folgt, der ihn zu den Unglücklichsten aller Menschen treibt, und der kein anderes Heilmittel kennt als die liebevolle Einigung im Geiste. Denn wenn er auch den Gefangenen mit äußeren Wohltaten zur Seite steht, so ist doch bei ihm ebenfalls der Geist der Liebe das endgültig und dauernd Helfende, die von ihm ausstrahlenden geistigen Kräfte, durch welche die der Liebe so ganz Entwöhnten in ihrem Innersten aufgewühlt werden und aus sich selbst heraus nun Kräfte entwickeln, die sie nicht mehr unselig werden lassen, die sie von nun an, allem äußeren Elende zum Trotze, hochhalten.

Wenn es nun auch vielleicht nicht viele „Frevler" unter den zahllosen Zuchthausinsassen der Gegenwart sein werden, welche noch die „klammernden Organe" haben, die göttliche Bruderhand des rettenden Abgesandten aus der geistigen Welt zu ergreifen, so habe ich doch gerade bei Johannes Gürtler erlebt, daß dies Eingreifen und Sichergreifenlassen tatsächlich Rettung, erst innere Befreiung und dann, als deren Auswirkung, auch äußere Freiheit bringt. Das ist aber auch die einzige wirkliche Rettung, die es für die einmal dem Zuchthause verfallenen Menschen gibt. Jedes andere Freiwerden hilft ihnen auf die Dauer gar nichts, solange nicht zuvor ein inneres Freiwerden von den unheilvollen Besessenheiten, Hemmungen, Zwangsideen, Begehrlichkeiten, lasterhaften Rauschzuständen usw. eingetreten, welche es dahin brachten, daß der Betreffende überhaupt ins Zuchthaus kam. Solange diese nicht überwunden und durch Einfluß einer überlegenen geistigen Macht erledigt sind, besteht nach wie vor die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß sie den von ihnen besessenen Menschen immer wieder dahin bringen, wohin sie ihn zuerst gebracht, daß dieser rückfällig wird. Nicht wenige von den Leuten, welche ich im Zucht-

hause kennengelernt, haben mir das selbst als Ergebnis ihrer Selbsterforschung bekannt.

Ihr Menschen, die ihr nie die Qual des Kerkers geschmeckt: vergeßt das nicht! Tausend und abertausend eurer unglücklichsten Mitmenschen rufen's euch durch den Mund eines ihrer Schicksalsgenossen zu! Vergeßt das nicht, weil uns sonst nichts helfen kann! Ja, vergeßt uns nicht, uns, die wir Menschen sind, wie ihr Menschen seid! Vergeßt uns nicht über eurem allzu geschäftigen Herumraten und Herumtasten an Reformen und Organisationen, die alle etwas Unmenschliches haben, weil auch höchste verstandesmäßige Bemühung niemals jenes Unerforschliche erfühlt, das „höher ist denn alle Vernunft", und das den Menschen erst zum Menschen macht, das auch uns Zuchthäusler zu Menschen macht, machen will, wenn ihr's uns nicht gewaltsam vorenthaltet! — Ihr Menschen in der weiten Welt da draußen, die ihr uns Zuchthäusler verachtet und als Aussätzige flieht, die ihr niemals aus dem bürgerlichen Behagen herausgerissen wurdet, welches tausend gewohnheitsmäßige und daher nicht mehr als solche bewußte Narkosen einlullend über euer ganzes Dasein breiten: ihr könnt euch freilich niemals einen Begriff davon machen, was den zu einem unmenschlichen Schicksal Verdammten die Herzen erschüttert, wenn sie in ihren braunen Sträflingskitteln auf den Bänken der Anstaltskirche sitzen und den bei aller Einfalt doch in Sprache und Melodie so gewaltigen Choral Gottfried Arnolds anstimmen: „O Durchbrecher aller Bande, der du immer bei uns bist", und wie der brausende Chorus so vieler Männerstimmen seltsam schwankt, wenn es heißt: „Schau doch aber unsere Ketten, da wir mit der Kreatur um Erlösung seufzen! — Aus dem Kerker laß die Seele!" — und wenn dann am Schlusse ein ekstatisches Aufleuchten in allen Augen, ein süßes Aufatmen verklärend auf allen Lippen schwebt, wenn endlich die ausgestreckte Hand des einzig wirklichen Befreiers ergriffen werden darf: „Liebe, zeuch uns in dein Sterben!" — Hier ist das Geheimnis des Eingekerkerten ausgesprochen: sein Los sinnbildet im kleinen das Los der gesamten Erdenmenschheit, nur daß ihm zum Bewußtsein gebracht wird, was der Gesamtheit nie bewußt zu werden scheint: daß der Mensch selbst ein Kerker ist, in welchem ein Göttliches schmachtet in einem aus Ungöttlichem, aus Tod und Verderben gemauerten Verließ, aus dem es nur durch das Göttliche selbst befreit werden kann: durch die an ihr verlorenes Kind sich hinopfernde göttliche Liebe.

EPILOG

Begnadigt!

Am 1. Oktober 1927 sollte ich nach einer Einkerkerung von beinahe fünf Jahren aus dem Zuchthause Ebrach entlassen werden, infolge der Begnadigungen, welche die Begehung des achtzigsten Geburtstages des Reichspräsidenten von Hindenburg ausgelöst hatte. Am Tage vorher schon brachte man mich aus meiner Zelle in einen größeren Raum des düsteren alten Klostergebäudes, wo bereits mehrere Schicksalsgenossen meiner harrten; denn außer mir waren noch zwölf andere Schwerverbrecher begnadigt worden. So saß ich nun da auf einer rohen Holzbank und war Zeuge der unbeschreiblichen Szenen, die sich um mich her abspielten. Denn unter den zwölfen waren solche, die viele, viele Jahre im Zuchthause zugebracht, einer, ein Mörder, sogar 32 Jahre! Nun war plötzlich das Ungeheure über sie gekommen: Freiheit! Etwas ganz Unvorstellbares, das trotzdem gegenwärtig da war: Freiheit! Etwas über alles Beseligendes, das doch jetzt plötzlich Schrecken verursachte: Freiheit! — Etwas über alles zu Fürchtendes, das aber doch Wonne bereitete: Freiheit! Etwas ganz Unwirkliches und sich nun, aller Unmöglichkeit zum Trotz, doch Verwirklichendes: Freiheit! — Sie waren wie schwer Berauschte um mich her: sie weinten und lachten zugleich, sie umarmten und küßten sich, sie tanzten, sie phantasierten wie Fiebernde, die einen von einem Schwatz- und Gestikulierbedürfnis besessen, in dem das plötzliche Sich-losgelassen-Wissen austobte, andere mit nach innen versunkenen Blicken und verschränkten Armen in der Ecke hokkend, wie wenn sie sich in dem ganz Unwirklichen selbst unwirklich geworden wären. Nach sieben, zehn, fünfzehn, dreißig Jahren Zuchthaus über Nacht — frei! Es ist zu viel, um den Menschen nicht zu zerreißen! Sie waren fast alle wie Zerrissene, die mit zitternden Fingern in ihren Rißwunden wühlten, um sich selbst immer weiter aufzureißen und einander in die Abgründe ihrer Seelen starren zu lassen, wo Hölle und Himmel wie in einem apokalyptischen Chaos ineinander flammten. Da aber jeder so zum Zerspringen überfüllt war von dem Übermaß des Erlebens, so kam keiner beim andern zum Worte. Sie überschwatzten, überschrien

einander, schlugen mit Händen und Füßen um sich, wirbelten einander im Tanz umher, wälzten sich am Boden. Dort kniete einer und betete, um sogleich aufzuspringen und mit Schaum vor dem Munde sich schamlos an der Ausmalung geschlechtlicher Ausschweifungen zu berauschen, in denen sein bisher brutalisiertes Triebleben nun Erlösung hoffte. Hier erzählte einer, ohne daß ihm jemand zuhörte, von einem in nebelhafter Vergangenheit versunkenen Daheim, von Vater und Mutter und Geschwistern; dort ein anderer von Frau und Kindern, und wieder einer von einer Braut oder Geliebten und tausend anderen Menschen, die er glaubte gekannt zu haben, ohne zu wissen, ob sie überhaupt noch existierten, oder ob sie jemals existiert hätten, und ob nicht alles nur Träume wilder Zuchthausnächte gewesen wären.

Einem dritten waren diese und alle anderen Verbindungen nach draußen längst abgerissen in den endlosen Zuchthausjahren, und Tränen, unermeßliche Tränenströme brachen ihm aus den Augen. Er warf sich mit lautem Knall auf die Bank und schluchzte, bis er plötzlich aufsprang und durch den Raum tänzelte, einen Gassenhauer pfeifend, wie er damals Mode war, als er „das da draußen" verlassen hatte: „Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume gesehn..."

Noch die ganze Nacht hindurch hörte ich, sooft ich aufwachte, wie sie lachten, irre redeten und schwärmten; denn man hatte mich nicht mit ihnen zusammengelassen, weil ich von Freunden im Auto abgeholt werden sollte, während die anderen, welche die Bahn benutzten, schon in der dunkeln Frühe durch die dröhnenden Klosterflure hinausgeführt wurden, um nach einer Morgensuppe und nach Empfang des kleinen, durch die Inflationsverluste auf einen Jammerbetrag zusammengeschrumpften Sümmchens, das den Arbeitslohn so vieler schwerer Jahre darstellte, den ungeheuerlichen Augenblick zu erleben, wo sich das eherne Tor auftut und ein einziger, übermenschlicher Schritt aus dem Kerkergrab in die „Freiheit" des Lebens führt — wie der einem Trunkenen gleich Hinaustorkelnde meint; in Wahrheit aber, um aus einem kleinen Kerker in einen großen, um aus einer wohldisziplinierten Hölle in eine andere, zügellose zu stürzen. Denn wer ist frei in dieser Welt? — Es sei denn, daß einer die göttliche Welt der Freiheit, das Geisterreich vollkommener Gestalten in sich trägt und sich dahineinretten kann, so wird er vergebens auf einen einzigen freien Augenblick hoffen in Zeit und Ewigkeit. Diese einzig wirkliche Freiheit kann man aber auch im Zuchthaus haben — ich bin dessen Zeuge.

Dennoch war es für mich, wie für jeden, der hier hoffnungslos begraben Gewesenen, ein Augenblick, den ich nicht glaubte überleben zu können, als ich den Schritt über die Schwelle ins Freie tat: in den goldenen Herbstmorgen hinaus! —